







X 11

fol. 128.





AUGUSTE FOREL RÜCKBLICK AUF MEIN LEBEN

RÜCKBLICK  
AUF  
MEIN LEBEN

VERLAG VON J. F. SCHÖNBERGER



AUGUSTE FOREL

RÜCKBLICK  
AUF  
MEIN LEBEN

*Leut. Dr. August Forel*

BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH





D'Auguste Forel

Früher, da ich unerfahren  
Und bescheidner war als heute,  
Hatten meine höchste Achtung  
Andre Leute.

Später traf ich auf der Weide  
Außer mir noch meh're Kälber,  
Und nun schätz' ich sozusagen,  
Erst mich selber.

*(Busch: Kritik des Herzens)*

Die Druckerschwärze ist so billig geworden, daß jeder, der durch Tat und Wort sich einen «Namen» schuf, auch einen Nekrolog riskiert. Ich habe mir so viele Freunde und Gegner geschaffen, daß ich befürchte, mein Nekrolog werde zugunsten irgendeiner tendenziösen Richtung benutzt. Deshalb zog ich es vor, meine Memoiren selbst zu schreiben, zumalen ich mir einbilde, daß ich mich weder über- noch unterschätze. Manche werden mir meine Ansichten übelnehmen; das tut mir aufrichtig leid. Aber die Wahrheit sagen, da, wo sie gesagt werden muß, und dabei niemand verletzen, ist eine Kunst, die meine Fähigkeiten übersteigt, und aus meiner eigenen Haut kann und mag ich auch nicht heraus. — Herrn Dr. Wolfgang Bach in Küßnacht und Fräulein Elise Proß in Stuttgart danke ich für ihre redaktionelle Mithilfe.

*Dr. Auguste Forel*





ERSTER THEIL

ENTWICKLUNGSJAHRE



## MEINE VORFAHREN

Vom Widerspruchsgeist des redlichen Vaters · Von der tieferrnsten, herzensfrommen Mutter · Strenggläubiger Protestantismus · Von Großeltern und Urgroßeltern · Gutsbesitzer, Fabrikanten, Oberste, Hugenotten, Freimaurer · Hofdame, Spinnrad und Locken · Eine französische Urgroßmutter dreht aus Abneigung dem Genfersee den Rücken zu · Von den schönen Kindheitserinnerungen an das großelterliche Landgut «La Gracieuse» bei Morges.

Der einzelne Mensch ist an sich nichts als ein Glied in der Kette ungezählter Generationen. In seiner Persönlichkeit, das heißt in der Summe seiner Eigenschaften, wiederholen sich nur die Eigenschaften seiner Vorfahren in unendlicher Kombination und mehr oder weniger abgeändert durch die Art, wie er in seinem individuellen Leben die ererbten Anlagen entwickelt. Daher spielen die ererbten Eigenschaften im Leben eines jeden eine ausschlaggebende Rolle, und so dünkt es mich gerechtfertigt, ein wenig deren Ursprung bei meinen Vorfahren, soweit er nachzuforschen ist, nachzugehen.

Mein Vater, *Victor Forel*, aus Morges, Kanton Waadt, Schweiz, der, fast zweiundneunzig Jahre alt, am 14. September 1914 starb, war ein kerngesunder Mann, an Wuchs ein Grenadier von 1 Meter 89 Zentimeter Körperlänge. Er war Geometer und Landwirt. Redlich und ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, hatte er anderseits einen eigenartigen Widerspruchsgeist und glänzte nie durch starke Urteilskraft. Er ließ sich gar oft täuschen, brachte sich aber mühselig mit seiner Arbeit durch, zum großen Teil dank der Umsicht und den Warnungen meiner Mutter. Daneben besaß er eine ziemlich rege Phantasie, die ihn jedoch selten auf Richtiges führte, sondern in sich selbst widerspruchsvoll herumirren ließ. Große Handfertigkeit, Kunstsinn, erstaunliche körperliche Geschicklichkeit und scharfe Beobachtungsgabe zeichneten ihn aus.

Sein sittliches Leben war in jeder Hinsicht musterhaft. Mit vierundzwanzig Jahren heiratete er meine Mutter, die damals neunzehn Jahre zählte. Sie schenkte ihm vier Kinder, von denen ich das älteste bin. Wir lebten stets auf den Landgütern der Familie, in der Umgebung von Morges, an den Ufern des Genfersees.

Meine Mutter, Pauline geborene Morin, aus Dieulefit, Département de la Drôme, Frankreich, war die zweitälteste von vier Schwestern aus zweiter Ehe. Protestantisch wie mein Vater, war sie tiefernt, sehr fromm, von grübelnder,



nervöser Natur, eher zu Schwermut neigend, aber dabei von ungemein gesundem und überlegtem Urteilsvermögen und mit bemerkenswerter musikalischer Begabung bedacht. In ihrer Heimatstadt, einem kleinen Fabriknest, spielte ihr Vater eine große, fast patriarchalische Rolle. Sie beschäftigte sich dort viel mit Lektüre, Religion und Philosophie. In vieler Hinsicht war sie genau das Gegenteil meines Vaters: ihr Blick war immer nach innen gekehrt. In allen praktischen Arbeiten war sie, trotz redlichem Bemühen und allem Fleiß, höchst ungeschickt. Auf ihr Äußeres gab sie gar nichts. Ihr Pflichtgefühl, ihr ethisches Fühlen überhaupt, war fast bis ins Krankhafte gesteigert. Sie litt mit allen Menschen und für alle Menschen.

Ihr fast übermenschlich zu nennendes edles Streben artete mit der Zeit geradezu in quälende Zwangsvorstellungen aus. Sie wollte aus ihrem religiösen Glauben alle logischen Konsequenzen ziehen. Weil das bekanntlich dem Menschen unmöglich ist, besonders bei einer strengen Calvinistin, quälte sie sich selbst fortwährend, einerseits mit Selbstvorwürfen, ihre Pflicht nicht genügend erfüllt zu haben, anderseits mit Zweifeln, da ihr die Unlogik des Christentums nicht entging. Dank der Schärfe ihres Denkens übersah sie auch keineswegs die Gemeinheiten und Schwächen ihrer Mitmenschen sowie die logischen Schnitzer ihres Mannes. Sie verhüllte wohl alles mit dem Mantel der Nächstenliebe, litt aber selbst unsäglich darunter.

Meine Mutter liebte uns Kinder in sorgenvoller Hingabe und bemühte sich, in die geistige Eigenart eines jeden einzudringen, wie sie überhaupt ihre Mitmenschen psychologisch immerwährend studierte. Auf mich selbst übte sie einen nachhaltigen und tiefen Einfluß aus. Trotzdem wir Kinder ihre Güte vielfach mißbrauchten, hegte ich für sie stets die größte Liebe, und ihre wunderbaren ethischen Eigenschaften erfüllten mich mit höchster Verehrung. Im Alter, um dies vorwegzunehmen, steigerte sich ihre Nervosität immer mehr ins Krankhafte, und nach fast dreijährigem schwerem Leiden starb sie in ihrem zweiundsechzigsten Lebensjahre an Gehirnthrombose in Vaux bei Morges, wo meine Eltern jahrelang wohnten.

Mein Großvater väterlicherseits, Auguste Forel, war das jüngste von acht Geschwistern (fünf Brüdern und drei Schwestern). Zwei davon starben jung; alle andern, mit Ausnahme einer mit sechsundsiebzig Jahren verstorbenen Schwester, wurden achtzig Jahre und mehr alt. Er war die Redlichkeit und Strammheit selbst, wie es sich für einen Obersten und Zeughausdirektor ziemt. Daneben zeichnete er sich aber auch durch ungemeine Herzensgüte, Milde und Wohlwollen gegen jedermann aus, so daß ich immer mit Freude und Liebe seiner gedenke. Sehr fromm und aufrichtig, strenggläubig, gehörte er zu den 1830 bis 1845 regierenden Liberalconservativen des Kantons Waadt, welche

im Jahre 1845 durch die Radikaldemokraten gestürzt wurden. Der orthodoxe Glaube dieser Leute veranlaßte sie zur Gründung der sogenannten freien Kirche, «L'église libre», die sich dann weigerte, den Weisungen der neuen Regierung zu folgen. Letztere wollte nämlich aus der Kirche ein Staatsinstrument machen, was ihr seither in der Tat nicht übel gelungen ist. Meine Eltern und Großeltern gehörten also der orthodoxen, freien protestantischen Kirche an.

Mein Großvater bewohnte den Landsitz «La Gracieuse» bei Morges. Jeden Abend las er meiner Großmutter vor und hielt hernach eine Abendandacht.

Mein Urgroßvater väterlicherseits hatte eine Französin geheiratet, die den Genfersee so sehr verabscheute, daß sie ihm immer in ihrem Seitensitzwagen (sogenannter «char de côté») den Rücken kehrte. Ihr Mann war sehr angesehen und führte ein flottes Leben. Seine Vorfahren waren ursprünglich (vor ein paar Jahrhunderten) als Bauern im Dorfe Cully ansässig, dem Heimatorte des Majors Davel, wo noch ein Zweig der Familie existiert, während unser Zweig im Jahre 1589 nach Morges übersiedelte.

Meine Großmutter väterlicherseits, geborene Julie de Sybourg aus Villars, war eine ungemein temperamentvolle und leidenschaftliche Natur, bei der die Vernunft den kürzeren zog. Ihre ganze Familie war ähnlich geartet wie sie; jedoch gelang es meinem Großvater dank seinem gleichmäßigen, festen Charakter, seine Frau anzupassen. Sie war praktisch veranlagt, sehr fleißig und sehr stolz auf ihr Spinnrad, an dem sie täglich spann. Früher Hofdame bei der Königin von Holland, hatte sie viele, etwas gezierte Hofmanieren aus dieser Zeit beibehalten; sie wickelte mir Locken, wogegen ich mich sehr wehrte, und hätte sicher vorgezogen, einen feinen Kavalier statt einen Naturforscher aus mir zu machen.

Viele meiner schönsten Kindheitserinnerungen sind mit dem großelterlichen Hause «La Gracieuse» bei Morges verknüpft. Alles verlief dort in herrlicher Ruhe und Ordnung, in Anstand und Leutseligkeit.

Meinen Großvater mütterlicherseits, Pierre Morin, habe ich nicht persönlich gekannt. Er war Franzose, Hugenotte und Freimaurer, hatte einen Sohn aus erster Ehe, bevor er meine Großmutter heiratete, und starb verhältnismäßig jung. Er war ein bedeutender, tüchtiger Mann, der eine Wollstoff-Fabrik gründete und damit ein Vermögen erwarb. In dem südfranzösischen Städtchen Dieulefit bei Montélimar errang er sich die höchste Achtung durch seine Güte und Wohltätigkeit. Nie habe ich von ihm anders als mit dem Ausdruck höchster Schätzung und Verehrung reden gehört. Seine Kinder waren sehr begabt und, besonders drei seiner Töchter, darunter meine Mutter, ethisch hochstehend.

Meine Großmutter mütterlicherseits war von jeher ein Luxusgeschöpf und wurde von ihrem Mann als solches behandelt. Sie war musikalisch, voll Phan-

tasie, aber ebenso unpraktisch wie unvernünftig. Durch den Tod ihres Mannes verlor sie jeden Halt. Sie geriet unter den Einfluß katholischer Priester, trat zur katholischen Religion über und mußte schließlich geisteskrank in die Irrenanstalt versetzt werden. Sehr gebessert entlassen, lebte sie fortan in einem Häuschen, das ihr Bruder in Lully bei Morges ihr einräumte, erlangte aber nie wieder ihre volle geistige Gesundheit.

Weiter reichen meine zuverlässigen Kenntnisse über meine Vorfahren nicht, und bloße Namen zu nennen, hat keinen Wert.

## ERSTE KINDHEIT

Die überängstliche Mutter · «Paul» · Schnecken, Ameisen, Wespen · Naturforscher Alexis Forel · Entdeckung sklavenhaltender Ameisenarten · Bibel und Märchen · Große Angst vor der Hölle · Trost bei den Ameisen · Wiege späterer Kämpfe und Konflikte · Bindung an die Mutter.

Ich wurde im Landgut «La Gracieuse» bei Morges am 1. September des berühmten Revolutionsjahres 1848, am Tage der Eröffnung der Jagd, geboren. Dadurch wurde das Jagdvergnügen meines Vaters zu seinem großen Ärger gestört. Da mich meine Mutter nicht stillen konnte, gab man mir eine Amme, die jedoch keine oder zuwenig Milch gab. Ich war ein langer, magerer Schreihals.

Kurze Zeit darauf zogen meine Eltern nach dem Dorfe Lonay, eine halbe Stunde von Morges, zwischen welchen beiden Ortschaften «La Gracieuse» in der Mitte liegt. In Lonay hatte mein Vater ein Haus mit Landwirtschaft gemietet. Meine Kindheitserinnerungen gehen zurück auf diese Zeit, und die frühesten davon bestehen nur aus nicht zusammenhängenden, einzelnen Szenen, die wie isolierte Bergspitzen aus dem Nebelmeer des Vergessens aufragen.

Ich erinnere mich, daß meine Mutter mit Vorliebe in der Stube unten lange Beethovensche Sonaten spielte, die mich ungemein langweilten, weil ich keinerlei musikalisches Gehör hatte. Einmal folgte ich während einer ganzen Stunde mit den Augen still den Zeigern der Stutzuhr, um mir die Zeit zu vertreiben, weil meine überängstliche Mutter mich nicht draußen spielen lassen wollte. Teils aus Anlage, teils infolge der übertriebenen Besorgnis meiner Mutter wurde ich unglaublich schüchtern und ängstlich, was mir meine ganze Jugend verbitterte. Ich schämte mich furchtbar, meine nackten Füße vor irgend jemandem sehen zu lassen und dergleichen mehr.

Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen betrifft meinen vierten Geburtstag, an dem eine alte, mir sehr liebe Dienstmagd meiner Großeltern, namens Cécile, mir eine Muschel schenkte, die ich heute noch besitze.



Auch gewisse Angstträume gehören zu solchen Erinnerungen. So litt ich öfters an hypnagogischen Halluzinationen in Gestalt weißer Gespenster, die in Gräbern herumirrten und mir furchtbare Angst einjagten, so daß ich bei meiner Mutter Zuflucht suchte.

Als ich fünf Jahre zählte, traten bei meinem Vater Gesundheitsstörungen auf, weswegen wir nach Nizza reisten. Die Nachtfahrt in der alten Postkutsche von Morges nach Lyon, bei strömendem Regen und mit nassen Füßen, werde ich niemals vergessen. Ebenso unvergeßlich ist mir die Fahrt die Rhone hinunter auf den damals neuen Dampfschiffen, deren Kamine unter den Brücken herabgelassen wurden. Dann kam die kurze Meerfahrt nach Nizza, auf der ich schwer an Seekrankheit litt.

Nach der Rückkehr aus Nizza ging es meinem Vater wieder ordentlich gut, ich aber langweilte mich herzlich, weil ich allein und immerwährend unter Aufsicht war.

Eines Tages kam ein Freund meines Vaters, ein Hugenotte, Graf Paul de Beausobre, der mir viel Freundlichkeit erwies und unter anderem ein kleines Schreinerwerkzeug schenkte. In meiner Kinderphantasie schwärmte ich derart für ihn, daß ich aus ihm eine Art von geistigem Beschützer machte und ihn schließlich in eine märchenhafte Persönlichkeit verwandelte, die ich «Paul» nannte. Damit fing ich an, mich in endlose, phantastische Träumereien zu versenken, so daß meine Eltern nie begreifen konnten, warum ich stundenlang so still und andächtig dasaß.

«Paul» und ich waren eigentlich eins. Meine Freude, meinen Haß und meine Trauer teilte ich mit ihm. Mit «Paul» und allem möglichen Getier reiste ich in meiner Phantasie in der mir von der Fahrt nach Nizza her vertrauten alten Postkutsche, und wir erlebten zusammen ungeheuerliche Abenteuer mit Löwen, Tigern und Katzen. Dabei habe ich eine Zauberei «Pauls» stets in Erinnerung behalten: Er hatte eine Art Ballon erfunden, den er nach Belieben verkleinern oder vergrößern konnte. Steckte er nun einen meiner Lieblinge, eine Ameise, hinein und ließ den Ballon sich vergrößern, um ihn dann zu öffnen, so war die Ameise entsprechend vergrößert, zu einem Riesentier geworden, das alles zerreißen und verschlingen konnte. Handelte es sich umgekehrt um einen bösen Buben oder einen meiner Feinde, so wurde derselbe entsprechend verkleinert. So geschah alles meinen Wünschen gemäß. «Paul» hat während vieler Jahre durch die Geschichten, die ich mir von ihm erzählen ließ, mir in Wirklichkeit aber natürlich selbst erzählte, in meinem Leben eine große Rolle gespielt, und meine kindliche Suggestibilität ließ mich, anfangs wenigstens, an seine wirkliche Existenz glauben. Die Hauptsache war, daß ich mir in meiner Einsamkeit die Zeit vertrieb.

Die Ängstlichkeit meiner Mutter hinderte sie, mich in die Volksschule von Lonay zu schicken, die allerdings viele rohe Kinder von Trunkenbolden besuchten. Sie ließ mir durch den Dorflehrer Privatunterricht geben. Dieser Lehrer war ein unverständiger Pedant, die Verkörperung damaliger, leider vielfach noch heute üblicher Schulmeisterei. Körperlich sehr muskelschwach, pflegte ich beim Schreiben die Hand auf den kleinen Finger zu stützen. Das wollte er nicht dulden. Da ich immer wieder in den Fehler zurückfiel, legte er im Ärger sein Federmesser unter meinen kleinen Finger. Wieder ließ ich die Hand sinken, schnitt mich dabei und fing an zu heulen. Als meine Mutter erschien, erhob er sich majestätisch und sagte pathetisch: «Madame, le méchant fait une œuvre qui le trompe!» («Madame, der Böse wird durch sein Werk betrogen!»)

Abgesehen von Besuchen bei meinen Großeltern, war ich von jedem Verkehr abgeschnitten. Nicht einmal in den Garten ließ mich meine Mutter allein, immer mußte ein Dienstmädchen mitgehen. Von andern Kindern vollkommen abgesondert, wurde ich immer scheuer und kam mir allmählich als eine Art Ausnahme, als ein minderwertiges, für das Leben untaugliches Wesen vor. Mit meiner Schwester, die sehr eigensinnig und störrisch war, hatte ich höchstens Streit.

Kein Wunder, wenn meine Phantasie Nahrung suchte, wo sie konnte. Sie fand sie in der umgebenden Natur. Erst schwärmte ich für die Schnecken, die da überall herumkrochen, und freute mich (ich stand damals im fünften Jahre), ihre langsamen Wanderungen zu beobachten und zu sehen, wie sie mühselig schließlich auf einen Baum hinaufkamen. Das war nach «Paul» meine erste Liebe.

Zwischen meinem fünften und achten Lebensjahre fing ich an, eine Vorliebe für die Ameisen und Wespen zu bekommen. Das gesellschaftliche Leben dieser Tiere zog mich ungemein an. Ich verstand damals ihre Sitten noch nicht, aber ich sah, wie sie einander halfen, wie sie in ihre Nester krochen, deren Inhalt meine große Neugierde weckte.

Eine Kolonie der *Formica fusca*<sup>1</sup> befand sich an den Treppenstufen vor dem Hause. Liebevoll fütterte ich sie mit Brot, Zucker und anderem. Die Larven und Puppen aber waren mir noch ein Rätsel. Eines Tages brachte ich eine von den Weibchenpuppen des *Tetramorium caespitum*<sup>2</sup> (die viel größer sind als der erwachsene Arbeiter) zu meiner Mutter und fragte, was das sei. Sie sagte mir, es sei ein Ei. Das wollte mir nicht recht in den Kopf, und ich wandte ein:

<sup>1</sup> «Sklavenameise». Diese furchtsame, feige Art dient den sklavenhaltenden Ameisen in erster Linie als Sklaven.

<sup>2</sup> «Rasenameise», sehr kleine Stachelameise.

«Aber Mama, wie kommt es, daß das Ei größer ist als die Ameise?» Meine Mutter, erst um eine Antwort verlegen, sagte darauf: «Siehst du, das Ei enthält eben viele Ameisen.» Da sie mich gelehrt hatte, immer und in allem unbedingt die Wahrheit zu sagen, und ich vor meiner Mutter einen solchen Respekt hatte, daß ich ihr absolut alles glaubte, steckte ich den Unsinn ein, wenn auch nicht ohne schwere Zweifel.

Als ich heranwuchs, fing ich an, mit Wespen, Ameisen usw. Experimente zu machen und ihre Kämpfe zu betrachten. Schon damals gelang es mir, die beiden sklavenhaltenden Ameisenarten der Schweiz als solche zu erkennen und zu beobachten. Eines Tages sah ich eine große, rote, mir bekannte Ameisenart aus dem nahen Wäldchen in Scharen sich dem Nest meiner Lieblingsameise in den Treppenstufen nähern. Ich sah die fusca sich aufgeregt am Eingang ihres Nestes tummeln und geriet in große Angst um sie, aber das Dienstmädchen kam und führte mich unerbittlich zum Spaziergang. Schweren Herzens ging ich mit. Als ich zurückkam, fand ich meine armen fusca verjagt und ihr Nest von ihren Widersachern eingenommen. Ich war ganz verzweifelt. Wütend goß ich siedendes Wasser auf die Räuber. Es half aber alles nichts. Anders Tages sah ich, wie die sanguinea die Puppen der fusca heimtrugen. Ich verfolgte sie bis zu ihrer Wohnung und fand dort, friedlich mit ihnen zusammen hausend, ältere Formica fusca. Es dämmerte mir sogleich auf, daß dies eine Art Sklavenverhältnis sein mußte, obwohl mir das Ganze noch nicht klar war.

Interessant war mir auch die Hausameise (*Lasius emarginatus*), die sich die Konfitüren meiner Mutter schmecken ließ und einen eigenartigen Geruch verbreitete. Daneben beobachtete ich noch die Raubfälle der Hornissen und Wespen, das Eierlegen der Schnecken und anderes mehr. Ich mochte zur Zeit dieser Beobachtungen ungefähr sieben bis acht Jahre alt gewesen sein.

Meine Vorliebe für die Insekten entging meinen Eltern nicht; aber meine Großmutter erklärte sie für eine Anlage zur Grausamkeit, die man bekämpfen müsse, und das Sammeln lebender Insekten wurde mir verboten. Ich durfte bloß tote Tiere sammeln, was ich auch tat und worauf ich noch zurückkommen werde.

Mein Großonkel, Alexis Forel, der Naturforscher (Botaniker und Entomologe) war, hörte von meinem Treiben, worauf er anfang, sich für mich zu interessieren und die Verständnislosigkeit meiner Großmutter zu bekämpfen. Ich wußte aber damals nichts davon. Von Bedeutung in meiner damaligen Kinderexistenz war noch die Küche, für die ich eine große Vorliebe zeigte. Besonders lockte mich ihr alter Herd, wo nächtlicherweile die Heimchen zirpten, aber auch das Kochen.

Eine große Rolle spielte in meiner Erziehung durch die Mutter die Religion. Als strenggläubige Christin hielt sie an der Überzeugung fest, daß wir in der Bibel das geoffenbarte Gotteswort vor uns haben, weshalb alles darin, selbst das für mich Unverständlichste, wie die Judenlehre des Deuteronomis, die Geschichte Onans und die Offenbarung Johannis, gleich heiliger Verehrung würdig sei. Sie ließ es sich daher angelegen sein, mich nicht nur mit dem Neuen Testament, sondern auch mit dem ganzen Alten bekannt zu machen. Mir waren freilich die Märchen aus «Tausendundeiner Nacht» und die Geschichten vom «Däumling» und «Rotkäppchen» unendlich lieber. Aber da die gute und sorgliche Mutter es sagte, war ich in guten Treuen überzeugt, daß Gottes Wort vor allem geglaubt werden müsse, sonst sei man ein ganz schlechter Mensch, ein Ungläubiger und so von allen Sündern der schlimmste. Morgens und abends mußte ich Gebete nachsprechen. Da aber sonst alles mechanische Geplapper meiner Mutter ein Greuel war, hielt sie mich an, zum lieben Gott aus freiem innerm Impuls zu beten, was mir aber recht schwierig vorkam, da mich hier meine Phantasie ganz im Stiche ließ. Auch bei Tisch wurde gebetet und die Predigten des Pfarrers bei jedem Wetter besucht.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, in welchem Alter sich die Glaubenskonflikte bei mir der Hauptsache nach abspielten, jedenfalls waren sie am stärksten zwischen dem zehnten und vierzehnten Jahre. Das kann ich aber sagen: Die fortgesetzte Überfütterung mit Bibel und Glaubenslehrsätzen hatte schließlich den gegenteiligen Erfolg von dem, was meine Mutter wünschte. Sie war ja auch zu ehrlich für die Sache! Sie verstand es nicht, die unsinnigen Widersprüche, die ein denkendes Kind besonders scharf empfindet, mit der gewandten Dialektik dogmatischer Geistlicher zu vertuschen und zusammenzureimen. Je mehr ich nachgrübelte, desto unmöglicher wurde es mir, das alles zu glauben, und so kam ich immer mehr dazu – da ich doch anderseits meiner Mutter unbedingt vertraute –, mich selbst für einen verworfenen, hartgesottenen Sünder zu halten, der vergebens auf die Gnade Gottes hoffte. Ja, ich erwartete anfangs noch, meine Bekehrung würde wie ein Wunder – die Bibel ist ja so voll Wunder! – über mich kommen und mich erlösen. Das Warten nützte aber nichts. Die Jugend war mir durch meine ängstliche Natur und meine Schüchternheit, verbunden mit der menschenscheuen Erziehung durch meine Mutter, bereits zum großen Teil vergiftet. Da kam nun noch dazu die unaussprechliche Angst vor der Hölle, die ich mir natürlich als Kind wirklich sehr brennend vorstellte, jener Hölle, wo Heulen und Zähneklappern den Ungläubigen erwarten.

Ich weiß nicht mehr genau wann, aber es wird wohl zwischen dem achten und zehnten Lebensjahre gewesen sein, da erklärte ich einmal meiner Mutter



voller Verzweiflung, ich wünschte niemals geboren zu sein! Die arme Mutter war darüber ganz entsetzt und fragte nach dem Grund dieses verzweifelten Wunsches. Da antwortete ich ihr: «Ich kann an alle die religiösen Sachen nicht so fest glauben wie du, und da die Ungläubigen am strengsten bestraft werden, so erwartet mich die strengste Höllestrafe. Da ist es dann doch besser, nicht zur Welt zu kommen.» Meine Mutter suchte mich zu trösten und gestand mir, auch sie hätte Zweifel gehabt; aber die Gnade Gottes sei so groß, daß er gewiß auch mich nicht verlassen werde. Das alles beruhigte mich nur mäßig. Immerhin sind bekanntlich Kinderverzweiflungen nie von langer Dauer, und so tröstete ich mich schließlich, und zwar immer am ehesten bei den Ameisen, bei denen ich mich am glücklichsten fühlte.

In der «Gracieuse» lebte noch mein Onkel Edouard Forel, ein Bruder meines Vaters, der grundsätzlich nichts tat, aber sehr witzig war und gerne spöttelte. Ich haßte und fürchtete zugleich den Spott, den ich heute als die Waffe der Schwachen, die sich den Anschein der Stärke geben wollen, bezeichnen möchte. Infolgedessen fürchtete ich meinen Onkel und liebte ihn nicht. Als er jedoch einmal zu mir sagte, daß ich nicht so dumm sei wie ich aussehe, kam mir dieses Kompliment von seiner Seite wie eine Erlösung, da ich selber mich ja für den denkbar dümmsten Jungen hielt. Man nannte mich zwar auch noch häufig einen Originalkauz, aber der Sinn jenes Wortes entging mir damals. Ich kann mich noch erinnern, wie unsere alte Magd Cécile mich oft schalt: «Mon pauvre Auguste, que tu es pourtant fiévreux.» («Mein armer August, wie bist du wieder zappelig!») Sie selbst war äußerst ruhig und gelassen, während ich das gerade Gegenteil von ihr war.

So verging meine erste Kindheit, als im Frühjahr 1857 mein Vater sich entschloß, Lonay aufzugeben und vorläufig für zwei Jahre nach Morges übersiedeln. Er hatte nämlich in Vaux, oberhalb Morges, ein Landgut gekauft, das er selbst zu bewirtschaften gedachte. Vorher sollten jedoch Veränderungen daran vorgenommen werden, und so bezogen wir zunächst eine Wohnung nahe dem Zeughaus und dem Hafen von Morges, im zweiten Stock der sogenannten Maison Muret. Man entschloß sich, mich einem frommen Privatlehrer, M. François Reymond, zu übergeben, der zur freien Kirche gehörte und für Kinder von Angehörigen der alten gestürzten Regierungspartei eine eigene kleine Lateinschule gegründet hatte.



## SCHULJAHRE IN MORGES

Angst vor dem ersten Schulgang • Monarchistische Erhebung des Grafen Pourtalès in Neuchâtel • Erste Eisenbahn Genf–Morges • Hausameisen • Sexuelle Neugierde • Menschen-scheu und Prüderie • Pension Morges • Prügel und Spott • Knabenfreundschaft • *Pierre Hubers* Ameisenbuch wird zur Bibel • Elfjähriger Entdecker der Mordameisen • Über Morges und seine Gesellschaftsschichtung • Über die Entwicklung der Schweizer Demokratie • Epos über Ameisenkriege • Neue Ameisenforschungen • Schulexamen.

Niemals werde ich die Angst und Not vergessen, die mich befielen, als ich zum erstenmal in die neue Schule gehen sollte. Schon beim Gedanken, mich allein durch die Straßen des Städtchens zu wagen, wurde mir schwarz vor den Augen. Dann erst die vielen fremden Gesichter der Mitschüler, die den Neuling spöttisch angafften! Es war furchtbar. Meine Mutter mußte mir das Dienstmädchen zur Begleitung mitgeben. Darum aber erst recht allseitig verhöhnt, entschloß ich mich endlich, nach etwa einem Monat, allein zu gehen. Unterdessen hatte ich meine Mitschüler, sieben oder acht an der Zahl, die im ganzen ziemlich gutmütig waren, kennengelernt. Doch einer von ihnen besonders liebte es, seinen Spott mit mir zu treiben. Nun fingen, trotz der Güte des Lehrers, der ein ehrlicher, biederer Pedant war, die Sorgen und Plagen der Schule mit ihren Hausaufgaben und ihrem Latein an, mit dem damals schon im achten Altersjahre begonnen wurde, nachdem man vor dem fünften Jahre schon lesen und schreiben gelernt hatte.

Zu jener Zeit, bei Beginn unseres Aufenthaltes in der Maison Muret, geschah in Neuchâtel die monarchistische Erhebung des Grafen Pourtalès, die mit seiner Gefangennahme und derjenigen seiner Anhänger durch die Bundestruppen endigte. Infolgedessen kam es zu Kriegsdrohungen Preußens gegen die Schweiz, da Neuchâtel, obwohl zum Schweizerbund gehörig, gleichzeitig noch preußisches Fürstentum war. Die ganze Eidgenossenschaft wurde zu den Waffen gerufen, und mein Vater eilte als Volontär und Grenadier zur Grenze. Ich sehe ihn heute noch in seiner Uniform von meiner in Angst und Bangigkeit schwebenden Mutter Abschied nehmen. Der Konflikt endigte bekanntlich nach und größtenteils infolge einer Intervention Napoleons III. am 27. Mai 1857 mit der gänzlichen Loslösung Neuchâtels von Preußen.

Kurze Zeit darauf gebar meine Mutter meine jüngere Schwester. Man hatte mir die Sache sorgfältig verheimlicht. Als nun die Hebamme im Hause erschien und alles hastig in der Wohnung hin- und wiederlief, verstand ich nicht, was da vorging und warum man mich in ein kleines Zwischenzimmer verwies, durch welches alle kamen und gingen. Das beschämte mich sehr. Außerdem ärgerte mich die von dem üblichen Kichern und Lächeln begleitete Geheimnis-

tuerei. Erst am andern Morgen erfuhr ich das Ereignis, ohne daß mir damit das Rätsel des wirklichen Vorganges gelöst worden wäre. Man hatte mich bis dahin in gänzlicher Unkenntnis der sexuellen Dinge erzogen; meine Eltern sprachen von solchen höchstens in Andeutungen vor mir. Mich mit dem Storchmärchen zu beschwichtigen, dafür war meine Mutter zu gewissenhaft und zu ehrlich. Von dem Ereignis ist mir im weitem nur noch das erinnerlich, daß meine Mutter nach der Geburt an schweren Neuralgien litt.

Im übrigen verliefen die zwei Jahre im Hause Muret für mich ruhig und ohne wichtige Ereignisse. Der Hafen von Morges mit seinen Dampfschiffen interessierte mich sehr. Zu jener Zeit ungefähr wurde auch die erste Eisenbahn von Genf nach Morges gebaut, und ich erinnere mich noch des aus Holz gebauten Bahnhofes, der am Weg von Morges nach der «Gracieuse» gelegen war.

Ich erinnere mich ferner eines Ausfluges, den ich während der Reparatur unseres Hauses in Vaux mit meinen Großeltern dorthin machte. Wir hatten Proviant mitgenommen. Während des Umbaues beobachtete ich dort die Bauten der schon genannten Hausameise (*Lasius emarginatus*), und die Art, wie sie zwischen den Quadersteinen der Grundmauern ihr Nest und ihre Brut unterbringt, imponierte mir sehr. Diese Beobachtung war grundlegend für die Erforschung dieser Hauspest, und ich habe seither nie mehr Gelegenheit gehabt, sie mit gleicher Klarheit zu wiederholen; denn durch die Niederreißung der Hauswand war der ganze Nestbau bloßgelegt, wo diese Tiere sicherer als sonst irgendwo und geradezu unausrottbar nisten.

Damals und noch lange Zeit nachher wußte ich von sexuellen Empfindungen nichts, wohl aber von sexueller Neugierde. Ich merkte bald an meiner jüngern Schwester, daß Männer und Frauen verschieden gebaut sind, und suchte, trotz aller sorgsamsten Verheimlichung von seiten der Eltern, mir etwas Belehrung zu holen. Es ist unglaublich verfehlt von den Eltern, den Kindern die sexuellen Verhältnisse zu verbergen, wie es dazumal üblich war, statt ihnen ernst und ruhig die Wahrheit zu sagen, natürlich ohne Beimischung von Erotik und Frivolität. Bekanntlich aber pflegt man genau das Gegenteil zu tun, nämlich Erotik und Lüsternheit durch Andeutungen, Mienen usw. in den Kindern zu wecken und ihnen dagegen eine ernste Belehrung vorzuenthalten.

Meine Scheu vor den Leuten war so unbeschreiblich, daß ich nie im Freien baden wollte, daher auch nie schwimmen lernte. Einmal versuchte mein Vater meinen Widerstand zu überwinden. Ich weigerte mich aber durchaus, nur eine Badehose anzuziehen; wenigstens ein Nachthemd wollte ich haben und ganz allein am Seeufer sein. Ich werde nie die Angstszene vergessen, die ich damals aufführte. Mein Vater, der nicht durch Geduld glänzte, gab, erzürnt und gelangweilt von meinem Eigensinn, seinen Versuch auf, worüber ich herzlich froh war.

Nach ungefähr zwei Jahren siedelten wir dann zunächst für die Sommermonate nach Vaux über. Da jedoch die Entfernung von Vaux nach Morges (eine schwache Stunde) noch zu groß für mich erschien, gab man mich bei der Übersiedlung vollständig dem Herrn Reymond in Pension, so daß ich nur an den Sonntagen nach Hause kam.

Die Lateinschule in Morges, in der rue Couvaloup, war eine echte Schule nach altem Muster. Enge, niedrige, lichtarme Schulzimmer mit schlechter Luft und engen Bänken dienten dem Unterricht. Ein kleiner, von Häusern eng umschlossener, auch als Turnplatz benutzter Hof war für den Aufenthalt während der Erholungspausen von zehn Minuten bestimmt, die hauptsächlich in der Form gegenseitiger Raufereien genossen wurden. Die Lehrer waren meistens Pedanten. Unter den rühmlichen Ausnahmen nenne ich den Forscher Alexandre Yersin und den sehr tüchtigen Mathematiker und Astronomen Charles Dufour. Das Hauptgewicht wurde auf das Erlernen alter Sprachen gelegt, natürlich nach möglichst langweiliger Methode.

Ich wurde der viertuntersten Klasse zugeteilt. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß diese Schuljahre die traurigsten Jahre meines Lebens gewesen sind. Ich war hoch aufgeschossen, sehr muskelschwach und in allen körperlichen Übungen, außer im Davonlaufen, durchaus minderwertig. Dazu kam meine Ängstlichkeit und dumme Prüderie. Kein Wunder, wenn ich zum Hauptziel des Spottes und der Prügel meiner Mitschüler wurde. Ich war dazu förmlich prädestiniert. In diesen Flegeljahren pflegt man bloß vor Frechheit, Gelenkigkeit und Muskelkraft Respekt zu haben, und gerade daran fehlte es mir ganz besonders, so daß ich mich wohl für den armseligsten, dümmsten Kerl der Welt hielt. Jetzt wird man die Freude, die mir der Ausspruch meines Spottonkels bereitete, begreifen. Mein Elend wurde noch vergrößert durch meine mangelhafte Befähigung zum Zeichnen und Schönschreiben sowie durch einen damals fast absoluten Mangel an musikalischem Gehör und jeder musikalischen Anlage überhaupt, wodurch ich auch zum Singen ganz untauglich erschien. Nur dadurch, daß ich mich mit Ausdauer und eisernem Fleiß um meine Aufgaben bemühte, gelang es mir, trotz dem schlechten Gedächtnis für das bloße Auswendiglernen, ein guter Schüler und schließlich der Erste meiner Klasse zu werden. Meine Lehrer hatten mich infolge meines Fleißes nicht ungern. Dagegen mißhandelten mich fast alle Mitschüler mit Spott und Prügeln, und die rohen Volksschüler warfen mich mit Steinen blutig. Selbst kleine Knaben, die halb so groß waren als ich, durften sich getrauen, mich zu schlagen, und ich gab schließlich allen Widerstand auf. Gleich anfangs erhielt ich den Spitznamen «Rebhuhn» (Perdrix) und war dumm genug, mich darüber zu kränken.

Um so glücklicher war ich, schließlich die Freundschaft eines gutmütigen und muskelstarken Kameraden, Adrien Reymond aus Aclens, zu gewinnen, der mich des öftern aus den Händen meiner Quäler befreite, und den ich in mein Herz schloß. Später trat mir noch ein anderer Kamerad näher, der bis zu seinem Tode mein Freund blieb, Giovanni Rochat aus Florenz, dessen Eltern damals wegen Glaubensverfolgungen als Protestanten sich nach Morges hatten flüchten müssen.

In einem war ich überlegen: bessere Kenntnis der deutschen Sprache, die mir durch meine Mutter und ein Dienstmädchen soweit beigebracht worden war, daß ich mich ungefähr deutsch ausdrücken konnte.

Eine Eigentümlichkeit muß ich noch erwähnen: Meine instinktive Prüderie war derart, daß ich mich niemals getraute, einen Abort zu benutzen, in den man sich nicht einschließen konnte. Eher hätte ich die Blase platzen lassen. Nur einmal war ich förmlich dazu gezwungen und verging fast vor Angst und Scham.

Im Jahre 1859 ereignete sich etwas, das für mein ganzes Leben bestimmend war. Ich erwähnte bereits den Abscheu, den meine Großmutter für meine Naturforscherfreude hatte, und die stille Mithilfe meines alten Großonkels Alexis Forel. Eines Tages im genannten Jahre eröffneten mir meine Eltern, daß dieser gute Onkel für mich die Erlaubnis zu einer Insektensammlung erwirkt habe, unter der Bedingung aber, daß ich mir von ihm zeigen lasse, wie man die Tiere schmerzlos töte. Meine Freude war unbeschreiblich. Heute noch besitze ich das erste Insekt meiner Sammlung (*Chrysomela sanguinolenta*), einen Blattkäfer, glänzend blauschwarz mit blutrotgerandeten Flügeldecken, den ich am Eingang der Maison de Beausobre in Morges fand.

Aber meine Freude sollte noch größer werden. Nicht nur schenkte mir mein Vater ein Exemplar des alten Réaumur (*Mémoires pour servir à l'histoire des insectes*), nicht nur kam mein Großonkel liebevoll meinen entomologischen Studien zu Hilfe und bestimmte mir in rührendster Weise meine Käfer und Wanzen, so oft ich ihn deswegen aufsuchte, sondern es kam im gleichen Jahre meine Großmutter selbst einmal zu mir und sprach folgendes: «Denk dir, ich hatte einmal einen Tänzer, der ein großer Ameisenfreund war. Er schalt mich immer, wenn ich diese Tiere, die meine Konfitüren fraßen, vernichtete; solch guter Mensch und Tierfreund war er. Er gab mir sein Buch, das ich zwar niemals fertig lesen konnte, das aber großen wissenschaftlichen Wert haben soll. Da nimm es, aber trag Sorge dazu und quäle nie mehr die Tierchen, wie du es bisher tatest.» Mit diesen Worten gab sie mir das berühmte Werk Pierre Hubers (*Recherches sur les mœurs des fourmis indigènes*, Genf 1810) mit eigener Dedikation des Verfassers an meine Großmutter. Es war die erste Originalauflage. Ich las dieses Buch nicht, nein, ich verschlang es!



Mit einem Schlag wurden mir alle Ameisengeheimnisse, die mir bis jetzt rätselhaft geblieben waren, klar. Hubers Buch wurde förmlich meine Bibel, und ich schwor mir, einst sein Fortsetzer als Geschichtsschreiber der Ameisen zu werden. Ich habe Wort gehalten. In dem Werke fand ich vor allem die Erklärung der Geschichte der beiden sklavenhaltenden Ameisen, die ich in Lonay beobachtet hatte. Zugleich wurde mir bewußt, daß ich etwas bereits gesehen hatte, das Huber entgangen war: die Lestobiose oder die Sitten der Mord- und Diebsameisen, und darauf war ich als elfjähriger Junge sehr stolz. Zehn Jahre später wurde diese Beobachtung der Gegenstand meiner ersten wissenschaftlichen Veröffentlichung. Von nun an widmete ich jeden freien Augenblick dem Insekten- und Ameisenstudium. Meine Kameraden gaben in dieser Hinsicht meine Überlegenheit zu, und die wenigen, die sich für Naturgeschichte interessierten, ließen sich gerne von mir belehren. Ich fing auch an, die Spinnen und die Raupen mit ihren Verwandlungen sehr gründlich zu studieren. Mit tiefem Staunen beobachtete ich die Begattung der Insekten. Ich hatte nun ihren Zweck verstanden, aber dasselbe Problem beim Menschen blieb mir noch immer ungelöst. Übrigens mischte sich irgendwelche erotische Neugier meinen Studien und meinem Nachdenken über diese Dinge nur sehr selten bei; sie hatten für mich rein wissenschaftliches Interesse.

Hier ist wohl der Ort, einige Worte über meine Heimatstadt Morges zu sagen, die damals ungefähr viertausend Einwohner zählte. Sie war und ist heute noch ein eigentümliches Nest, in allen Beziehungen ebenso konservativ wie ausgezeichnet durch eine gebildete Bevölkerung. Ich erwähnte schon den Sturz der konservativen Regierung im Jahre 1845 und die Bildung der freien orthodoxen Kirche. Diese Kirche vereinigte in sich fast die ganze Aristokratie von Morges, während die Radikaldemokraten der Staatskirche angehörten. In Morges gab es mindestens vier oder besser fünf getrennte Gesellschaftsklassen: Erstens die alten Berner Patrizier, die von Mestral, von Goumoëns, von Büren und andere, welche aus der Zeit der ehemaligen Herrschaft Berns über den Kanton Waadt herstammten und die seit dem Sturz jener Herrschaft durch Napoleon I. in ihren Schlössern schmollten; zweitens die in jener Zeit als Umstürzler geltenden jetzigen konservativen Gutsbesitzer, die beim Sturz der Berner mitgeholfen hatten und zu denen die Familien La Harpe, Muret, Monod und Forel gehörten; drittens die Radikaldemokraten, die später mindestens so konservativ wurden wie die vorigen, aber mehr nach Regierungs- und Staatsstellen trachteten; endlich das Kleinbürgertum und das Arbeiterproletariat, das schon zu meiner Jugendzeit durch den Zopf des Städtchens und durch dessen religiöses Muckertum völlig von den Reichen abhängig und charakterlos geworden war. In der Geschichte Morges' spiegelt sich die Geschichte des



Kantons Waadt und der Schweiz im kleinen wider. Man glaubt im Ausland, die Schweizer Freiheit datiere von Wilhelm Tell und Winkelried her. Nichts ist irriger. Die «alte» Freiheit galt nur für die Patrizier. Sie herrschten über das Volk und besonders über die von ihnen annektierten Ländereien, wie das Waadtland, Tessin, Aargau, Thurgau, ungefähr ebenso hart wie alle Feudalherren über ihre Untertanen.

Erst als die Französische Revolution die wirklich demokratische Freiheit in ihren Grundsätzen aufstellte, kam dieselbe allmählich zum Bewußtsein der gebildeter gewordenen Völker. Aber während nach Napoleons Sturz in Europa die Reaktion obsiegte und überall zum monarchischen, mehr oder weniger absolutistisch regierten Polizeistaat zurückführte, hielt die Schweiz ganz allein nicht etwa ihre alte oligarchische Patrizierfreiheit, sondern die demokratischen Grundsätze der Französischen Revolution fest. Diese Grundsätze wurden nur äußerlich durch den Namen «Eidgenossenschaft» (statt Helvetische Republik) etwas gemildert. Es entwickelte sich seitdem die Demokratie unter dem Schutz der republikanischen Freiheit allmählich weiter, bis zur Errungenschaft des Referendums an das Volk und des Rechts der Initiative durch das Volk. Das ist es, was man im Ausland zu übersehen pflegt.

Beim Sturz der Berner Herrschaft über die Waadt spielten gerade Jean Muret und der Vater meines Vetters Monod neben César La Harpe eine hervorragende Rolle. Die Stadt Morges ehrte ihre Verdienste später durch Setzung eines Denksteines im Parc de l'Indépendance.

Indessen wird in ruhigen Zeiten der Mensch naturgemäß immer konservativer und neigt zum Einschlafen. Dafür ist auch Morges, trotz aller Bildung seiner Bewohner, ein sprechendes Beispiel. Die Nachkommen jener alten Berner Regenten haben sich in ihre Schlösser und Villen eingekapselt, wo sie sich größtenteils frommen Werken oder dem Nichtstun widmen. Nicht nur das Regiment, sondern fast jeden aktiven Anteil an der heimischen Politik haben sie den unterdessen selbst konservativ gewordenen Radikalen überlassen. Manche interessierten sich mehr für Paris und das Ausland als für ihr eigenes Land.

Natürlich lernte ich in Morges auch jene formelle und konventionelle Glaubensart kennen, die meiner Mutter so antipathisch war. Die «Religionsstunden» waren bis zur Versimpelung öde. Selbst der gute Lehrer Reymond speiste uns täglich vor der Suppe mit stets der gleichen religiösen Litanei ab: «Dieu nous bénisse et nous nourrisse pour sa gloire et son saint service, Amen!» Das wiederholte sich so regelmäßig und mechanisch wie der Stundenschlag und war nicht geeignet, meinen ohnehin schwankenden Respekt vor dem Christentum zu erhöhen. Ich tröstete mich immer wieder bei den Ameisen. Ich versuchte sogar, nachdem ich vom Epos der Alten gehört hatte, ein Epos über Ameisen-

kriege zu schreiben, worin die ewigen Feinde *Formica pratensis*, die haufenbauende Wiesenameise, und *sanguinea*, die blutrote Raubameise, ungefähr die Rollen der Trojaner und der Griechen spielten. Ich nannte jenes Epos «La Fourmiade», fand es aber selbst schließlich so blöde und schwach, daß ich den Versuch aufgab.

Besser als in der Pension meines Lehrers Reymond gefiel es mir in unserem neuen Wohnsitz in Vaux, fünf Kilometer oberhalb Morges gelegen, von welchem aus man eine wunderschöne Aussicht über das Schloß Vufflens, den Mont Blanc und den Léman (Genfersee) genoß. Zwischen Vaux und dem Schloß Vufflens liegt die tiefe Schlucht der «Morges», eines kleinen, aber sehr romantischen Bächleins. Dort habe ich lange Stunden und Tage mit Ameisenbeobachtungen und Träumereien zugebracht; dort konnte ich mit dem Netz Krebse fangen, unter dem Wasserfall baden und daneben die herrliche Stille im Waldesschatten genießen. Das war mein Lieblingsort. An einer besonders geschützten, sogenannten xerothermischen Stelle entdeckte ich sehr südliche Ameisenarten, die sonst im ganzen Kanton Waadt nirgends vorkommen. Ferner gab es hier wunderschöne Orchideen und überhaupt prachtvolle Gelegenheiten zum Naturstudium.

Einmal traf ich dort einen Kerl, der ganz nackt badete. Der Anblick dieses Menschen in seiner Blöße machte mir einen tiefen, aus Neugierde, Angst und Erotismus gemischten Eindruck. Eine gewisse erotische Empfindung pflegte um jene Zeit auch der Anblick eines Mädchenbildnisses, das im Zimmer meines Vaters hing, in mir zu erregen. Das alles blieb aber sehr harmlos.

Unterdessen hatte ich mich an das Haus des Lehrers Reymond gewöhnt. Alles ging daselbst in spartanischer Einfachheit zu. Ich schlief mit meinem Freund Adrien Reymond zusammen in einem Zimmer mit Ziegelboden und weiß noch, wie dort, als wir in einem sehr strengen Winter aus Versehen eine Scheibe zerschlagen hatten, eine solche Kälte herrschte, daß wir wochenlang jeden Morgen das Wasser in der Waschschüssel gefroren fanden. Gleichwohl duldeten wir alles lieber, als daß wir die Sache gemeldet hätten.

1861 erkrankte ich an Rheumatismus der Knie und wurde auf den Rat des Arztes in das Bad Lavey geschickt, wo ich einige Wochen blieb. Dieser Aufenthalt blieb mir stets lebhaft in Erinnerung. Lavey bei St-Maurice hat ein warmes Klima und eine von Morges sehr verschiedene Insekten- und Ameisenfauna. Ich habe dort recht interessante Ameisenbeobachtungen gemacht und mich lebhaft für die Insektenwelt Laveys interessiert. In weniger angenehmer Erinnerung blieb mir ein russischer Adeliger, der sich einem schwächeren jungen Waadtländer gegenüber alles erlaubte und den Armen recht quälte. Ich empörte mich über solche ungewohnte feudale Unverfrorenheit und nahm

den Landsmann energisch gegen den Russen in Schutz, dessen Betragen mir lange Zeit ein Vorurteil gegen seine Nation einflößte.

So vergingen die Jahre in Morges. Ich bekam allmählich etwas mehr Selbständigkeit, blieb aber, da die Gewohnheit einmal eingerissen war, immer noch der von seinen Mitschülern geplagte Junge, bis ich mit vierzehn Jahren mein Schlußexamen an der Lateinschule absolvierte und nun in die Kantonschule von Lausanne eintreten konnte.

## SCHULJAHRE IN LAUSANNE

Prügelzeremonie des «Passer au bleu» • Konfirmandenunterricht • Verfängliche Fragen • Fachlehrer • Feldgrillen als Pultmusikanten • Schlechtes Gedächtnis zum Auswendiglernen • Mittelmäßiger Schüler • Mithilfe in Vaters Landwirtschaft • Weinlese • Trinksitten • Obligatorischer Kadettendienst • Feldwebel Forel • Bogenschießgesellschaften • Aufzeichnungen über Ameisensitten • (1863/64) • Männliche Schmetterlinge klopfen an Fensterscheibe • Fußreise nach Dieulefit • Innere Kämpfe • Ablehnung der Konfirmation • Schlußexamen im Collège cantonal • Obergymnasium • Tod der Großmutter • Gründung einer Gesellschaft gegen die Aristokraten • Pubertät • Prüdes Schweigen der Eltern • Einweihung durch schmutzige Reden von Kameraden • Namenlose Angst vor Reifeerscheinungen • Aufklärung durch Arzt • Naturwissenschaft gegen argen Pessimismus • Die Flasche Wein • Trunkenheit und Sexualität • Kellerreisen • Freundschaft durch einen Käfer • Gustav Mayrs Ameisenbuch • Darwins Entstehung der Arten • Monismus als Weltanschauung • Medizinstudium in Zürich.

Es war mir klar geworden, daß der Spott und die Verfolgungen, die meine Angst, meine Schüchternheit und meine Prüderie in Morges mir zugezogen hatten, sich in Lausanne nicht wiederholen durften. Dafür mußte ich meinen ganzen Mut zusammennehmen und mich selbst fest in der neuen Umgebung emanzipieren. Meine Eltern gaben mich bei einem Herrn von Meyenburg aus Schaffhausen in Pension. Die Umgebung war mir hier ganz neu. Herr und Frau von Meyenburg waren nette Leute, die verschiedene Schüler als Pensionäre bei sich aufgenommen hatten. Ich traf dort einen seltsam eigensinnig-verschrobene Russen, von Berwick, zwei leidenschaftliche Sizilianer, einen Berner, einen St. Galler und auch einen Waadtländer, Georges Favéy<sup>1</sup>. Der jüngere Italiener, Alberto Ducco, war artig und kam öfters mit mir zum Ameisensuchen. Mit dem Russen, einem zudringlichen und unangenehmen Patron, war ein erquickliches Verhältnis nicht möglich, und ich bekam oft Streit mit ihm. Der St. Galler bekam seiner großen Einfalt wegen von dem Berner Bürki den Spitznamen «der Kaffer», und diesmal machte ich mit den Spöttern gemeinsame Sache. Der darüber erboste St. Galler taufte mich wiederum «den

<sup>1</sup> Später Professor und Bundesrichter in Lausanne.

heiligen Mann» (le saint Homme), aber ich ärgerte mich diesmal nicht mehr. Ein gewisser Gustav Koch, mein Hauptpeiniger an der Schule in Morges, der mit mir nach Lausanne gekommen war, versuchte alsbald, mich auch da wieder zu quälen. Aber jetzt ging's nicht mehr. Ich wußte mich zu wehren. Jeder in die Lausanner Kantonsschule frisch Eintretende wurde von den alten Mitschülern regelrecht, obwohl nur leicht, gewissermaßen symbolisch, geprügelt; das nannte man «passer au bleu». Diese Prozedur leitete bei mir Edouard Secretan, späterer Redakteur der «Gazette de Lausanne» und Oberst, damals Haupträdelsführer bei allen Schülerstreichen. Ich ließ auch diese Prügelzeremonie über mich ergehen, ohne mir was draus zu machen. Ich hatte so viel in Morges erduldet, daß mir Lausanne wie eine Erlösung vorkam.

In Morges hatte ich, wie gesagt, ganz regelmäßig die Kirche besuchen müssen. Ich hatte dabei dort meist stark gegen den Schlaf zu kämpfen. Die Predigten waren höchst langweilig, oft ohne rechten Zusammenhang, so daß, was meine Mutter mir in religiöser Beziehung sagte, ihnen bedeutend überlegen war. Da ich unterdessen vierzehn Jahre alt geworden war, mußte ich den Konfirmandenunterricht besuchen. Von diesem hoffte meine Mutter sehnlichst meine Bekehrung zu Gott, und alle ihre Gebete waren darauf gerichtet. Sie glaubte, der Pfarrer müßte mir die Sache besser darstellen können. Welche Illusion! Genau das Gegenteil sollte erfolgen. Ich kam in den Unterricht zu Pfarrer Bridel in Lausanne. Das war ein berühmter, von den Damen besonders verehrter Kanzelredner, in der Tat aber ein oberflächlicher Schönredner. Vergebens bemühte ich mich, meiner Mutter zuliebe, Gottes Gnade durch ihn zu empfangen. Der Mann ließ sich von den Konfirmanden, besonders gegen Schluß des Unterrichtes, anonyme Fragen schriftlich stellen. Dies war mir höchst willkommen. Statt Banalitäten zu fragen, wie die meisten meiner Kameraden, ging ich sofort auf den Kern der Sache und machte meinem erschütterten Glauben durch sehr verfängliche Fragen wie über die Erbsünde und über die Verantwortung des Menschen Luft. Jedesmal nun, wenn Pfarrer Bridel eine meiner Fragen beantworten mußte, war es, als ob eine Schlange ihn gebissen hätte. Er runzelte die Stirn und antwortete ebenso unmutig wie ausweichend, ohne meine Wißbegierde zu befriedigen. Seine Verlegenheit entging mir nicht. Ich fühlte, daß ich ins Schwarze getroffen hatte; ich merkte seine Unfähigkeit, mir eine klare, beruhigende und den christlichen Glauben stärkende Antwort zu geben. Phrasen, Phrasen und nichts als Phrasen! dachte ich mir. Dadurch wurde der Rest meines Glaubens Stück für Stück hinfällig.

Unerschütterlich blieb mir die Liebe und hohe Achtung vor meiner Mutter, aber mehr und mehr wurde mir klar, daß sie von dem mystischen Blendwerk des Christentums sich täuschen lasse. Einmal kam ein Onkel von mir, ein



bombastischer Pfarrer, Georges Fisch, aus Paris zu uns. Er war der Typus des unbewußten Egoisten. Seine Predigten waren ebenso hohl wie lärmend. Da mich seine dogmatische und schwulstige Redeweise und sein salbungsvoller Ton ärgerten, widersprach ich ihm und ließ meinen Unglauben durchblicken. Ich werde nie vergessen, mit welcher zornigen Gereiztheit und gemachten Entzündung an Stelle von logischen Gründen er mir antwortete. Natürlich wurde ich von meinem Vater ordentlich gescholten, der bei mir überhaupt das «Räsonnieren» als Hauptfehler immer wieder tadelte. Unterdessen bereitete sich mein Freund Giovanni Rochat (später protestantischer Pfarrer in Florenz, wo er nach meinem Beispiel als erster in Italien die Abstinenzbewegung einführte), der im Gegensatz zu mir stets fromm und gläubig geblieben war, zum Theologiestudium vor; ich hatte mit ihm die heftigsten Diskussionen über Glaubensfragen, und wir kamen auf dem Weg von Vaux nach Morges häufig genug in Streit, natürlich ohne daß einer den andern im geringsten überzeugt hätte.

Im Collège cantonal zu Lausanne hatten wir verschiedene Fachlehrer, darunter war der Deutschlehrer, wegen seiner mächtigen Gestalt «Patagon» genannt, die Zielscheibe aller Bosheiten der Schüler. Er war faul, dazu taktlos und verschmähte es nicht, die Klasse mit Zoten und andern unpassenden Geschichten zu regalisieren und brachte sich dadurch um alle Autorität und jeden Respekt. Deutsch lernte man bei ihm am allerwenigsten. Wiederum kam mir meine relative Kenntnis des Deutschen sehr zustatten. Aber das Benehmen des Lehrers forderte derart die Ungezogenheit der Schüler heraus, daß selbst ein Musterschüler wie ich mitmachen mußte. Meist herrschte ein unbeschreiblicher, aber fideler Lärm in seiner Stunde, die man geradezu als komisches Intermezzo auffaßte. Der Lateinlehrer Soldan und der Geschichtslehrer Duperré waren im Gegenteil strenge Pedanten, die alles genau und scharf beobachteten und in deren Unterricht ebenso tiefe Stille wie Langeweile herrschte. Der Mathematiklehrer war ebensowenig anregend. Dagegen war der Griechischlehrer Besançon, der hübsche satirische Romane über das Waadtland geschrieben hat, geistreich und witzig, aber er verstand es nicht, die Schüler zu behandeln. Er ließ sich zu sehr in einer der Form nach unpassenden Kameradschaftlichkeit gehen. Auch mich ermunterte seine Art zu allerhand Streichen; so veranstaltete ich mit meinen Kameraden in seiner Stunde eine Musik auf Nußschalen, die einen Höllenspektakel verursachte. Ferner brachte ich in das Pult des Lehrers Feldgrillen, die mit ihrem Zirpen den Unterricht begleiteten, und dergleichen Albernheiten mehr.

Zwei Lehrer bleiben mir zu erwähnen übrig, an die ich mich mit Freuden erinnere. Der Französischlehrer De la Harpe war zwar leidenschaftlich und dem Trunk ergeben; aber begeistert für sein Fach, wußte er auch seine Schüler



dafür zu begeistern. Man lernte bei ihm wirklich Französisch. Freiwillig spendeten wir Bücher in die Klassenbibliothek, und wenn ich einigermaßen ordentlich Französisch gelernt habe, verdanke ich es ihm. Professor Auguste Chavannes erteilte den Unterricht in Naturgeschichte. Das war mein besonderes Fach. Mit Interesse und hoher Freude wohnte ich dem Unterricht bei und bekam Chavannes trotz seinen etwas veralteten Ansichten äußerst lieb.

Mein Unglück war mein abscheuliches Gedächtnis für das reine Auswendiglernen. Ich weiß, daß ich mich einmal ungefähr vierzehn Tage lang umsonst bemühte, sechs Vierzeiler in den Kopf zu bringen. Täglich arbeitete ich eine Stunde daran, konnte sie aber immer weniger. Als ich sie endlich rezitieren sollte, blieb ich jämmerlich stecken und bekam eine ganz schlechte Note. In meiner Verzweiflung warf ich das Buch fort und erklärte laut: «Jetzt lernte ich seit vierzehn Tagen täglich eine Stunde umsonst an den elenden Versen; ich kann nicht mehr.» Natürlich wurde ich nur ausgelacht. Ich habe mir häufig selbst die Schenkel grün und blau geschlagen in zorniger Verzweiflung über meine Unfähigkeit, auswendigzulernen, aber alles nützte nichts, und mehr und mehr wurden mir aus diesem Grunde die alten Sprachen verhaßt. Infolge dieser Gedächtnisschwäche war ich trotz meinem eisernen Fleiße nur ein mittelmäßiger Schüler. Ich schwankte im Rang zwischen dem siebten und dem zwanzigsten unter fünfundzwanzig Schülern. Im Aufsatz wurde mir häufig meine alte Scheu, originalsüchtig und effekthascherisch zu erscheinen, hinderlich, so daß ich in den gegenteiligen Fehler verfiel, Banalitäten zu schreiben.

In Vaux hatten sich meine Eltern mittlerweile häuslich eingerichtet. Mein Vater plagte sich sehr mit der großen Landwirtschaft ab, und meine Mutter arbeitete, soviel sie konnte, in der Haushaltung, in der die Sorge um das landwirtschaftliche Gesinde mit inbegriffen war. Hierbei beobachtete sie die größtmögliche Sparsamkeit. Trotz all ihrer Mühe herrschte im Hause eine bedenkliche Unordnung. Sie übersah eben sehr vieles, weil sie immer in allerlei Sorgen und Gedanken versunken war. Ich bekam ein Zimmer im oberen Stock, worin ich in jeder freien Stunde fleißig Ameisen und andere Insekten untersuchte und ordnete. An den langen Winterabenden aber spielten meine Eltern wie meine Großeltern häufig Whist, und ich mußte dieses Spiel lernen, um plötzlich für einen fehlenden Partner eintreten zu können. Ich hatte dabei stets das unbefriedigende Gefühl, meine Zeit verloren zu haben, und ich glaube noch heute, daß das ein gesundes Gefühl war. Manchmal zog mich mein Vater etwas zur Mithilfe in seiner Landwirtschaft heran. Ich half später hauptsächlich bei der Weinlese und hatte so Gelegenheit, unsere sauberen Trinksitten zu studieren. Die besten und intelligentesten Angestellten meines Vaters gingen meistens allmählich am Trinken zugrunde. Von der Roheit und dem plumpen

Erotismus, die infolge des Alkoholgenusses bei der Lese, beim Kelter und sonst zu beobachten waren, will ich lieber nicht sprechen.

Im Collège cantonal bestand noch die Einrichtung des obligatorischen Kadettendienstes. Diese Militärübungen waren mir recht zuwider. Trotzdem wurde ich nach einem Jahre zum Feldwebel (Sergeant) ernannt, weil ich ein «fleißiger Schüler» war. Diese Erhöhung im Grad erhöhte indessen keineswegs zugleich meine Freude an der militärischen Spielerei. Mehr Vergnügen machte mir das Bogenschießen, das nach alter Vätersitte damals, wie heute noch in Morges, Vevey und Lausanne, in der konservativen Gesellschaft betrieben wurde. Die drei Bogenschießgesellschaften sind nach althergebrachten Gebräuchen organisiert und kartellartig untereinander verbunden. Mein Großvater und mein Vater gehörten natürlich auch dazu. Letzterer schoß sehr gut und lehrte mich diese Kunst. Er hatte seinen Bogen selbst verfertigt. Damals wurde noch unter den alten Bäumen des Parks in Morges geschossen. Trotz meiner Ungeschicklichkeit machte mir dieser Sport viel Freude, und ich wurde später selber Mitglied der Abbaye de l'Arc. Als solchem gelang es mir in Lausanne einmal, beim Fest des Jahresschlusses, das im schönen Wald Sauvabelin gefeiert wurde, einen Preis herauszuschießen, worauf ich sehr stolz war. Dagegen verhinderten mich meine alte Schüchternheit und Prüderie, das Tanzen mitzumachen. Der natürliche Erotismus hätte mir wohl zum Tanzen Lust gegeben, aber ich schämte mich meiner Unbeholfenheit, fand auch im übrigen die Sache albern und lernte daher niemals tanzen.

Trotz aller Schularbeit vernachlässigte ich keineswegs meine Ameisen und sonstigen Insekten. Gelegenheit, mich mit ihnen zu beschäftigen, gab mir jeden Samstagnachmittag und Sonntag der Weg von Morges nach Vaux und zurück. Oft verlängerte ich diesen Weg um eine oder zwei Stunden, um unterwegs Ameisenschlachten und sonstige Experimente zu veranstalten. Ich besitze noch aus jener Zeit (1863/64 und schon aus den vorhergehenden Jahren, jedoch ohne näheres Datum) mehr oder weniger phantastische Aufzeichnungen über die Ameisensitten, worin Wahrheit und Dichtung sich mischten, ähnlich wie bei der schon erwähnten «Fourmiade». Obwohl recht ungeschickt im Zeichnen und Malen, bemühte ich mich fortwährend mit der Abbildung von verschiedenen Insekten und auch von Ameisen. Diese Zeichnungen ergaben ein Gemisch von Unordentlichkeit und Genauigkeit, was mich später recht eigentümlich anmutete. Durch stets erneute Beobachtung begann ich nach und nach, mich gründlich über die Sprünge meiner Phantasie zu ärgern, und lernte, sie immer wieder zu berichtigen. So kann ich wohl ohne jede Übertreibung sagen, daß die Beschäftigung mit den Insekten und besonders den Ameisen für mich eine erzieherisch wichtige wissenschaftliche Vorschule bildete, deren

Tragweite ich bald in der Hochschule bei Vergleichung mit meinen Kameraden erkennen sollte. Letztere hatten nie diese Vorarbeit der immerwährend wiederholten Selbstkorrektur durch Beobachtung und Experiment durchgemacht, und ich war ihnen infolgedessen in wissenschaftlichen Urteilen bedeutend voraus. Daraus kann man die Lehre ziehen, wie wichtig es ist, Beobachtung und Experiment mit ständiger Selbstkontrolle und eigener Korrektur den Kindern möglichst frühzeitig im Studium der Pflanzen, Tiere, Steine usw. zu lehren und einzuprägen.

In Lausanne selbst sammelte ich ab und zu im Wald Sauvabelin und experimentierte, so gut es ging, im Gärtchen des Herrn von Meyenburg. Eines Tages hatte ich eine ganze Schar, etwa dreißig Raupen eines Schmetterlings, der *Saturnia carпинi*, kleines Nachtpfauenauge, in einer großen Schachtel eingefangen und sich verpuppen lassen. Als die Schmetterlinge nun ausschlüpfen, darunter viele Weibchen, hörte ich auf einmal einen großen Lärm auf der Straße. Schließlich hob ich den Kopf und war höchst erstaunt, draußen eine Schar dieser schönen Schmetterlinge von einer Menge Schulbuben verfolgt zu sehen. Aber ich staunte noch mehr, als die Tiere direkt gegen mein geschlossenes Fenster anflogen und förmlich klopfen. Ich öffnete das Fenster, und die Tiere, lauter Männchen, die durch den Geruch der Weibchen angezogen worden waren, drangen ein. Offenbar kamen sie aus sehr großer Entfernung, wahrscheinlich von Sauvabelin her. Noch erstaunter waren die Schulbuben, als sie die magische Kraft sahen, welche mein Fenster auf die Tiere ausübte. Später ist meine Beobachtung von dem französischen Naturforscher Favre bestätigt worden. Ich wollte nun meine Tierchen in der freien Luft sich die Flügel erhärten lassen und ihnen die Freiheit geben. Aber der ältere meiner beiden Sizilianer Kameraden, Battista Ducco, wußte nichts Besseres zu tun, als meine armen Schmetterlinge aus Schadenfreude umzubringen, und ich vermochte nur eine kleine Zahl vor seiner Mordgier zu retten. Da er viel älter und stärker war als ich, konnte ich nur die Faust in der Tasche ballen.

Zu jener Zeit, etwa 1864, nahm mich mein Vater nach der Heimat meiner Mutter, Dieulefit in Südfrankreich, auf eine Fußtour mit, die wir mit verschiedenen Onkeln und Vettern gemeinschaftlich unternahmen. Der Weg führte uns über Genf, Chambéry, La Grande Chartreuse, Grenoble nach Crest und Dieulefit. Die Reise war für mich sehr lehrreich. Trotz wunden Füßen lief ich viele Stunden, ohne hinter den andern zurückzubleiben oder sie aufzuhalten. In Dieulefit waren wir sehr lustig und vergnügt bei der ungemein gastfreundlichen und patriarchalischen Familie meiner Mutter. Das expansive und zugleich naiv-gutmütige Wesen der Südfranzosen sagte meinem Gemüt sehr zu. Ich fühlte mich dort ganz zu Hause. Zu meinem Vergnügen habe

ich damals eine Beschreibung dieser Reise nebst allerlei Gesprächen, die zwischen mir und den übrigen Teilnehmern dabei geführt wurden, zu Papier gebracht und besitze sie heute noch. Sie ist sehr objektiv gehalten und ziemlich amüsant. Interessant ist eine Vergleichung dieser Arbeit mit einigen meiner Schulaufsätze, die, mit Korrekturen der Lehrer versehen, zufällig im gleichen Heft stehen. Im Gegensatz zu meiner freiwilligen Leistung sind die Aufsätze recht ledern, langweilig, vielfach mit erheuchelten frommen Phrasen verbrämt. Man sieht daraus recht deutlich, wie sehr der Druck der Schule und die nur zu oft pedantische Kritik des Lehrers manchen Schüler befangen macht und ihn an der freien Entfaltung seiner Fähigkeiten und seiner Phantasie hemmt.

Am Schluß des Jahres 1864 kam die von mir so sehr gefürchtete Konfirmation. Ich fürchtete sie, weil ich zwischen dem Glauben, zu dem ich mich dort bekennen sollte, und meinem Unglauben einen Abgrund klaffen sah, der trotz meinem guten Willen nicht mehr zu überbrücken war. Vor dem ersten Abendmahl lud Pfarrer Bridel jeden von uns zu einer Unterredung unter vier Augen zu sich. Ich fühlte, daß das für mich die Entscheidung bedeute: Hic Rhodus, hic salta! Zitternd und bebend begab ich mich an jenem denkwürdigen Tage zu Bridel, trat ein und schwieg. Ich vermute, daß er in mir den Schreiber jener erwähnten verfänglichen anonymen Fragen witterte. Noch sehe ich seinen strengen Blick von oben herab auf mich armen Sünder gerichtet. Ich schwieg, weil jedes Wort mir in der Kehle stecken blieb. Die Lage wurde peinlich. Endlich sprach er zu mir: «Nun, was haben Sie mir zu sagen?» Ich suchte nach Worten, vermochte aber nur dumpf zu stottern: «Ich kann nicht glauben!»

Die Miene des Pfarrers wurde noch düsterer, und er fragte mich, so wie ich mich erinnere, ob ich nicht an Gott und die Gottheit Christi glaube, worauf ich nochmals mit erstickter Stimme sagte: «Ich kann nicht.» Darauf blickte mich der Pfarrer mit verachtungsvoller Entrüstung an und sagte: «Revenez quand vous serez mieux disposé!» («Kommen Sie wieder, wenn Sie in besserer Verfassung sein werden!») Dies ließ ich mir nicht zweimal sagen und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Mir wirbelte der Kopf. Also das war das Ergebnis des Konfirmandenunterrichtes, auf den meine Mutter ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte! Das war der ganze Trost, den mir der Diener Gottes geben konnte! Mein ganzes Wesen empörte sich gegen den Mann und gegen das Christentum, und heute noch weiß ich, als ob es gestern gewesen wäre, wie ich das Bibelwort laut ausschrie: «Ich schüttle den Staub dieses Hauses von meinen Füßen.» Und ich fügte bei: «Du hast mich zum letztenmal gesehen!»

Ich hatte in der Tat mehr als genug von der ganzen Heuchelei. Schon öfter zuvor hatte ich in Verzweiflung auf den stillen Wiesen meiner Heimat dem



sogenannten persönlichen Gott zugerufen: «Wenn du wirklich existierst, zerschmettere mich sofort; dann weiß ich, daß du bist, sonst kann ich an dein Dasein nicht glauben!» Aber alles blieb still. Ich wurde nicht zerschmettert.

Ich kam nun zu meiner Mutter und erklärte ihr unumwunden meinen Entschluß: «Ich kann dich nicht belügen, du hast mir stets und mit Recht Abscheu vor der Lüge eingeflößt. Auch vor dem Pfarrer mußte ich wahr sein. Sieh nun die Nächstenliebe, mit der er mich behandelt hat. Ich kann einmal nicht eure Glaubensüberzeugung teilen und will mich daher nicht konfirmieren lassen. Das wäre ja die größte aller Lügen.» Meine Mutter war ganz verzweifelt, aber auch über Pfarrer Bridel entrüstet. Sie bestärkte mich selbst darin, mich glaubenlos nicht konfirmieren zu lassen. Dennoch wollte sie noch eines versuchen und bat mich, die Ansicht des Pfarrers Cuénod in Morges noch zu hören, den sie sehr hoch achtete und den auch ich schätzte. Dieser Geistliche war ein guter, aufrichtiger und ehrlicher Mensch. Er gab mir zu, daß man den Glauben nicht erzwingen könne, hoffte aber, er käme mit der Zeit von selbst, und betete recht inbrünstig für mich. Durch seine Freundlichkeit ermutigt, sprach ich offen mit ihm und erklärte ihm alle Zweifel und ihre Gründe. Letztere konnte er freilich nicht beseitigen, doch trennten wir uns in bester Freundschaft. Die Wendung, die diese Angelegenheit genommen, und ihr Ausgang taten mir für meine Mutter sehr leid, aber auf eine ehrliche Weise ändern ließ sich die Sache nicht. Meiner Mutter zuliebe fuhr ich jedoch fort, die Kirche ab und zu zu besuchen, aber mit Gebet und Andacht war es vorbei. Wir hatten im Collège cantonal einen sehr tüchtigen und begabten Schüler, G. Biaudet, mit dem ich mich über diese Dinge aussprach. Er lobte meine Urteilsfähigkeit und bekannte sich als ebenfalls ungläubig. Die andern, ob gläubig oder nicht, ließen sich alle der Tradition und Konvention gehorsam konfirmieren.

Nun trat ich aus dem Collège cantonal aus. Damals gehörte in Lausanne das Obergymnasium, in das man mit sechzehn Jahren eintrat, zur sogenannten Akademie; seine Schüler hatten den Rang von Studenten und wurden als Herren angeredet. Ich war nun so selbständig geworden, daß ich meine Eltern selbst bat, mich die teure Pension Meyenburg mit einer viel billigeren, aber freien Studentenspension vertauschen zu lassen, die man mir von befreundeter Seite sehr empfohlen hatte. Vor meinem Austritt aus dem Collège cantonal hatte ich aber mein Schlußexamen zu machen, das ich in Latein und Griechisch knapp und mit Mühe bestand, während ich in der Naturwissenschaft die erste Note erhielt. Ich muß hier erwähnen, daß es schon damals in Lausanne zwei Maturitäten gab: die literarische und realwissenschaftliche. Da die letztere, verbunden mit dem lateinischen und griechischen Schlußexamen des Collège cantonal, zum Eintritt in eine medizinische Fakultät genügte, war mein Ent-



VATER VICTOR FOREL  
AN SEINEM 90. GEBURTSTAG



GEBURTSHAUS FORELS «LA GRACIEUSE» BEI MORGES



schluß bald gefaßt. Es war mir nämlich vollständig klar, daß ich ebensowenig für eine literarische wie für eine mathematische Laufbahn paßte. Die höhere Mathematik verwirrte mich, und die staubige Gelehrsamkeit der alten Sprachen mitsamt deren pedantischen Lehrern war mir ein Greuel. Die Theologie war mir durch meinen Unglauben sowieso verschlossen, und vor dem Gedächtnis- und Formenkram der Juristerei hatte ich einen kaum geringeren Abscheu. Für die Landwirtschaft hatte ich nie besondere Neigung gehabt; allein die Naturwissenschaften zogen mich mächtig an. Da ich mein Brot verdienen mußte, blieb mir die Medizin so gut wie allein übrig, denn auf ein naturwissenschaftliches Lehramt zu warten, erlaubten die Mittel meines Vaters nicht. Freilich fühlte ich mich durch die Aussicht auf eine ärztliche Praxis auch nicht besonders angezogen, aber die enge Verbindung der Medizin mit der Naturwissenschaft versprach mir doch so viel Aufschlüsse über die Rätsel des Lebens, daß ich höchst erfreut war, als mein Vater mir das Medizinstudium bewilligte. So sagte ich mit Freuden den alten Sprachen für immer Lebewohl. Doch nein, nicht ganz für immer! Meine Lehrer der alten Sprachen, die aus uns Rhetoren machen wollten, hatten dabei völlig versäumt, uns die wichtigsten Wurzelableitungen aus dem Lateinischen und Griechischen zu lehren. Als später der Fall an mich herantrat, neue Ameisenarten wissenschaftlich zu taufen, mußte ich dies, zum Verstehen und Neubilden lateinischer und griechischer Wörter, allein lernen und üben!

Zu jener Zeit trat in der «Gracieuse» infolge des Todes meiner Großmutter eine große Veränderung ein. Dieses Haus war mir stets der angenehmste Aufenthalt gewesen durch die Liebe, mit der meine Großeltern mich dort umgaben und verwöhnten. So ging der Tod meiner Großmutter mir sehr nahe. Auch die alte Magd Cécile, die sozusagen als Pfründerin in der «Gracieuse» lebte und uns alle liebte und mit der wir alle auf du und du standen, folgte bald meiner Großmutter nach. Mein Onkel Edouard Forel und seine Frau wohnten mit ihrer einzigen am Leben gebliebenen Tochter, der spätern Malerin Emmeline Forel, Gattin des Künstlers Alexis Forel (Stifter des Kunstmuseums «Le vieux Morges» in Morges), bei meinem Großvater.

In Vaux waren unterdessen meine jüngeren Geschwister (ich hatte nach meinem elften Jahre noch einen Bruder bekommen) etwas herangewachsen. Meine größere, von jeher eigensinnige und reizbare Schwester, die nun über zwölf Jahre alt war, fing an, ihre besondern Wege zu gehen, indem sie sich darin gefiel, aristokratische Allüren anzunehmen. Sie wollte die feine Dame spielen. Das war mir um so mehr zuwider, als ich stets die einfache und volkstümliche Art liebte und mir alle eitle Vornehm- und Großtuerei, alles Prunken mit Titeln und Adelsdiplomen von jeher verhaßt war. Meine zwei jüngeren



Geschwister waren auf meiner Seite. Ich spielte mit ihnen, sang mit ihnen, allerdings weidlich falsch, Kinder- und Studentenlieder und übte in ihrem Dienste meine Erfindungsgabe. Wir kletterten in Vaux mit Vorliebe auf Bäume, und unsere Phantasie verwandelte uns die Sitze im Laub und Geäst in wohlausgestattete Zimmer. Den geringschätzigen Ton, in dem meine ältere Schwester unser Treiben kritisierte, beantworteten wir mit Spott und Lachen. So kam ich dazu, mit den Kleinen eine «Gesellschaft» zu gründen, die wir «Société des gueux», Gesellschaft der Lumpen, nannten. Als Ältester spielte ich darin natürlich die führende Rolle, verfaßte Lieder gegen die Aristokraten nach dem Muster der «Gueux» des Dichters Béranger, bedachte auch meine aristokratische Schwester, insbesondere aber die Stadt Morges und verschiedene ihrer Bewohner mit einer ganzen Reihe von Spottversen. So übte ich Rache an den Peinigern, unter denen ich früher so viel gelitten hatte.

Unterdessen war ich nach und nach immer mehr, und zwar in der schmutzigsten, laszivsten Weise, in das sexuelle Gebiet durch die Gespräche von Kameraden eingeweiht worden, während meine Eltern sich weiter in prüdes Schweigen hüllten, so daß ich mich bei ihrem mangelnden Entgegenkommen schämte, an den Gegenstand spontan zu rühren und sie um Aufklärung und Belehrung zu bitten; anderseits war ich trotz den Reden meiner Kameraden von völliger Klarheit in der Sache noch weit entfernt. Allein ich hatte bereits mein siebzehntes Jahr zurückgelegt, war also in die Pubertät eingetreten, mein jugendliches Blut regte sich mehr und mehr. Der Umgang mit den Kameraden und deren bisweilige frivole Gespräche gaben meiner Phantasie immer neue erotische Nahrung. So traten gelegentlich jene an sich ganz normalen und natürlichen Erscheinungen (Pollutionen) bei mir auf, die nur das Zeichen erreichter Reife sind, mir aber, da sie mir neu waren und ich sie nicht recht zu deuten verstand, namenlose Angst einjagten. Kurz entschlossen wandte ich mich darum an einen Arzt, der meine Sympathie erworben hatte. Sehr wohlwollend und verständig klärte dieser mich auf, daß jene Erscheinungen, die mich so in Schrecken versetzt, normale physiologische Vorgänge seien, von denen ich weiter keine Notiz zu nehmen brauche und deren Eintreten, wenn ich alles ruhig der Natur überlasse, sich von selber regulieren würden. Er verschrieb mir noch eine Kleinigkeit; ich verließ ihn völlig beruhigt und erleichtert und hielt mich an seine Ratschläge. Noch heute danke ich ihm dafür, daß er mich nicht, wie viele Ärzte an seiner Stelle und in meinem Fall es getan hätten, zu Dirnen schickte, um so mehr, da mir bereits damals die venerischen Krankheiten und der Pfuhl der Prostitution Ekel und Abscheu einflößten.

Aber das Ende meines Konfirmandenunterrichtes, mein wachsender Unglaube und die traurigen Wahrnehmungen, die ich bei sehr vielen meiner

Kameraden machte, hatten mich, trotz meiner wachsenden Selbständigkeit und meinem größeren Selbstvertrauen, zu einem argen Pessimisten gemacht. Ich sah überall nur Lügen und Enttäuschungen im Verkehr der Menschen untereinander. Das Leben erschien mir blutwenig lebenswert. Mein einziger Trost war und blieb die Naturwissenschaft.

Frau Valet ließ es sich sehr angelegen sein, ihre Pensionäre gut zu verpflegen. Sie besaß Weinberge in Villeneuve, in einer der besten Weingegenden des Kantons Waadt, und jeder von uns jungen Leuten erhielt täglich seine Flasche Wein. Anfangs fand ich dies sehr viel, aber ich gewöhnte mich so gut daran, daß die halbe Flasche beim Mittag- und Abendessen mir fast zuwenig vorkam.

Im Kanton Waadt war damals (und ist heute noch) das Weintrinken und das Sichbetrinken ungemein üblich. Man fing früh damit an. Zur Feier unseres Austrittes aus dem Collège cantonal wurden wir von einem reichen Kameraden eingeladen und gründlich betrunken gemacht. Ich weiß noch, wie damals ein junger Engländer mich beständig mit der Rede «baisez mon derrière» anödete und wie ich dieselbe regelmäßig mit einem Fußtritt an den betreffenden Körperteil beantwortete, so daß er davon vierzehn Tage lang Schmerzen hatte. Damals gingen einige von uns in eine sehr zweifelhafte bordellartige Wirtschaft, und ich kann von Glück sprechen, daß die betreffenden Mädchen anderweitig beschäftigt waren, denn in einem solchen Zustand ist man zu allem fähig. Zur damaligen Zeit habe ich mich drei- oder viermal betrunken, einmal bei einem Kameraden in Lutry, der uns eine der dort üblichen Kellerreisen machen ließ, wobei der genossene Wein uns zu solchem Unsinn hinriß, daß die aufgebrachte Bevölkerung von Lutry uns schließlich mit Prügeln drohte. Damals bestanden in der Schweiz keine Abstinenzgesellschaften, und die Abstinenz war überhaupt unbekannt. Das Trinken galt als eine Naturnotwendigkeit, der man sich nicht entziehen konnte, ohne abnorm zu erscheinen, und die Kunst blieb nur die, sich dabei nicht oder wenigstens nicht zu sehr zu betrinken. Im berühmten Weinjahr 1865 besorgte ich selbst die Weinlese meines Vaters, und ich erinnere mich wohl, wie toll es da zuging. Die Folge meines Trinkens, namentlich des täglichen Weingenusses bei Frau Valet, war, daß ich merklich in meiner geistigen Arbeitsfähigkeit litt. Dies wurde mir dann bei meiner Abreise von Lausanne völlig klar.

Es mag im Anfang des Jahres 1866 gewesen sein, als ich im Hof der Akademie einem Sandraubkäfer (*Cicindela*) nachjagte und dadurch die Aufmerksamkeit eines jungen, mir bisher unbekannten Mannes erregte. Er näherte sich mir und fragte, ob ich Entomologe sei. Ich bejahte es, und bald waren wir die besten Freunde. Es war dies Edouard Bugnion, der später mein Schwager und Hochschulprofessor in Lausanne wurde. Er bewohnte die schönste Villa in der

Umgebung von Lausanne (l'Hermitage). Etwas älter als ich, war er schon in Norddeutschland gereist und mit der neuen entomologischen Literatur viel besser als ich und sogar mein Großonkel bekannt. Er führte mich in sein Haus ein und lehrte mich, nach modernster Art Käfer zu fangen und richtig aufzukleben. Er wunderte sich sehr, als er von mir hörte, daß ich die Arbeit Gustav Mayrs über die europäischen Ameisen noch nicht kenne. Hubers Buch war bis jetzt meine einzige Ameisenbibel geblieben, und ich war beinahe entrüstet, daß da plötzlich ein anderer sich herausnahm, neben Huber zu treten und über das Ameisenwesen zu schreiben. Ich ließ mir aber sofort das Buch Mayrs kommen und lernte daraus, daß es viel mehr Ameisen in Europa gibt, als Huber und auch ich geglaubt hatten. In persönliche Verbindung mit Mayr trat ich erst später. Zunächst machte ich mich eifrig an das Studium der Ameisenarten, und es gelang mir bald, diejenigen meiner Umgebung genauer kennenzulernen.

Durch Bugnion erhielt ich auch zum erstenmal Kenntnis von Charles Darwin und seinem Werk. Der gute A. Chavannes hatte uns die Zoologie noch nach Cuvier und dessen Theorie der Katastrophen mit Neuschaffung der Arten durch Gott nach jeder Katastrophe gelehrt! Im ersten Moment wirbelte alles in meinem Kopf, als ich von Darwins Lehre hörte. Meine persönliche Sympathie für Chavannes hätte lieber seiner Ansicht recht gegeben. Aber als ich «die Entstehung der Arten» las, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und es begann vor ihnen das Licht einer neuen, hohen Erkenntnis aufzugehen. Ich hatte mir schon in meiner frühern Kindheit den alten Spruch: Labor improbus omnia vincit (Der ehrlichen Arbeit gehört der Sieg) zu eigen gemacht, und jetzt erschien mir das Studium der Medizin erst recht erstrebenswert. Es mag zu jener Zeit gewesen sein, daß mir der Gedanke des Monismus zum erstenmal aufdämmerte, indem ich die folgende Überlegung machte: «Wenn Darwin recht hat, wenn der Mensch ein Abkömmling von Tierarten und demnach sein Gehirn auch ein Abkömmling des Gehirns der Tiere ist, wenn wir ferner mit dem Gehirn denken und fühlen, ist das, was wir beim Menschen Seele nennen, ein Abkömmling (Evolutionprodukt) der Tierseele, mit ihr von gleicher Grundbeschaffenheit und wie sie in ihrer einfachern oder höhern Entwicklung ganz durch die einfachere oder höhere Entwicklung des Gehirns bedingt. Folglich könnte die Psychologie, die uns damals Professor De Félice in Lausanne recht interessant und anregend vortrug, in letzter Instanz nichts anderes sein als eine Art Physiologie des Gehirns.» So einfach, wie ich mich hier ausdrücke, ist die Sache nicht, aber in ähnlicher Weise erschien sie mir damals deutlich und klar. Dieser Gedanke hat mich seitdem nie verlassen. Ich habe ihn bis jetzt immer bestätigt gefunden und selbst weiter ausgebaut.

Je mehr die Maturität nahte, desto mehr fühlte ich, daß ich mich beeilen

müsse, in denjenigen Fächern, in denen ich mich schwächer fühlte, vor allem in Chemie und Physik, das Versäumte nachzuholen. Die Lehrer in diesen Wissenschaften, Bischoff und Dufour, Bruder des Charles Dufour in Morges, waren sehr tüchtig. Es handelte sich nun darum, durchzukommen. Besonders vor Bischoff hatte ich eine gewisse Angst. Er wurde aber durch Krankheit verhindert, die Prüfungen selbst abzunehmen. Es ging mir trotz meinem schlechten Gedächtnis wohl hauptsächlich deshalb, weil mich die Materie viel mehr als früher interessierte, im Examen recht gut, und ich bestand es, trotz der lähmenden Wirkung des Weines der Frau Valet, mit einer sehr guten Note im Sommer 1866. Es war gerade zur Zeit des Krieges zwischen Preußen und Österreich, und der Wein dieses Jahres, dessen Lese ich noch zum Schluß leitete, trug im Kanton Waadt, Bismarck zu Ehren, den Namen «Bismarck-Wein». Er war zwar ziemlich sauer, aber es gab viel davon.

Wo sollte ich nun Medizin studieren? Damals gab es keine Hochschule in Genf und Lausanne, sondern nur Akademien (ohne medizinische Fakultät). Mein Vater sprach von Bern, Paris und Zürich. Wir kamen überein, bei einem alten Freund von ihm, den er sehr schätzte, Herrn Dr. Hochreutiner, Rat zu holen. Dieser empfing mich sehr freundlich. Als großer Pessimist, der er war, sagte er zu mir: «Ja, wunderschön sind die Studien freilich, aber um so ekliger die Praxis. Es ist traurig, vom Leiden seiner Mitmenschen leben zu müssen, die dazu immerfort betrogen werden wollen!» Seine Ansicht war nur zu richtig, und ich begriff sie auch vollständig, aber der Entschluß war gefaßt. Er riet mir sehr, nach Zürich zu gehen, wo er selbst studiert hatte, dagegen widerriet er mir Paris. Alles leuchtete mir ein. Mein Vater erklärte sich einverstanden. Auch mein neuer Freund, Herr Edouard Bugnion, entschied sich, zunächst in Zürich Medizin zu studieren, als er mich so bestimmt entschlossen sah.

## UNIVERSITÄTSJAHRE IN ZÜRICH

Ländlicher Zürichberg, Jagdrevier für Ameisen und Käfer · Die ersten Studentinnen · Anatomische Präparierübungen bei «Knochenmeyer» · Wie man die Zürcher anlachen muß · Universitätsprofessoren · Botanische Exkursionen mit Professor Oswald Heer · Erdefresende *Bombyx populi* · Ärztliche Hypochondrie · Choleraepidemie in Zürich · Magnetische Kuren à la Mesmer · Literarischer Kaffeekränz bei Professor Rambert · Verein der Französisch-Schweizer · Burnands Bild · Mitglied der Schweizer Entomologischen Gesellschaft · Neue Bekanntschaften durch Insekten · Psychiatrie bei Gudden · Ameisenkriege · Professor Alfred Heer schlägt Ameisenbuch für Schläflipreis vor · Erster und letzter Bordellbesuch · Radikaldemokratische Bewegung · Miß Morgan disputiert gegen ihren Professor · Erste ethische Lüge · Deutsch-Französischer Krieg · Organisierung eines Hilfs-lazarets · Bourbakis Ersatzarmee in der Schweiz interniert · Deutsches Siegesfest und Krawalle · Granatenexplosion in Morges.



Noch nie war ich in einem deutschsprechenden Land gewesen, außer einmal in Begleitung meines Vaters, mit dem ich einige Jahre vorher ein paar Tage in Achern, Großherzogtum Baden, zugebracht hatte. Mein Vater hatte dort eine alte Freundin meines Großvaters, Frau Sophie von Harder, besucht, mit deren Tochter er sich einst beinahe verlobt hätte und an die er sehr anhänglich geblieben war. Sie war auch eine hervorragende Frau, die mir bei unserem Besuch großen Eindruck machte. Sie starb viel später bei voller geistiger Klarheit im Alter von hundertundein Jahren.

Nun fuhr ich mit Bugnion zusammen nach Zürich. Nachdem wir uns hatten immatrikulieren lassen, suchten wir eine Pension, die wir bei einer Frau Hegner an der Plattenstraße fanden. Wir waren früh nach Zürich gereist, so daß mir Zeit genug blieb, sofort auf eine Entdeckungsreise nach Ameisen und Käfern auszuziehen. Damals war Zürich noch nicht die große Stadt, die es heute ist, sondern echt kleinstädtisch. An der heutigen Seefeldstraße gab es noch einen idyllischen Bach, den Hornbach, und wie glücklich war ich, bei seiner Mündung in den See dort seltene, mir unbekannte Wasserkäfer zu finden! Ich führte natürlich sofort nachher Herrn Bugnion an den Ort. Der Zürichberg war auch noch ganz ländlich und bildete für uns in den nächsten Jahren ein sehr ergiebiges Jagdrevier für Ameisen und Käfer.

Die Zürcher waren frei von dem sarkastischen und geschliffenen Wesen der Waadtländer. Sie erschienen uns, wie allen «Welschen» am Anfang, schwerfällig, unbeholfen und mürrisch, so daß wir uns überlegen fühlten. Das linderte meine noch immer nur mit Mühe überwundene Schüchternheit.

Wir fingen beide, Herr Bugnion und ich, mit den anatomischen Präparierübungen an, weil wir in Zoologie, Physik und andern propädeutisch-naturwissenschaftlichen Fächern genügend vorbereitet aus Lausanne gekommen waren. Zugleich mit uns erschien die allererste Studentin, eine Russin, Fräulein Suslowa, an der Zürcher medizinischen Fakultät. Sie war zuerst recht schüchtern. Bald nach ihr kam aber eine Engländerin, Miß Frances Elisabeth Morgan, die mit echter englischer Ungeniertheit auftrat und mit Zähigkeit sich darauf versteifte, den Kursus gründlich durchzumachen. Als der gute alte «Knochenmeyer», wie der Anatomieprofessor Hermann Meyer allgemein genannt wurde, Bedenken erhob und die Befürchtung aussprach, vieles in einem anatomischen Praktikum möchte für Damen nicht geziemend und anständig erscheinen, antwortete sie ihm mit souveräner Sicherheit: «Herr Professor, es ist viel unanständiger und auffallender, hier Ausnahmen zu machen. Wir wollen ohne jede Einschränkung an den Übungen teilnehmen.» Einer solchen englischen Entschlossenheit konnte der alte Meyer nicht widerstehen, er mußte nachgeben. Miß Morgan trat allein inmitten aller Studenten die ana-

tomischen Präparierübungen an. Das kam uns allerdings zuerst etwas komisch vor, aber der Ernst, die vornehme Ruhe und die souveräne Überlegenheit dieses merkwürdigen Mädchens nötigte uns allen bald eine solche Achtung ab, daß keiner es wagte, irgendeine sarkastische oder taktlose Bemerkung zu machen.

Ebenso bald gewöhnten wir uns an Zürich. Das Wesen der Zürcher machte mich kühn. Das Genieren hörte für mich vollständig auf. Ich weiß noch, wie ich auf der Plattenstraße mitten auf dem Weg mit meinem Schmetterlingsnetz einen gewissen kleinen Mistkäfer (*Deleaster dichrous*) verfolgte und fing, während Herr Bugnion Anstand nahm, dies zu tun. Ich bemerkte ihm, man brauche in Zürich nur einen, der lachen wolle, fest anzublicken und dabei selbst zu lachen, um ihm die Überzeugung beizubringen, daß er der Lächerliche sei, und ihn einzuschüchtern. So ging ich unbekümmert mit bunten Ameisensäcken, Schmetterlingsnetz und derlei Rüstzeug durch die Straßen der Stadt und befand mich dabei über die Maßen wohl. Erst zu jener Zeit wurde mir klar, daß ich in Lausanne in Gefahr gestanden hatte, ein Trinker zu werden. Der saure und zugleich teure Zürcher Wein sagte mir durchaus nicht zu, und so wurde ich ganz von selber zusehends nüchterner und mäßigte mich stark im Genuß von Wein.

Im Sommersemester hörten wir neben andern Fächern vergleichende Anatomie bei Professor H. Frey, ferner Botanik, Physiologie und chemisches Praktikum. Frey war sehr intelligent, sprach gut, war aber selbst von seinen Kollegien gelangweilt. Von ihm stammt das geflügelte Wort: «Das Semester ist nur eine lange und langweilige Unterbrechung der Ferien.» Der pathologische Anatom Ebert war freundlich, aber ziemlich langweilig. Der Physiologe Adolf Fick war ein ernster, ideal veranlagter Mensch, aber nicht immer sehr klar. Der Lehrer für organische Chemie, Wislicenus, sprach sehr schön und gut; die Chemie war jedoch nicht meine Leidenschaft. In hohem Grade interessant waren mir die botanischen Exkursionen mit Professor Oswald Heer<sup>1</sup>. Hier war ich ganz in meinem Element. Während die andern sich mehr amüsierten und nur nebenbei einige Pflanzen sammelten, botanisierte ich nicht nur äußerst gewissenhaft, sondern sammelte außerdem so viele Käfer und Ameisen wie ich nur konnte. Ich entwickelte dabei einen solchen Eifer, daß dies Professor Heer auffiel und er mir sehr gewogen wurde. Er war nämlich gleichzeitig Entomologe, so daß ich mit ihm auch über mein Lieblingsfach sprechen konnte. Die schönen Ausflüge, die wir machten, werden mir immer unvergeßlich bleiben.

<sup>1</sup> Botaniker, Paläontolog und Entomolog von europäischem Ruf, in seiner Jugend phthisisch, dann aber in Madeira geheilt, wo er seine bekannten Beobachtungen über die Hausameise Madeiras schrieb.

Damals, nämlich im Jahre 1867, fing ich an, meine biologischen Beobachtungen über Ameisen systematisch in Heften aufzuschreiben. Diese Notizen besitze ich jetzt noch und habe sie bis heute fortgesetzt.

Schon im Jahre 1865 hatte ich Beobachtungen über eine Raupe (*Bombyx populi*) gemacht. Wie Réaumur hatte ich nämlich gesehen, daß sie sich am Deckel der Schachtel, die ihr zum Aufenthalt angewiesen war, mit Erde verpuppte. Da ich nicht verstand, wie sie die Erde dahin brachte, gab ich ihr einige wenige Erdkrümelchen auf den nackten Schachtelboden und sah dann, wie sie dieselben förmlich auffraß, während Réaumur geglaubt hatte, sie trüge die Erde an die Stelle ihrer Verpuppung. Ich sah dann weiter, wie sie die Erde in ihr Gespinst ausspuckte und dasselbe damit zu einer harten Masse gestaltete. Diese Beobachtung konnte ich jahrelang nicht mehr machen, weil ich die Raupe nicht wieder fand. Erst später konnte ich feststellen, daß der Irrtum Réaumurs von niemandem berichtigt worden war. Viel später noch gelang es mir, die Raupe durch einen Patienten der Irrenanstalt Burghölzli wieder zu bekommen, dieselbe zu sezieren und die Erde in ihrem Magen nachzuweisen. Dann habe ich erst die Sache veröffentlicht.

Meist brachte ich meine Ferien zu Hause in Vaux zu. Ich beschäftigte mich da durchaus nicht mit Medizin, wie ich es hätte tun sollen, sondern benutzte meine Tage von früh bis spät zu Experimenten und Beobachtungen an Ameisen, Raupen, Spinnen usw. Mein Zimmer glich einem naturwissenschaftlichen Laboratorium, und ich begann darin auch eine systematische Sammlung europäischer Ameisen anzulegen. Gelegentlich wurde dieses Treiben von Bergtouren in den Jura und die Alpen unterbrochen, wobei selbstverständlich die Ameisen nicht zu kurz kamen. Meine Eltern ließen mich völlig gewähren.

Es mag ungefähr zu jener Zeit gewesen sein, daß mein Großvater an einer sehr schmerzhaften Krankheit starb. Die «Gracieuse», die er bis zu seinem Tode bewohnt hatte, war mein Kinderparadies gewesen, und den poetischen Reiz eines solchen hatte sie auch in meinen reiferen Jahren für mich behalten. Tausend schöne Kindheitserinnerungen verknüpften mich mit ihr und machten sie mir teuer. Als mein guter alter Großvater daraus verschwunden war, verlor sie für mich allmählich diesen Zauber.

Nach und nach war ich in meinen medizinischen Studien so weit vorgerückt, um Vorlesungen über Pathologie zu besuchen. Dabei passierte mir, was so viele Medizinstudenten auf meiner damaligen Stufe erlebten, ich wurde von der sogenannten ärztlichen Hypochondrie befallen, das heißt, ich glaubte Symptome fast einer jeden Krankheit, über die mein Lehrer Biermer gerade vortrug, an mir selber wahrzunehmen; namentlich als Biermer über eine damals (1867) in Zürich herrschende Choleraepidemie mit bewegter Stimme

sprach, beobachtete ich mit großer Ängstlichkeit, ob keine Vorzeichen der unheimlichen Krankheit bei mir zu entdecken seien. Endlich wurde mir aber des Guten zu viel; ich fing an, über mich selber zu lachen und schloß, da ich unmöglich an allen Krankheiten zusammen leiden könne, daß ich vermutlich an gar keiner litt! So gewann meine frühere Munterkeit allmählich wieder die Oberhand.

Mit zweifelndem und ungläubigem Erstaunen hörte ich damals meine Mutter öfter von magnetischen Kuren ihres Vaters (à la Mesmer) erzählen, durch die es ihm häufig gelungen sei, bei Kranken Schlaf zu erzeugen und Schmerzen oder andere Leiden zu beseitigen. Sie könne sich dies zwar nicht erklären, aber es sei so. Zuerst lachte ich über die Wunderheilungen. Aber meine Mutter war so bestimmt in ihren Angaben, und ich kannte sie als so wahr und zuverlässig, daß ich schließlich doch stutzig wurde. Allerdings stimmten jene Erzählungen meiner Mutter mit den Anschauungen meiner damaligen Hochschullehrer blutwenig überein. Aber die Ameisen hatten mich gelehrt, auch an jenen Lehrern und nicht nur an mir selbst Kritik zu üben, und so dachte ich mir, es möge doch etwas Wahres an der Sache sein, das man vorläufig aber offenbar noch nicht verstehe. Wie recht hat meinem Großvater später die Lehre des Hypnotismus gegeben!

Ein Kolleg über Molière, das ich bei meinem Landsmann Eugène Rambert hörte, ließ mich die persönliche nähere Bekanntschaft dieses vortrefflichen Mannes machen, der damals als Professor der französischen Literatur am Zürcher Polytechnikum wirkte. In freundschaftlicher Weise lud er mich zu einem Kaffee ein, zu dem sich an jedem Sonntagnachmittag einige Französisch-Schweizer in seinem Hause zusammenfanden. Dieser Kaffeeekranz war in Zürichs Hochschulkreisen berühmt. Rambert wählte sich seine Leute aus. Nach dem Kaffee wurde ein Ausflug in die schöne Umgebung von Zürich gemacht, wobei viel diskutiert und philosophiert wurde. Es sind mir von diesen Nachmittagen die herrlichsten Erinnerungen geblieben. Nach und nach wurde ich mit Rambert sehr gut befreundet, und viel später, im Jahre 1876, hat er in zwei Nummern der «Bibliothèque universelle et Revue suisse» eine ebenso anmutige wie freundliche Beschreibung der Sitten der Ameisen im Anschluß an mein seither erschienenenes Buch über die Schweizer Ameisen und in Erinnerung an einen gemeinschaftlichen, den Ameisen gewidmeten Ausflug veröffentlicht. Rambert war Dichter und Literat, besaß aber außerdem einen vorzüglichen und scharfen Beobachtungsgeist. Er verfügte über respektable botanische Kenntnisse und war ein vorzüglicher Kenner und Bewunderer der Natur. Er war ein echter Waadtländer. Obwohl zu Kritik neigend, blieb er dabei doch wohlwollend und mochte nicht gern einen andern verletzen, wäh-



rend ich viel schärfer und rücksichtsloser urteilte, so daß wir nicht immer übereinstimmten. Auch in religiösen Glaubenssachen nahm er keinen schroff ablehnenden Standpunkt ein. Den guten Waadtländer Wein liebte er sehr, wohl etwas zu sehr, was bei seiner Korpulenz entschieden dem Herzen schadete.

Durch Verwandte war ich auch der Familie des Herrn Georg von Wyß, Professors der Geschichte an der Universität Zürich, vorgestellt worden. In diesem hervorragenden Mann bekam ich je länger je mehr einen treuen Freund, den ich später, als ich Lehrer in Zürich wurde, wiederfand.

Es bestand damals in Zürich eine Gesellschaft der romanischen Schweizer, die jedoch dadurch, daß minderwertige, liederliche Elemente darin die Oberhand gewonnen hatten, heruntergekommen war. Ich ließ mich trotzdem zum Eintritt bestimmen. Als aber bald darauf durch die mehr oder weniger ange-trunkene Gesellschaft starke nächtliche Ruhestörungen verübt wurden, wobei es nicht nur zur Verhöhnung der Polizei, sondern auch zur Zertrümmerung von Laternen und zu anderem Unfug kam (ich selber war dabei im wesentlichen nur als Zuschauer beteiligt), als infolgedessen die Universitätsbehörde eine große Disziplinaruntersuchung einleitete, durch die freilich die Schuldigen nicht ermittelt wurden, bekam ich dieses Treiben satt. Ich verband mich mit zwei Kommilitonen (Naville aus Genf und Bohli), um den Verein der französischen Schweizer zu reformieren, was auch durch Aussonderung der schlechten Elemente gut gelang. Seither ist der Verein, zu dessen Quästor ich gewählt wurde, stetig weiter fortgediehen.

Um Weihnachten 1869 herum schwang ich mich bei einem Ausflug an den Rheinfluss so ungeschickt über eine Eisenstange, daß ich mir den rechten Ellenbogen verrenkte. Kameraden hoben mich auf und brachten mich zu Dr. Lang, dem Vater des gegenwärtigen abstinenter Oberrichters Lang in Zürich. Er war ein tüchtiger Chirurg. Mit Hilfe meiner Kameraden renkte er sofort den Unterarm wieder ein und legte mir einen Gipsverband an. Zum Andenken an diesen Unfall legte mir mein ebenfalls anwesender Studiengenosse, der später berühmt gewordene Maler Eugène Burnand, ein humoristisches Bild, das ich heute noch besitze, unter den Weihnachtsbaum. C. David schrieb zu drei weinenden Ameisen. (Siehe Abbildung.)

Etwa im Jahre 1869 wurde ich mit einundzwanzig Jahren Mitglied der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft, in die ich, wenn ich mich voll erinnere, durch Herrn Bugnion eingeführt worden war. Dies ermutigte mich dazu, meine Beobachtungen über die schon erwähnte Lestobiose (Mord-Diebsinstinkt) der kleinen Ameise *Solenopsis fugax*, die Huber noch nicht beobachtet hatte, zu veröffentlichen. Da ich jedoch meinem französischen Stil nicht

traute, brachte ich mein Manuskript meinem alten Onkel Alexis Forel, mit der Bitte, es durchzulesen. Dieser war unterdessen recht alt geworden, aber seine Liebe und Güte für mich waren dieselben geblieben. Mit rührender Sorgfalt korrigierte er mein Französisch an verschiedenen Stellen und zeigte die größte Freude über meine Erstlingsarbeit. Diese wurde von der Entomologischen Gesellschaft im dritten Heft des dritten Bandes 1869 veröffentlicht. Es sollten ihr später gar viele folgen.

Ich schickte meine Arbeit über *Solenopsis fugax* unter anderem an den Ameisensystematiker Dr. Gustav Mayr in Wien, gegen den ich verstimmt war, weil er als echter Systematiker meinen Abgott Huber in seinen Arbeiten ziemlich abschätzig behandelt und dabei selbst in der Behandlung biologischer Fragen Fehler gemacht hatte, da ihm die Biologie fern lag. Ich hatte in meiner Arbeit Huber gegen ihn verteidigt. Mayr ärgerte sich darüber und antwortete mir pikiert. Auch war mir eine Arbeit von ihm unbekannt geblieben. Der Gedanke an eine Polemik mit einem Gelehrten von Ruf deprimierte mich stark, und obwohl ich tatsächlich größtenteils recht hatte, entschuldigte ich mich sehr bei ihm, unter Betonung meiner jugendlichen Unerfahrenheit. Mayr ließ meine Entschuldigung freundlichst gelten und hat nie auf meine Angriffe geantwortet. Er teilte mir sogar mit, daß ein junger Italiener zu gleicher Zeit wie ich eine Ameisenarbeit publiziert habe, die er mir sicher senden würde. Sein Name sei Carlo Emery (später Professor der Zoologie in Bologna) in Neapel. Ich sandte ihm meine Arbeit und erfuhr von ihm folgende eigentümliche Tatsachen: Er war Waadtländer wie ich, kein Italiener, geboren im gleichen Jahre wie ich, nur einundeinhalb Monate später, und hatte kurz nach mir in Prilly, kaum einundeinhalb Stunden von Vaux, ebenfalls Ameisen gesammelt. Wir erstaunten alle beide über diesen Lebensparallelismus, der sich seitdem während unseres ganzen Lebens fortsetzen sollte<sup>1</sup>. Seine Ameisenarbeit war ausschließlich systematisch.

Ungefähr zur gleichen Zeit vermittelten mir die Insekten noch zwei weitere Bekanntschaften, zunächst diejenige eines Medizinstudenten, Herrn Kubli, der Käfer sammelte und mit dem wir, Herr Bugnion und ich, mehrfach entomologische Ausflüge machten. Eines Tages trafen wir im Wald am Zürichberg mit einem einsamen Käfersammler zusammen, der uns von Herrn Kubli als Herr Otto Stoll (später Professor in Zürich, Ethnologe), *Studiosus medicinae*, vorgestellt wurde. Mit Herrn Stoll wurde ich bald immer enger befreundet und bin es bis zu seinem Tode geblieben. Er war der Sohn des bedeutenden Finanzmannes Georg Stoll, des späteren Direktors der Schweizerischen Kredit-

<sup>1</sup> Beide erlitten einen Schlaganfall, lernten links schreiben und setzten ihre Ameisenarbeiten fort. (Anm. des Herausgebers.)

anstalt in Zürich. Ein Jahr später (1870) veröffentlichte ich die Beschreibung eines neuen Ameisenmännchens, das ich in Dieulefit gefunden hatte.

So vergingen die Semester und die Jahre ohne Prüfungen, denn damals gab es weder ein propädeutisches Examen oder Physicum noch ein eidgenössisches Staatsexamen, sondern nur ein Prüfungen-Konkordat (Abkommen) zwischen einzelnen Kantonen. Der Kanton Waadt aber besaß sein eigenes medizinisches Staatsexamen, das zur ärztlichen Praxis, aber nur im Kanton Waadt, berechnete.

In meinem letzten Studienjahre hörte ich mit großem Eifer die Vorlesungen in der Klinik des Augenarztes Professor Horner<sup>1</sup> und diejenigen bei Professor Gudden (berühmter Irrenarzt und Anatom, später mein Chef in München). Besonders die Psychiatrie und die Experimente Guddens interessierten mich aufs höchste. Ich fühlte, daß hier, wo ich Gehirn und Seele zusammentreffen sah, der Schlüssel der monistisch-psychologischen Probleme liegen müsse, die mich beschäftigten. Ich weiß von einer Vorlesung, in der ich allein anwesend war und wo mir Gudden dennoch die ganze Stunde vorlas und mir seine Experimente an jungen Tieren erläuterte. Es dämmerte mir auf, daß ich mich der Psychiatrie widmen solle.

Während der Frühlingsferien 1870 hatte ich in Vaux eine Ameisenkolonie des *Polyergus rufescens* (Amazonenameise) mit dem Mutterweibchen ausgegraben und in ein Hubersches Glasnest eingesetzt. Diese Kolonie nahm ich dann nach Zürich mit, wo ich sie verpflegte. Während ich bei Rose auf der chirurgischen Abteilung Assistent war, nahm ich sie mehrmals in den Spitalgarten mit und ließ sie zum Erstaunen der Zuschauer Raubzüge gegen Sklavenameisen ausführen. Die Leute waren aufs höchste überrascht, die Tiere nachher mit Puppen beladen in ihren Käfig zurückkehren zu sehen. Natürlich nahm ich die Kolonie Ende Juli wieder nach Vaux, wo ich sie schließlich vor unserem Haus ansiedeln ließ. Diese Kolonie ist in meinem Buch über die Ameisen in der Schweiz häufig erwähnt. Es ist diejenige, die eine Sanguinea-Kolonie in die Flucht jagte und mit welcher ich eine Statistik der Raubzüge durchführte.

Meine Ameisenbeobachtungen hatten mehr und mehr die Aufmerksamkeit des Professors Oswald Heer auf mich gelenkt. Eines Tages ließ er mich zu sich kommen und erklärte mir, daß die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft die Absicht habe, «die Ameisen der Schweiz» als Preisaufgabe für die Schläfli-Stiftung aufzustellen, wenn sie wisse, daß ich eine solche Preisschrift zu schreiben bereit sei. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, aber ich mußte ihm erklären, daß mein medizinisches Examen vor der Türe stehe und daß ich daher unmöglich imstande sei, diese Arbeit in einem Jahre fertigzubringen.

<sup>1</sup> Friedrich Horner, geb. 1839, gest. 1886, Professor der Augenheilkunde, ausgezeichnete Dozent und Operateur von europäischem Ruf.

Darauf erwiderte er mir, daß man wohl zwei Jahre warten würde, da außer mir niemand imstande sei, dieses Thema in genügender Weise zu behandeln. Darauf stimmte ich zu und nahm die Sache in der Tat vor. So gab mir Oswald Heer den Anstoß zu meiner umfangreichen biologischen und systematischen Bearbeitung der Ameisen der Schweiz.

Umfangreiche Ameisenexperimente unternahm ich im Garten des Professors Georg von Wyß. Ich holte viele Säcke der großen Waldameise vom Uetliberg und veranstaltete einen Riesenkrieg zwischen den Waldameisen und den zahlreichen Kolonien der *Formica cinerea* (aschgrauen Mauerameise), die im Garten hausten. Tausende von Toten bedeckten die Alleen des Gartens, und schließlich gelang es, die *cinerea*, wenigstens zum größten Teil, zu vertreiben!

Unterdessen hatte ich meine Pension wieder verlassen und eine andere, sehr nette, beim Polytechnikum, am untern Ende von Oberstraß, bei Fräulein Amalie Huber, bezogen. Fräulein Huber war eine hervorragende Dame. So beendigte ich meine Studien in durchaus gemüthlicher und anständiger Umgebung.

Während meiner medizinischen Studien war ich selbstverständlich über die sexuelle Frage ganz gründlich unterrichtet worden, aber nicht von der poetischen, sondern von der frivol-obszönen und ärztlich-pathologischen Seite her. Die venerische Abteilung mit der Frechheit ihrer Insassen und den schrecklichen Folgen der Ansteckung, die mir da vor Augen geführt wurden, gab mir einen wahren Horror vor der Prostitution. Keine Verführung des Universitäts- und Studentenlebens vermochte mich je in ihr Netz zu ziehen. Ich fuhr fort, konsequent keusch zu bleiben. Ich will mich jedoch durchaus nicht besser machen als ich bin. Die Angst vor der Ansteckung und die Gemeinheit der Dirnen haben mich hauptsächlich bewahrt. Einerseits war ich zu gewissenhaft und anderseits zu schüchtern, um den Don Juan zu spielen und auch nur den Versuch zu machen, ein anständiges Mädchen zu verführen. Jedenfalls hat mir auch der Zufall gedient, indem ich nicht irgendeiner verführerischen Sirene zum Opfer fiel, was vielleicht dazumal leicht hätte geschehen können. Die Ablenkung durch Studien und Ameisen half auch. Anderseits kam es mir als Mediziner im letzten Semester einfältig vor, nie ein Prostitutionshaus gesehen zu haben. Als daher einst ein Studienkamerad mit mir darüber sprach, beschlossen wir, zusammen ein solches zu besuchen. Den Mut dazu mußte ich mir erst antrinken, meine Begleitung half über den Rest der Befangenheit hinweg. Am diskreten Eingang wurde die Türe von der Vorsteherin geöffnet. Zwei Mädchen wurden uns sofort in einem Zimmer mit dem üblichen Schnaps zugeführt. Der leere Blick dieser Priesterinnen der Venus beelendete mich trotz ihrer Üppigkeit. Während mein Kamerad sich aufregte und seine Kenntnisse über das weibliche Wesen zu erweitern suchte, blieb ich mit der andern Dirne



sehr ruhig und suchte sie über ihre Heimat (sie war Elsässerin) zu befragen. Ich wollte eigentlich nur wissen, wie die Einrichtungen eines Bordells wären. Wir blieben nur kurze Zeit, begnügten uns mit dem Trinken unseres Likörs und gingen so keusch fort wie wir gekommen waren. Das ist die getreue Schilderung des einzigen Besuches, den ich in meinem Leben einem Bordell abstattete. Ich war froh, wieder draußen zu sein, und hatte von der Herrlichkeit genug. Man darf nicht glauben, daß meine ehemalige Schüchternheit völlig gewichen war. Etwas Neues oder Ungewohntes zu unternehmen, fiel mir noch immer schwer, zum Beispiel war mir das öffentliche Sprechen ein Greuel, ja fast unmöglich. Ich brachte es nicht einmal fertig, meine Quästorrechnung vor dem Verein der französischen Schweizer vorzulesen, sondern blieb dabei stecken. Höchstens glückte mir der Vortrag von komischen Gassenhauern, obwohl mein Gesang an Reinheit stets ungemein zu wünschen übrig ließ.

In die Zeit meines Studiums in Zürich fiel auch die große, mehrere Jahre dauernde radikaldemokratische Bewegung, die schließlich (1868) durch Volksabstimmung zum Sturz des alten «liberalen Systems», dessen geistiges Haupt der bedeutende Dr. Alfred Escher war, sowie zur Einführung einer neuen, demokratischen kantonalen Verfassung führte, worauf 1869 die Wahl einer neuen, demokratischen Regierung erfolgte. Gefördert wurde diese friedliche Revolution durch die verleumderischen Pamphlete des berüchtigten eitlen Dr. Friedrich Locher, den ich selber einmal auf einem Schimmel an der Spitze eines Fackelzuges daherreiten sah, mit dem seine Parteigenossen ihn aus dem Gefängnis, wo er eine Strafe abzusitzen hatte, abholten. Bald darauf machte sich Locher durch sein Benehmen in Zürich unmöglich. Diese politischen Ereignisse in Zürich waren den studierenden Frauen günstig, da die neue Regierung für das Frauenstudium eintrat.

Miß Morgan, die ihre Studien rasch beendet hatte, doktorierte damals und lud mich mit einigen Auserwählten zu ihrem Doktorschmaus ein, den sie, konsequent in allem, nicht auslassen wollte. Sie hatte bei Biermer ihre Dissertation über progressive Muskelatrophie gemacht, war aber zu einer der Anschauung ihres Lehrers diametral entgegengesetzten Ansicht gekommen, indem sie, und zwar mit vollem Recht, diese Störung auf Grund der Lehre englischer und anderer Autoren als organische Krankheit des zentralen Nervensystems ansah. Biermer aber wollte damals eine Muskelkrankheit daraus machen. Der leidenschaftliche Biermer geriet über den Widerspruch seiner Schülerin in Zorn und erklärte, er werde selbst ihre Dissertation in der damals üblichen öffentlichen Disputation angreifen. Die Aula war gedrängt voll bei dieser ersten weiblichen Promotion. Biermer hielt Wort und sprach fünfundzwanzig Minuten lang gegen Miß Morgan. Ich sehe noch die kühle Ruhe der letzteren,

die sich, während Biermer sprach, beständig Notizen machte und ihn dann in einer halbstündigen Rede derart widerlegte, daß er genug bekam. Das war ein denkwürdiger Tag.

Ein kleines Ereignis gab mir damals viel zu denken. Mein lieber, schon erwähnter Kamerad Kohli, Ingenieur und Chemiker, war an Albuminurie erkrankt. Als Chemiker hatte er selbst seinen Harn analysiert, erschrak darüber furchtbar und konsultierte einen Arzt, von dem er stürmisch die Wahrheit verlangte. Der Arzt sagte ihm offen, er würde an seiner Stelle die Studien aufgeben, da er höchstens noch ein oder zwei Jahre zu leben habe. Kohli kam entsetzt zu mir und beklagte sich bitter über den herzlosen Arzt. Mir ging damals ein Licht auf. In meiner naiven und etwas romantisch kühnen Wahrheitsliebe hatte ich mich an die Lehren meiner Mutter gehalten und bis jetzt felsenfest, trotz allen Klippen, überall die Wahrheit gesagt, unbekümmert um meinen Vorteil und um entstehende Unannehmlichkeiten. Nun kam da ein Mensch zu mir, der selbst vom Arzt Wahrheit verlangt hatte, um sich dann, als dieser sie ihm sagte, über dessen Roheit zu entrüsten! Ich nahm alle meine Kraft zusammen und log, um ihn zu beruhigen. Allerdings stellte ich ihm vor, er hätte dem Arzt nicht so das Messer auf die Brust setzen sollen; im übrigen sei die Wissenschaft nicht unfehlbar, der Arzt habe übertrieben und sei ein unwissender Mensch (was übrigens zufällig zutraf), er (Kohli) könne bei einer geeigneten Lebensweise gewiß wieder gesund werden und so fort. Kurz, ich redete ihm so gut zu, daß er wieder ganz auflebte und seine Studien fortsetzte. Er absolvierte sogar glänzend sein Examen und war zwei Jahre lang in seinem Beruf als Ingenieur tätig. Bei einer gelegentlichen Durchreise durch Zürich erfuhr ich dann zufällig, daß er, an Urämie erkrankt, im Hotel «Limmathof» in den letzten Zügen liege. Ich besuchte ihn und fand ihn im Todeskampf; sein Blick und ein Abschiedszeichen verrieten sowohl seine Dankbarkeit als seine Ergebung. Er starb noch am gleichen Tage. Diese Erfahrung war mir eine Lehre für mein ganzes Leben. Ich verstand nun, daß es eine «ethische Lüge» gibt.

Das Jahr 1870 war ereignisreich. Bismarck wußte Napoleon III. dazu zu bringen, den Deutschen den Krieg zu erklären, der bekanntlich mit dem Sieg und der Einigung Deutschlands und der Demütigung Frankreichs endigte. Diese Ereignisse bewegten mich tief. Die Hälfte meiner Familie war ja französischer Nationalität und lebte in Frankreich. Aber die Großtuerei Napoleons und der damaligen Franzosen war mir zuwider, so daß anfangs meine Sympathie eher Deutschland galt. Als jedoch die Franzosen ins Elend kamen und ich die unangenehme Selbstüberhebung der Deutschen, vor allem in Zürich, selbst bei meinem Lehrer Rose sah, erlitten meine Gefühle einen voll-

ständigen Umschwung. Ich weiß noch, wie ich im Biergarten Oberstraß die Ereignisse verfolgte und die tragische Geschichte der Völker überdachte. Früher war Deutschland in sich zerrissen und daher schwach. Luther, Schiller, Goethe, Kant und seine sonstigen großen Denker und Dichter hatten ihm den Ruf eines Volkes von Ideologen gegeben, das man für unpraktisch hielt; man hatte in ihm jedoch den Kern der Kraft übersehen. Bismarck hat Deutschland Einheit und Kraft gegeben, aber zugleich den Keim künftiger Schwäche hineingelegt. In einer Zeitung hatten einst die Verse gestanden:

«Demut hat mich lieb gemacht,  
Liebe hat mir Macht gegeben,  
Macht ließ mich nach Hochmut streben,  
Hochmut stürzt' vom Thron mich nieder,  
Da fand ich die Demut wieder.»

Werden nun, so dachte ich mir, die Franzosen nach ihrer Niederlage die Demut wieder finden, die sie so furchtbar nötig haben, werden die Deutschen nicht durch Hochmut und Selbstüberhebung ihrerseits den Kompaß verlieren, und werden nicht so beide Völker die Rollen wechseln? Und ferner, dachte ich mir, wie würde doch der Friede zwischen jenen beiden großen Völkern die ganze Welt beglücken!

Die schweizerischen Assistenten Roses, die zur gestürzten Escher-Partei gehörten, jubelten mit ihm über die deutschen Erfolge, und ich schmolte still in einem Winkel. Es kamen der kalte Winter 1870 auf 1871, die Pariser Belagerung und die verzweifelten Anstrengungen der Loirearmee. Verwandte von mir waren in Paris, Straßburg und andern festen Plätzen von den Deutschen eingeschlossen. Plötzlich hörte man von dem kühnen Versuch Bourbakis, Belfort zu entsetzen und die belagernden Deutschen anzugreifen, ein Versuch, der durch den General von Werder vereitelt wurde. Ein Telegramm des Grafen Hohenlohe kam nach Zürich mit der Bitte um Hilfe für die Verwundeten. Schnell entschlossen reiste daher Professor Rose mit seinen Assistenten und verschiedenen ältern Studenten nach Héricourt bei Belfort zur Organisation eines Hilfslazarets. Es war im Januar 1871. Ich schloß mich natürlich mit verschiedenen französischen Schweizern dieser Expedition an. Sogar eine Studentin, Frau Bokowa, sowie eine türkischer Untertane, ein Armenier, begleiteten uns, und ich sehe noch den letzteren, wie er im Laufschrift neben dem Wagen, der uns und die Verbandstoffe trug, herlief. Wir kamen nachmittags bei einer furchtbaren Kälte in Héricourt an und wurden freundlichst von der Bevölkerung aufgenommen. Die meisten Studenten fühl-





FORELS MUTTER



DAS SPÄTERE VÄTERLICHE HAUS IN VAUX SUR MORGES





ten sich sehr wichtig und kneipten zuerst in gehobener Stimmung mit Rose. Wir Französisch-Schweizer verhielten uns dagegen sehr still. Der Sprache wegen gab man uns den Auftrag, die Umgebung auszukundschaften. Rose gab mir den Armenier und einen ganz unfähigen Deutschschweizer mit, um die Dörfer Couthenans und Chagay auszukundschaften. Wir machten uns alsbald auf den Weg. Ich als Unterassistent leitete die Sache. In Couthenans war die Bevölkerung düster und verschlossen; nur Berner Wiedertäufer, die dort wohnten, zeigten sich artig und dienstbereit. Es gelang mir, in verschiedenen dunkeln und kalten Kellern schwerverwundete Franzosen und solche mit erfrorenen Füßen aufzufinden, die elend und verlassen dalagen.

Da meine zwei Kollegen sich wegen der nahenden Dunkelheit weigerten, weiterzugehen, ersuchte ich den Armenier, der entschieden der Gescheitere war, den Transport der am schwersten Verwundeten in einem Bauernwagen nach Héricourt zu versuchen, worüber der Schweizer sich zurückgesetzt fühlte und sehr ärgerlich wurde. Ich erklärte ihm hierauf, daß ich ihn nicht brauche und daß er weitergehen könne. Ich begab mich dann allein nach Chagay, das noch eine Wegstunde weiter lag. Das Elend war unbeschreiblich. Überall tote Pferde und von Granaten durchlöchernte Häuser. Auf dem Weg traf ich einen württembergischen Ulanen.

Endlich kam ich in der Dämmerung nach Chagay. Dort auf dem Schlachtfeld der vorhergehenden Tage befand sich auch ein französisches Lazarett mit viel unnützem Detailkram. Ich bemühte mich, die französischen Militärärzte zu bestimmen, nach Héricourt zu kommen, wo sie alles Nötige finden würden, aber sie weigerten sich und erklärten, noch am selben Abend zu ihrem Korps sich zurückbegeben zu wollen, was auch geschah. Ich kehrte bei Nacht nach Héricourt zurück. Da man versäumt hatte, mir das Paßwort zu geben, kostete es mich trotz meinem Rotkreuzpasse die größte Mühe, bis die deutsche Schildwache mich passieren ließ. Ich traf dann Rose und die andern beim Weinkneipen, während die übrigen Französisch-Schweizer ihrerseits anderswo Verwundete gesucht und gefunden hatten. Ich ärgerte mich weidlich über die höhnischen schlechten Witze Roses. Der Armenier Mezbourian hatte übrigens seine Transporte vorzüglich bewerkstelligt.

Nun kam Rose am andern Tag nach Couthenans, operierte vier erfrorene Füße bei Soldaten und übergab mir die Nachbehandlung der Kranken, die dort blieben. Ich wurde in einem ungeheizten Zimmer bei einem Müller untergebracht. Diesmal wurde mir ein intelligenter Kollege, namens Schläpfer, aus Zürich, beigegeben; zusammen besorgten wir die Kranken so gut wir konnten. Das Lager, das Essen, alles war elend. Die Leute waren voll Läuse und lagen auf Stroh. Ich selbst litt an einem heftigen Katarrh und konnte nur

mit Hilfe von Morphinum schlafen. Ein Kranker war schon vor Beginn der Behandlung fast verblutet gewesen und starb; ein anderer starb ebenfalls an Sepsis. Die übrigen konnten gerettet werden. Ich machte noch einen Streifzug nach Trémoin, wo ich einen Schwerverletzten fand, den ich verband und der später dank seiner kräftigen Konstitution wieder genas. Ungefähr nach vierzehn Tagen konnten wir die letzten Kranken nach Héricourt bringen. Es mag hier noch erwähnt werden, daß ich in Héricourt auch den Besuch des Professors an der medizinischen Fakultät in Lyon, Lortet, erhielt, der den Feldzug als französischer Militärarzt mitmachte. Die meisten Teilnehmer unserer Hilfs-expedition waren enttäuscht und, durch das Elend der Verhältnisse entmutigt, bereits bei meiner Rückkehr abgereist. Das Lazarett Roses war aber nun in guten Händen, und da ich nichts mehr zu tun fand, trat ich allein und, da die Fahrgelegenheiten völlig fehlten, zu Fuß die Heimreise an. Unterwegs stieß ich auf eine Schar elend aussehender französischer Gefangener, die von deutschen Soldaten in ziemlich roher Weise vor sich hergetrieben wurden. In einer Wirtschafft traf ich einen Bulgaren, der mir von seinem Land vorschwärmte und über dessen Knechtung durch die Türken jammerte. Endlich fand ich einen französischen Militärarzt, der zu seinem Korps zurückzukehren trachtete und der mich in seinem Wagen mitnahm. Wir kamen am Hauptquartier des Generals von Treskow, des Leiters der Belagerung von Belfort, vorbei und verlangten Einlaß. Ich zeigte meinen Rotkreuzpaß. Aber meine Begleitung durch den französischen Arzt erschien offenbar verdächtig, denn der diensttuende Offizier verweigerte alles und befahl uns, binnen vierundzwanzig Stunden über die Grenze in die Schweiz zu verschwinden. Wir mußten natürlich gehorchen, und ich war froh, endlich nach Boncourt zu kommen, wo wir eine biedere Schweizerwache fanden, und von wo ich per Post heim- und der Franzose zu seinem Korps zurückkehren konnte. Das ganze Kriegselend (wir kamen auch an dem bombardierten Belfort vorbei) machte mir einen unauslöschlichen Eindruck. Im Laufe des Monats Februar traf ich in Zürich wieder ein. Die Stadt Héricourt hatte für die Mitglieder des zürcherischen ärztlichen Hilfszuges Dank- oder Ehrendiplome anfertigen lassen, die aber in der Not der Zeit verlegt wurden, um erst im zwanzigsten Jahrhundert zufällig wieder aufgefunden zu werden. Die Behörden von Héricourt gaben sich dann alle Mühe, die noch lebenden Teilnehmer der Expedition ausfindig zu machen und ihnen das Dokument zuzuschicken.

Mein Bronchialkatarrh heilte langsam, und die Vorlesungen in Zürich neigten ihrem Ende zu. Unterdessen war Bourbakis Armee in die Schweiz gedrängt worden, die achtzigtausend Franzosen internieren mußte. Auch die Stadt Zürich beherbergte eine große Zahl dieser Internierten, darunter eine

Menge von Offizieren, die überall frei in der Stadt umhergingen. Die Sympathien der zürcherischen Bevölkerung, vor allem des Volkes, waren ohnehin größtenteils auf seiten der Franzosen. Als nun die Deutschen in der Tonhalle ein Siegesfest begehen wollten, kam es zu einem großen Krawall, indem eine erregte Menge unter Mitbeteiligung französischer Offiziere den Festsaal stürmte, wobei viele Verwundungen vorkamen. Am folgenden Tag dauerten die Unruhen weiter. Die Menge zog vors Zuchthaus, in der Absicht, die Verhafteten vom Abend vorher zu befreien. Schüsse fielen, und erst durch Aufbietung von Militär konnte die Ruhe wieder hergestellt werden. Im Spital mußten wir uns für die ankommenden Verwundeten in Bereitschaft halten. Ich weiß noch, wie Rose und seine Assistenten im deutschen Siegesjubiläum sich großmachten, während ich mich in den dunklen Operationssaal flüchtete, um vor ihnen Ruhe zu haben. Zu gleicher Zeit hatten in meiner Heimatstadt Morges französische Internierte im Arsenal aus Unvorsichtigkeit massenhaft dort angesammelte geladene Granaten entzündet, die furchtbare aufeinanderfolgende Explosionen verursachten. Mein Vater, der im vier Kilometer entfernten Vaux die Detonationen gehört hatte, eilte nach Morges, in Angst um meinen Bruder, den er in der Stadt wußte. Dieser war indessen davongelaufen. Mein Vater geriet beim Suchen nach ihm in das Granatenfeuer, kam aber unverletzt davon. Dagegen wurden mehrere Franzosen sowie ein oder zwei Schweizer, die zur Rettung herbeigeeilt waren, getötet. Die ruhige Stadt Morges hatte ihre Fensterscheiben verloren, und ihre Bewohner zitterten vor Angst. Eine seit zwanzig Jahren hysterisch gelähmte Frau lief sogar plötzlich allein aus der Stadt!

Ich hatte nun die Absicht, mein kantonales medizinisches Examen in Lausanne zu bestehen, und kam deshalb im April nach Hause, Zürich und meinen dortigen Professoren Adieu sagend. Die Umstände waren damals so, daß ich gern fortging.

## ZWISCHENZEIT

1871 BIS 1873

Militärsteuer · Chirurg Mayors Axt · Eselskappe für fehlgegangenes Examen in Lausanne · Tiefer Pessimismus · Arbeit an Preisschrift über Schweizer Ameisenarten · Entdeckung neuer Arten im Tessin und im Engadin · Das Ameisenbuch wird fertig · Autorität und Kartonnest · Ameisen als Lehrerinnen · Sieben Monate Wien · Studien bei Gehirnforscher Meynert · Gehirnschnitte · Pferdehirn und gekränkte Metzgerei · Zuviel weibliches Entgegenkommen · «Ungenierte» Wiener Sitten · Das Doppelkissen · Dissertation · Rückkehr nach Vaux · Neue Vorbereitungen zum Staatsexamen · Diesmal Spitalbesuche · Zuerkennung des Schläflipreises · Mitglied der Schweizer Naturforscher-Gesellschaft · Bestandenenes Staatsexamen · Das richtige Alter und Visiten · Einheitliche eidgenössische



Medizinalprüfung · Eine teure Wiener Verlegerrechnung · Doktorpromotion · Pariser Aufenthalt · Präparationsinstrumente · Irrenanstalt und Zwangsmittel · Gefesselte Tob-süchtige · Keine Anerkennung von «no restraint» · Widerwärtige Hurenwirtschaft von Pariser Studenten · «Petites femmes» · Vergebliche Bewerbung um Arztstelle in Irren-anstalt Cery · Über Sinnesart der Waadtländer · Nachricht über Anstellung bei Gudden in München · Einen Monat Insektenanatomie bei Leydig, Tübingen · Heftige Choleraepidemie in München.

Da ich, wie alle Studenten, während meiner Hochschulstudien vom Militärdienst dispensiert gewesen war, hatte ich bei meiner Rückkehr nach Vaux dort zunächst die militärischen Dorfübungen als Vorbereitung für den eigentlichen Militärdienst mitzumachen. Damals war das Militärwesen in der Schweiz lange nicht so stramm und einheitlich organisiert wie heute. Nun kam aber eine durchgreifende Reform auf diesem Gebiet zustande, und es wurde die Militärsteuer eingeführt. Um die Einnahmen zu erhöhen, wurde in den zwei ersten unter das Gesetz fallenden Rekrutenjahrgängen, deren einem ich angehörte, jedem, der es vorzog, gestattet, statt Militärdienst zu tun, Ersatzsteuer zu zahlen. Ich entschloß mich zur Steuerzahlung, und so kam es, daß ich niemals Militärdienst zu verrichten hatte, worüber ich sehr froh war.

Ich war erst zweiundzwanzigeinhalb Jahre, als ich nach Hause kam und mich in Lausanne im April zum waadtländischen medizinischen Staatsexamen anmeldete. Ich wurde an maßgebender Stelle sehr kühl empfangen. Man erklärte mir, ich sei noch zu jung, und deutete mir an, ich müsse mich ganz besonders auszeichnen, um approbiert zu werden. Dies verstimmte mich. Aber die Anmeldung war geschehen, und ich wollte nicht zurück. Die kantonale Prüfungskommission bestand zum Teil aus alten Ärzten, wie Dr. de la Harpe, der in der Medizin noch ganz vorsintflutlichen Ansichten huldigte, das Scharlachfieber am Geruch diagnostizierte und dergleichen. Mit ihm hatte ich während der Prüfung das folgende Erlebnis, das medizingeschichtlich nicht ohne Interesse ist. Bei einem Gang durch das Lausanner Spital, den wir mit dem alten Herrn machten, gerieten wir auch auf den Estrich. Plötzlich rief de la Harpe beim Anblick einer alten Axt, die zum Holzspalten diente: «Oh, sieh da, Mayors Axt!» Damit hatte es folgende Bewandtnis: Mayor war ein verstorbener waadtländischer Chirurg, der vor Entdeckung des Chloroforms bei Amputationen, um die Leiden des zu Operierenden abzukürzen, das kranke Glied mit einem Schlag jener Axt abtrennte, eine Behandlungsweise, mit der er natürlich die schlimmsten Erfolge erzielte, so daß sie bald eingestellt werden mußte. Die wieder aufgefundene denkwürdige Axt beschloß man nun aus ihrem Dunkel zu ziehen und für künftige Geschlechter aufzubewahren. Mayor war auch ein großer Verächter der innern Medizin und teilte sämtliche innere Krankheiten summarisch in drei Stufen: «Les bougreries, les cochon-

neries et les saloperies» (die Verzwickten, die Verflixten und die Vermaledeiten). Neben dem alten Herrn waren in der Prüfungskommission auch sehr junge Ärzte vertreten, die zum Teil in Paris ihre Studien gemacht hatten, so daß ich mit meinen von Zürich stammenden Ansichten nicht besonders gefiel. In der Hygiene verlangte man von mir zum Beispiel bauliche Kenntnisse, die mir fremd waren, und ich wurde dadurch von vornherein eingeschüchtert. So verlief der erste Teil meines Examens, darunter die Prüfung in Anatomie und Physiologie, bereits recht mäßig. Im klinischen Examen ereilte mich mein Schicksal. Es wurde mir ein schwer Wassersüchtiger zur Untersuchung überwiesen, wobei die Examinatoren sich so laut zusammen unterhielten, daß ich nicht auskultieren konnte und infolgedessen eine unrichtige Diagnose stellte. Nun wurde mir bedeutet, ich täte besser, mich zurückzuziehen und das Examen später zu machen, weil die Aussichten schlecht stünden. Total entmutigt zog ich mich zurück. Damals verstand ich noch nicht, welche Motive unter Bürokraten maßgebend sind. Ich hatte zwar das Gefühl, daß man mit mir unrecht verfahren sei, mochte aber nicht glauben, daß mein ungenügendes Alter der alleinige Grund meines Mißerfolges sein könne, sondern beschuldigte mich selbst der größten Unfähigkeit. Nach Vaux zurückgekehrt, schnitt ich mir daher aus Karton eine sogenannte «Eselskappe» als ständiges Andenken an mein verfehltes Examen und verfiel einige Wochen lang in einen halb schwermütigen Zustand, während dem ich sehr viel schlief und aus dem ich nur nach und nach wieder zu mir kam.

Meine Eltern begegneten mir sehr liebevoll, und mit den Verhältnissen vertraute Freunde erklärten mir bestimmt, ich brauche mir nichts aus dem mißglückten Examen zu machen, die Leute seien in Lausanne einmal so. Ich solle vorläufig ins Ausland gehen und meine Ameisenarbeit erledigen. Hätte ich erst das reglementarische Alter erreicht, so würde ich gewiß leicht durchkommen. Der Erfolg werde um so weniger ausbleiben, wenn ich während einiger Wochen vor dem Examen durch Besuch des Spitals in Lausanne den Leuten den Hof mache. All das tröstete mich nur halb, doch folgte ich dem Rat. Die tiefe pessimistische Stimmung, in die ich damals wieder geriet, kommt in einem Gedicht zum Ausdruck, das sich aus jener Zeit erhalten hat und von dem zwei Strophen hier stehen mögen:

Dans un coin vit l'homme intègre;  
Il a l'air triste et chagrin.  
Comment serait-il allègre  
Dans un monde si coquin?

Vérité tu n'es qu'un rêve  
 Et toi vertu qu'un vain mot;  
 Bonheur tu n'es qu'une trêve  
 D'un instant à tous nos maux<sup>1</sup>!

Alle Medizin vorderhand beiseitelassend, machte ich mich nun daran, mein projektiertes Buch über die Ameisen der Schweiz zu schreiben. Ich arbeitete emsig wochenlang, meine alten Beobachtungen von Lonay, «La Gracieuse», Vaux, Zürich usw. zusammenzustellen. Ich hatte außerordentlich viel, und zwar ganz neue biologische Experimente angestellt, die noch nirgends veröffentlicht waren, und immer mehr wuchs mir die Arbeit unter den Händen, so daß schließlich ein dickes Buch entstand. Es wurde mir aber klar, daß ich, um Heers Wünschen zu entsprechen, unbedingt die Ameisen der Südschweiz noch kennenlernen mußte. Mein Vater, dem ich dies erklärte, gab mir zu diesem Zwecke zweihundert Franken, und, ausgerüstet mit einem kleinen Koffer für meine Glasröhren und andere nötige Ameisenutensilien, trat ich meine Reise an mit dem Vorsatz, nie mehr als höchstens einen Franken für mein Nachtquartier auszugeben. Ich wandte mich zunächst nach dem Wallis, wo ich in Vully gleich eine großartige Entdeckung machte, nämlich eine nagelneue Ameisenart, die ich, nachmals Peter Huber zu Ehren, *Strogylognathus Huberi* taufte und bei der ich sofort an Ort und Stelle die Fähigkeit, Sklaven zu erobern, nachweisen konnte. Dies gab mir Mut. In Siders angelangt, wanderte ich zu Fuß über den Simplon nach dem Tessin, wo ich in Lugano, am Monte San Salvatore und an andern Orten eine Anzahl für die Schweiz neuer wertvoller Arten entdeckte, an denen ich interessante Beobachtungen anstellte. Im weitem Verlauf der Reise hatte ich bei einer Fahrt im Postwagen einen sozialistischen und einen konservativen Italiener zu Reisegefährten. Es entspann sich eine politische Diskussion, wobei ich für den ersteren Partei nahm. Dieser, ein eifriger Politiker, lud mich zu sich ins Val d'Onsernone ein, wo ich ihn auch wirklich nachher in seinem wilden Strohflechterdorf besuchte und sogar im gleichen Bett mit ihm übernachtete. Von Como aus, wohin ich zuletzt, mit reicher Beute beladen, gelangt war, wollte ich nun meine Reise mit einem Besuch des Engadins abschließen. Ich begab mich daher mit dem Dampfschiff nach Colico, von da mit der Post nach Chiavenna und über den Malojapaß zu Fuß in zwei Tagen nach dem Engadin, wo es mir glückte, noch

<sup>1</sup> In einer Ecke lebt, wer rein,  
 traurig dahin und gramverstört.  
 Wie sollte er auch fröhlich sein,  
 wo Schurken diese Welt gehört.

O Wahrheit, nur ein Traum bist du,  
 du Tugend nur ein Wort so leer;  
 du Glück nur eine kurze Ruh  
 in all dem Übel um uns her.

eine ganze Anzahl interessanter Beobachtungen über die Ameisen der Engadiner Alpen zu machen. In Casaccia lernte ich am 7. Juli 1871 den späterschweizerischen Forstinspektor Coaz kennen, der sich über meine Ameisenreise wunderte, mich aber dazu sehr beglückwünschte. Ich bestieg dann, allein auf eine Moräne kletternd, einen Grat zwischen dem Piz Surlei und Corvatsch, wo ich zum erstenmal ein Rudel freier Gamsen erblickte; dort fand ich die am höchsten lebenden Ameisen. Alsdann ging es wieder zu Fuß über den Albulapaß und weiter per Post und Eisenbahn nach Zürich zurück, von wo ich dann, nach Begrüßung meiner alten Kameraden, nach drei Wochen Vaux mit einem Rest meines Geldes wieder erreichte. Mit doppeltem Eifer machte ich mich nun wieder an meine Preisschrift.

Durch die Schrift eines Dänen (Meinert) aufmerksam gemacht, studierte ich auch den Kaumagen und die Giftblase der Ameisen. Ich wollte meine Tierchen von allen Seiten, anatomisch, physiologisch, biologisch und systematisch, kennenlernen und schildern. Sogar toxikologische Untersuchungen mit verschiedenen Giften wurden von mir an ihnen vorgenommen. Endlich wurde mein Buch fertig. Zwar war mir wohlbewußt, daß noch große Lücken darin waren, aber es handelte sich vorderhand nur um eine Preisschrift, falls dieselbe gedruckt werden sollte, konnten ja später immer noch Änderungen und Korrekturen daran angebracht werden. Eine solche muß ich hier erwähnen. Ich war von Huber so beeinflusst, daß ich ohne eigene Kritik das Kartonnest einer Ameise, der *Lasius fuliginosus*, auf seine Autorität hin, für aus Holz geschnitzt hielt, obgleich allerlei, was in die Augen sprang, mich bedenklich hätte stimmen sollen. Erst als ein Herr David aus Lausanne mir ein solches Nest verschaffte, das teilweise aus Erde und Steinchen bestand, gingen mir die Augen auf, und ich erkannte den Irrtum Hubers und meine eigene Dummheit. Dies deprimierte mich tief. Ich verfluchte meine Suggestibilität und meine Voreingenommenheit und schwor mir, nur noch meinen Augen und meinem Verstand zu trauen und vor jeder vorgefaßten Meinung mich stets zu hüten. So wurden hier wiederum die Ameisen meine Lehrerinnen. Unter dessen war Oswald Heer gestorben, und Henri de Saussure wurde sein Nachfolger bei der Schläfli-Stiftung. Diesem mußte ich nun mein Manuskript einsenden.

Mittlerweile war es höchste Zeit geworden, wieder an die Medizin zu gehen. Die Absicht, Psychiater zu werden, bemächtigte sich meiner mehr und mehr. Durch Huguenin (damals Privatdozent, später Professor in Zürich, Liebling der radikaldemokratischen Regierung) hatte ich erfahren, daß Th. Meynert (genialer Gehirnforscher und Irrenarzt, Professor in Wien) der größte lebende Gehirnforscher sei. Dies bewog mich, meine Studien in Wien zu er-



gängen und dort womöglich meine Dissertation bei Meynert zu machen. Es war für meinen Vater ein schweres Opfer, aber er entschloß sich dazu. Ein Schluß mußte ja gemacht werden.

Ich reiste also nach Wien, wo ich sieben Monate blieb. Wien war damals noch eine halb orientalische Stadt, zum mindesten in Hinsicht auf den unbeschreiblichen Schmutz, der da herrschte. In der Alservorstadt, dem Spitalquartier, suchte und fand ich eine Pension. Dann begab ich mich zu Meynert, der als Primarius in der alten Irrenanstalt an der Lazarettgasse wirkte. Er empfing mich sehr freundlich. In seinem Arbeitszimmer spielten und rannten seine zwei kleinen Kinder herum. Als er meine Absicht hörte, eine hirnanatomische Dissertation auszuarbeiten, schlug er mir den Sehhügel (Thalamus opticus) als Thema vor. Die Aufgabe sagte mir zu und wurde sofort energisch von mir an Hand genommen. Daneben hörte ich Meynerts Kolleg und begleitete ihn häufig auf seiner ärztlichen Visite durch die Irrenabteilungen. Außerdem wurden einige Vorlesungen und praktische Kurse über Hautkrankheiten, Syphilis, Laryngoskopie usw. von mir besucht, doch war dies Nebensache. Meynert schnitt seine Gehirne mit freier Hand, die Mikrotome waren noch nicht erfunden, und so war es unendlich schwer, sich ein gutes Bild von der innern Struktur des Gehirns zu verschaffen. Ein gelungener Schnitt durch ein ganzes Hundehirn galt bereits als Kunststück ersten Ranges. Sowohl in der Vorlesung Meynerts als in seinem Laboratorium mußte ich bald eine neue Enttäuschung erleben. Der Mann war allerdings genial und ideenreich, aber seine Phantasie machte Sprünge, die die meinigen ums Zehnfache übertrafen. Je länger, je mehr verlor ich den Glauben an seine hirnanatomischen Schemata und die von ihm behaupteten Faserverbindungen des Gehirns. Zum Glück betraf das mir gestellte Thema ein konkretes und gut sichtbares Objekt, aber das, was Meynert sah, konnte ich immer nicht sehen. Verzweifelt beschloß ich, streng wissenschaftlich die vergleichende Anatomie zu Hilfe zu nehmen. Ich verschaffte mir sogar Maulwürfe, Ratten und Mäuse und fing an, in meinem eigenen Zimmer die Gehirne aller jener Tiere mit Katzen-, Hunde- und Rindergehirnen zu vergleichen und sowohl von außen wie von innen zu studieren. Von einem Metzger der Vorstadt hatte man mir gesagt, daß er Pferde schlachte. Als ich aber bei ihm nach einem Pferdegehirn fragte, geriet er in derartige Entrüstung, daß er mich fast erschlagen hätte, weil er sich durch ein solches Ansinnen in seiner Metzgerei verletzt glaubte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zu besänftigen und durch ihn endlich von einer Pferdeschlachtstelle zu erfahren, wo ich dann auch nach großen Anstrengungen ein Pferdegehirn bekam.

In meiner Pension bei Frau F. gab es vom Morgen bis zum Abend Streit zwischen Mutter und Tochter, und das Zimmer war teuer. Eines Tages bat

mich die Mutter, einer zweiten, verheirateten Tochter eine Konsultation für ihr Kind zu gewähren, wozu ich mich bereit erklärte. Die Tochter brachte mir ihr skrofulöses Mädchen, dem ich Lebertran verschrieb. Im weitem Verlauf des Gesprächs fing sie dann zu klagen an: «Ach, Herr Doktor, es ist so langweilig, wenn man einen kranken Mann hat, mein Mann ist nämlich herzkrank.» Dabei warf sie sich auf mein Sofa und machte so einladende Gebärden, daß die Herausforderung gar zu unverblümt war. Ich hatte indessen Besonnenheit genug, ihr äußerst kühl zu begegnen, so daß sie merkte, es sei bei mir nichts zu holen, und sich entfernte. Überhaupt fand ich die Sitten Wiens zu jener Zeit recht «ungeniert». Als ich, der Übelstände im Hause der Frau F. überdrüssig, nach einer andern Wohnung mich umsah, wurden mir fast überall, wo ich anfragte, Zimmer angeboten, zu denen der Weg durch den Schlafräum der Vermieterin führte. Als ich ferner bei Besichtigung eines Zimmers nach dem Zweck eines Doppelkissens im Bett mich erkundigte, erhielt ich von der Frau, die mich führte, den lächelnden Bescheid: «Das ist, wenn sich der Herr Doktor eine vergnügte Nacht bereiten will.» Daß Wien voll Syphilis war, wurde mir bald genug klar, und ebenso, daß man hier auf Schritt und Tritt Weiber aller Art und Stellung zu jedem Entgegenkommen bereitfinde.

Noch vieles wäre zu erzählen über mein damaliges Wiener Leben, über die gemütlichen Polizisten, die mich nachts, wenn ich mich verirrt hatte, freundlich zurechtwiesen, sogar begleiteten, sich freuten, als ich mich als Schweizer zu erkennen gab, und mir von den Herrlichkeiten ihrer schönen Kaiserstadt vorschwärmten. Ich versäumte auch nicht, das Wiener Theater zu besuchen.

Nun kam der Frühling 1872 und mit ihm die Rückkehr nach Hause. In der praktischen Psychiatrie und in den andern Fächern hatte ich in Wien nicht viel gelernt. In der Abteilung Meynerts herrschte große Unordnung und ein bedenklicher Schmutz, so daß sie am wenigsten zu längerem Bleiben verlockte. Vor meinem Abgang legte ich Meynert meine Dissertation vor, in der ich möglichst schonend und vorsichtig meine von den seinigen abweichenden Meinungen zum Ausdruck gebracht hatte. Natürlich gefiel ihm dieser Mangel an Zustimmung nicht, aber er begriff schließlich, daß ich nicht gegen meine eigene wissenschaftliche Überzeugung hatte schreiben können, und gab sich zufrieden. Er hatte sogar die Freundlichkeit, mir anzubieten, die Dissertation im Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften in Wien erscheinen zu lassen, was ich natürlich dankbar annahm. Ich erbat mir nur die nötigen Separatabdrucke für die Zürcher Universität. Wir trennten uns in freundschaftlicher Weise, und ich reiste nach Vaux zurück.

Nun galt es, sich von neuem auf das Examen vorzubereiten. Diesmal sollte die Sache ganz anders angepackt werden. In erster Linie erbat ich mir vom

Lausanner Sanitätsrat die Erlaubnis, die Krankenvisiten im Spital mitzumachen. Der alte de la Harpe war unterdessen gestorben und durch einen jungen Arzt ersetzt worden. Allgemein nahm man mich diesmal freundlicher auf, und so benützte ich die Gelegenheit dieser Spitalvisiten nach Kräften, um nicht nur meine medizinischen Kenntnisse wieder aufzufrischen, sondern fast mehr noch, um, nach dem mir gegebenen Rat, in die Psychologie der Examinatoren einzudringen. Daneben suchte ich zu Hause durch Bücherstudium meine medizinischen Kenntnisse zu fördern. Man erklärte mir, mein erstes Examen über Anatomie und Physiologie sei genügend gewesen und brauche nicht wiederholt zu werden, was mir äußerst angenehm war. Nun kam mir, nach dem, was ich über das Lausanner Prüfungswesen hörte, der Einfall, meine alte, bei Hermann über die Kalisalze gemachte Experimentaluntersuchung als hygienische Arbeit anzubieten, was sehr begrüßt wurde. Ich flickte dieselbe also so gut ich konnte zusammen, und da eine solche Arbeit über die Giftwirkung einer chemischen Substanz genau in den Kram der praktischen Ärzte paßte, erzielte ich damit einen für mich ganz ungeahnten Erfolg, über welchen ich heimlich herzlich lachte. Drucken lassen wollte ich die Sache auch jetzt nicht. Still und andächtig wohnte ich den ärztlichen Besuchen des Spitals wochenlang bei, und so gelang es mir, die Eigenheiten meiner Peiniger gründlich kennenzulernen.

Unterdessen fand am 19. August in Freiburg die Sitzung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft statt, wo über die Zuteilung des Schläfli-Preises entschieden wurde. Plötzlich bekam ich von dort ein Telegramm mit der Mitteilung, daß meine Arbeit über die Ameisen der Schweiz, die H. de Saussure ungeheuer gelobt habe, preisgekrönt und ihr der Doppelpreis Schläfli in der Höhe von achthundert Franken zuerkannt worden sei. Ich war natürlich hocherfreut und ermutigt über diesen Erfolg, und meine Eltern, insbesondere mein Vater, teilten meine Freude. Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft bot mir an, die Arbeit in ihre Denkschriften aufzunehmen. Ich sagte zu, verlangte aber noch längere Frist zu einer gründlichen Revision, die ich, eingedenk des Irrtums, der mir mit dem Nest von *Lasius fuliginosus* passiert war, für dringend nötig hielt. Ich ließ mich nun als Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft aufnehmen.

Zu jener Zeit trat ich meinem Vetter François Alfonse Forel, gestorben 1912, näher. Mediziner gleich mir, wurde er später Professor der Anatomie in Lausanne. Indessen näherten ihn seine Neigungen, denen er, weil pekuniär unabhängig, frei folgen konnte, immer mehr der Physik, Meteorologie und Geologie. Er war ein reger wissenschaftlicher Arbeiter und Beobachter und ist später durch seine bedeutenden Forschungen über den Genfersee berühmt

geworden. Seine wissenschaftlichen Arbeiten unterzeichnete er stets F. A. Forel, weshalb er in Morges «Faf» hieß. Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, verbunden mit einem glücklichen Optimismus, begleiteten ihn durch das ganze Leben. Obwohl Evolutionist und innerlich Freidenker, hing er doch wieder zu sehr an konservativen Traditionen, um mit den religiösen und andern Überlieferungen schroff zu brechen, und ließ seine fromme Frau seine Kinder fromm erziehen. Unser gegenseitiges Verhältnis blieb stets ein sehr freundschaftliches, trotzdem wir in sozialpolitischer Beziehung ganz verschiedene Ziele verfolgten. Auch er zeigte sich damals über die Erfolge meines Ameisenbuches hochofret.

Mein Staatsexamen fand im Oktober statt. Es verlief diesmal glatt und trug mir die Note neun bei einem Notenoptimum von zehn ein, so daß ich, im Andenken an die Eselskappe vom Jahre 1871, selbst nicht genug staunen konnte, zumal ich mich unterdessen doch meist mit Ameisen und Hirnanatomie beschäftigt und die Medizin fast ganz beiseitegelassen hatte. Woher nun dieser Umschwung? Nun daher, daß ich diesmal das den Waadtländern zur Ablegung eines medizinischen Staatsexamens richtig erscheinende Alter besaß und mich der Sitte (die aber keine Vorschrift war) anbequemte, die Spitalvisiten in Lausanne eine Zeitlang mitzumachen. Statt also der Prüfungskommission dankbar zu sein, daß sie mir diesmal das Examen so leicht gemacht hatte, bekam ich einen förmlichen Ekel vor dem ganzen Formalismus und der Kriecherei, der ich mich notgedrungen hatte unterziehen müssen. Mit großer Sympathie begrüßte ich daher, als in demselben Sommer 1872 einer meiner Freunde, Auguste Dapples, ein sehr intelligenter, freidenkender junger Mann, mit dem ich manche frohe Stunde verlebt habe, die Redaktion einer kleinen Zeitung «Le Lien fédéral» übernahm, in der er den rückständigen, muckerischen und engherzigen «Kantönligeist» der Waadtländer in Lausanne selbst herzhafte angriff.

Zu jener Zeit hatte die Schweiz beschlossen, eine einheitliche eidgenössische Medizinalprüfung einzuführen. Die Waadtländer Ärzte waren fanatische Gegner dieser Neuerung, und Dr. Morax (später langjähriger Chef des Sanitätswesens im Kanton Waadt) hatte einen Entwurf vorbereitet, durch den das neue Gesetz teilweise umgangen werden sollte und der insbesondere für die Waadtländer Ärzte innerhalb des Kantons bestimmte Privilegien verlangte, die den Zweck hatten, die Konkurrenz der deutschschweizerischen Ärzte möglichst zu erschweren. Kurz nach meinem Examen kam nun dieser Entwurf heraus. Mein Ärger über die Prüfungskomödie kochte noch in mir, und schnell entschlossen sandte ich an Dapples einen Aufsatz, worin ich das Machwerk des Dr. Morax nach Gebühr zerzauste, energisch für die eidgenössische Medizinal-



prüfung eintrat und zeigte, wie unwürdig es sei, lediglich aus Konkurrenzneid die deutschschweizerischen Ärzte mittels Umgehung der Bundesverfassung als minderwertig behandeln zu wollen. Ich unterzeichnete zwar nicht, erklärte aber Dapples, daß er mich ungeniert nennen dürfe. Das tat er auch, und man begreift, in welche Entrüstung die Lausanner Prüfungskommission gegen mich geraten mußte, nachdem sie mir doch eben, zwar spät, aber immerhin so freundlich entgegengekommen war! Ich erzielte indessen sachlich einen glänzenden Erfolg, denn Morax, der wohl durch Intelligenz, aber nicht durch Mut glänzte, zog selbst seinen Entwurf zurück, und die ganze Sache wurde begraben.

Unterdessen hatte ich die Separatdrucke meiner Dissertation über den Thalamus opticus aus Wien erhalten. Die Zeichnungen, die ich dazu angefertigt hatte, sahen in der Reproduktion recht gut aus, aber ich erschrak gewaltig, als der Wiener Verleger mir eine Rechnung von, wenn ich nicht irre, über tausend Franken für die Separatdrucke präsentierte. Ich hätte nicht den Mut gehabt, sie meinem Vater vorzulegen. Zum Glück aber befanden sich die achthundert Franken des Schläfli-Preises noch in meiner Tasche, mit denen der größte Teil der Rechnung beglichen werden konnte. Mein Staatsexamen war im November beendet worden, und so konnte ich nun zur Doktorpromotion übergehen. Meine Meldung nach Zürich geschah schon im Dezember, und unter dem Vorsitz meines Freundes, des damaligen Rektors Professor Georg von Wyß, fand die Promotion statt. Damals gab es noch eine öffentliche Disputation, eine Antrittsvorlesung und dergleichen mehr. Da mir nach meinem früheren Mißgeschick in der letzten Zeit der Erfolg wieder günstig gewesen war, befand ich mich in gehobener Stimmung, die mich für die Praelectio inauguralis zu einem kühnen Aufsatz führte. Nach Schluß des Aktes sprach sich Biermer über meine Praelectio inauguralis begeistert aus und ermunterte mich, sie drucken zu lassen, während mich Hermann im Flüsterton davor warnte. Ich beruhigte ihn lächelnd, da ich an eine Veröffentlichung nicht dachte, die Vorlesung auch in der Tat nie publiziert habe.

Am unvermeidlichen Doktorschmaus, zu dem ich auch Eugène Rambert eingeladen hatte, stellte dieser die Scherzfrage: «Weshalb geht Forel denn von den Ameisen zur Psychiatrie über?»

«Forel s'occupait de fourmis (fous remis); maintenant il passe aux fous à remettre!» lautete seine eigene wortspielerische und witzige Antwort.

Im Frühling 1873 bewilligte mir mein Vater noch einen Aufenthalt von sechs Wochen in Paris, um mit der dortigen Medizin etwas Fühlung zu bekommen. Ich studierte aber vor allem das zoologische Museum und die Einrichtungen für Anatomie der Insekten von Blanchard (damals Professor an der Sorbonne) und Künckel. Diese Herren kamen mir mit großer Liebens-

würdigkeit entgegen. Um eben diese Zeit war der Russe Betz mit einem ersten Versuch der Konstruktion eines Mikrotoms aus Holz hervorgetreten. Ich benutzte den Anlaß, die Mikrotomfrage mit Künckel zu besprechen, und wir kamen darin überein, daß das Messer hierbei die Hauptsache sei und hohl geschliffen sein müsse, um nicht durch ein großes Präparat, wie zum Beispiel ein ganzes Gehirn, gehoben zu werden. Ich erhielt ferner von Künckel wertvolle Aufschlüsse über die vortrefflichen feinen Präparationsinstrumente des Feinmechanikers Fallou, mit denen ich heute noch arbeite.

Ein Besuch der Irrenanstalt belehrte mich, daß hier die Zwangsmittel gegenüber den Kranken sich noch großer Beliebtheit erfreuten. Als in meinem Dabeisein Direktor Dagonnet einen tobsüchtigen Neger hatte anbinden lassen, fragte ich schüchtern, wie er sich dem System «No restraint» gegenüber verhalte. Als ob er an einer besonders empfindlichen Stelle berührt worden wäre, wandte er sich zu mir und gab die hochmütige Antwort: «Die französische Wissenschaft anerkennt kein „No restraint“.» Ich schwieg, dachte mir aber das Meinige. Die spöttische, witzelnde, oft frivol-zynische Sprache der Pariser Ärzte, ebenso ihre Neigung, zu renommieren, empfand ich als sehr unsympathisch. Geradezu angeekelt fühlte ich mich durch die Hurenwirtschaft der Pariser Studenten. Meine Landsleute führten mich in Kneipen, wo nur Dirnen mit den Studenten verkehrten und ausschließlich Zoten und Unflätereien das Gespräch bildeten. Das ganze Treiben war womöglich noch gemeiner und schmutziger als in Wien. Hatte ich mich nun dort jedes sexuellen Verkehrs enthalten, so spürte ich in Paris auch nicht den mindesten erotischen Reiz in jenen Gesellschaften. Einige Kameraden und Verwandte stellten mir ihre sogenannten «petites femmes» vor, die mich jedoch gleichfalls kühl ließen. Meinen Ekel sprach ich rundweg aus. Mehr Freude gewährten mir die Pariser Monumente und der Forst von Fontainebleau.

Nach meiner Rückkehr aus Paris hatte ich der Hochzeit meines Freundes Bugnion beizuwohnen, der mit meiner ältern Schwester verlobt war und gleich mir im Sommer vorigen Jahres sein Staatsexamen abgelegt hatte.

Was sollte nun aber weiter mit mir geschehen? Der Kanton Waadt hatte eine neue Irrenanstalt erbaut, und ich dachte daran, mich dort um eine Arztstelle zu bewerben. Für alle Fälle schrieb ich indessen Gudden, der mittlerweile Professor und Irrenanstaltsdirektor in München geworden war, ob er mir vielleicht Aussicht auf eine Anstellung in München geben könne. Gudden antwortete mir sehr freundlich, daß im Herbst eine neue Assistentenstelle bei ihm geschaffen werde, und gab mir Hoffnung auf diesen Posten. Also machte ich mich vorderhand energisch an die Ausarbeitung meiner «Ameisen in der Schweiz», was einige Monate in Anspruch nahm. Während diese Arbeit mich

beschäftigte, wurde die Sekundärarztstelle in der neuen Irrenanstalt Cery zur Bewerbung ausgeschrieben, was mich zu einem Besuch bei Regierungsrat Delarageaz<sup>1</sup>, dem damaligen Chef des Sanitätswesens, veranlaßte. Ich war zu jener Zeit noch ein recht naiver Don Quichotte und wußte trotz allerlei schlimmen Erfahrungen noch recht wenig von den versteckten Ränken des Menschen. Es war mir keineswegs recht zum Bewußtsein gekommen, daß mein Aufsatz im «Lien fédéral» mir die waadtländischen Ärzte und Behörden zu Feinden gemacht hätte. Ich glaubte auch, daß eine Ausschreibung ernst zu nehmen sei, während doch in der Regel die Behörden über die Besetzung einer Stelle schon längst entschieden haben, wenn sie, um der Form zu genügen, zur Bewerbung ausgeschrieben wird. Delarageaz war damals, so geht es in der Welt, aus einem feurigen Volkstribun des Revolutionsjahres 1845 ein reicher Radikalkonservativer geworden. Mein liberalkonservativer Vater sogar fand ihn nun ganz zahm. Man nannte ihn nunmehr ironisch «le père du peuple». Kurze Zeit danach wurde er politisch von Louis Ruchonnet auf die Seite gedrängt. Delarageaz nun empfing mich recht unfreundlich, fast grob. Als er das Anliegen, das mich zu ihm geführt, vernommen hatte, nahm er mir von vornherein jede Hoffnung, in Cery anzukommen, da man eine geeignete Persönlichkeit für die dortige Sekundärarztstelle schon in Aussicht hatte. Auf meine Frage, weshalb denn die Stelle überhaupt ausgeschrieben worden sei, entgegnete er kurz: «Nun, so bewerben Sie sich nur, wenn Sie wollen. Übrigens gehen Sie nur nach München.» Ich empfahl mich und hütete mich nach einem solchen Empfang, mich für Cery zu bewerben. Alle diese Erfahrungen hatten mir nun meinen Kanton und meine Heimat allmählich gründlich verleidet – nicht das schöne Land, aber seine Einwohner («bieu Pays, pouettes zens») («schönes Land, wüste Leute»), sagt ein waadtländischer Spruch.

Die Waadtländer haben gewiß manche gute Eigenschaften, sie sind im ganzen recht gutmütig, verträglich, intelligent und friedlich, aber es fehlt ihnen vollständig an Rückgrat. Deshalb sind sie leicht zu beherrschen, was für ehrgeizige, herrschsüchtige Leute sehr verführerisch ist. Ich meinerseits wußte nun, woran ich war, und stellte meine Hoffnung auf München. Im Oktober meldete mir Gudden, daß ich mit fünfhundert Gulden jährlich und freier Station angestellt sei und meine Stelle im Dezember antreten könne. Endlich fühlte ich mich von meinen Eltern unabhängig, was mir eine große Erleichterung war. Mein Vater hätte mich zwar gern im Kanton Waadt als Arzt praktizieren sehen, aber aus den Krankheiten meiner Mitmenschen zu leben, fühlte ich mich damals vollständig unfähig. Die Worte Hochreutiners: «Es ist trau-

<sup>1</sup> Großer radikaler Demagog und Parteiführer, der 1845 mit die Konservativen gestürzt hatte.

rig, vom Leiden seiner Mitmenschen leben zu müssen» tönnten mir noch im Ohr. Den einen Monat, der mir vor München noch blieb, beschloß ich bei dem vergleichenden Anatom Leydig (berühmter deutscher Anatom, der in der vergleichenden Gewebelehre viel Originelles und Tüchtiges geleistet hat) zuzubringen, um Insektenanatomie zu treiben. Ein Geldrest aus Weihnachtsgeschenken meines Großvaters stand mir dafür zur Verfügung. Leydig hatte mir zwar abgeschrieben; da ich aber wußte, daß er ein origineller und menschen-scheuer Gelehrter sei, so reiste ich dennoch hin.

Ausgerüstet mit einem Mikroskop und einer Petroleumlampe kam ich also anfangs November nach dem alten schwäbischen Städtchen Tübingen, wo Leydig Professor war. Es gelang mir trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit eben noch, schon halb eingeschlafene und in die Erde verkrochene Ameisen zum Präparieren zu erwischen. Ich nahm im Hotel zum «Lamm» Pension. Turmhoch angehäuften Kohlköpfe lagen gegenüber, und es war so dunkel in meinem Zimmer, daß ich höchstens von elf bis dreizehn Uhr am Tage ohne Licht arbeiten konnte. Sonst mußte ich beim Licht meiner Petroleumlampe mikroskopieren. Ich belegte den Kurs Leydigs und erklärte ihm, daß ich meine eigenen Präparate mitbrächte und von ihm nur Ratschläge wünschte. Daraufhin wurde er sehr freundlich, sein anfangs ablehnendes Verhalten damit entschuldigend, daß seine Forschungen früher vielfach von andern mißbraucht worden seien. Ich arbeitete nun täglich von früh bis in die Nacht hinein, und trotz mangelnden Linsen gelang es mir, wichtige Entdeckungen in den Sinnesorganen der Fühlhörner der Ameisen zu machen, die Leydig sehr interessierten. Ich zeigte ihm auch den Kaumagen und den Giftapparat dieser Tiere, und er gab mir seinerseits sehr gute Anleitungen und Ratschläge.

Nun hatte ich in Zürich für die Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft mein fertig revidiertes Buch über die Ameisen der Schweiz zum Druck eingereicht. Ich schickte von Tübingen aus einen anatomischen Nachtrag über die Sinnesorgane der Fühlhörner und einige andere anatomische Eigenheiten des Ameisenkörpers ein. Dieser Nachtrag befindet sich auf Seite 144 meines Ameisenbuches.

Unterdessen war der Dezember herangekommen, wo ich meine Stelle bei Gudden anzutreten hatte. Ich mußte daher daran denken, von Tübingen auf dem schnellsten Wege nach München zu reisen. Dort war eine heftige Choleraepidemie ausgebrochen, die meine Mutter in nicht geringe Angst um mich versetzte, so daß ich in meinen Briefen große Mühe hatte, sie einigermaßen zu beruhigen. Verschieben ließ sich meine Reise nach München nicht länger. So nahm ich Abschied von Leydig und Tübingen mit dem Gefühl, daß nun ein neuer Abschnitt meines Lebens beginne.



## ASSISTENT IN MÜNCHEN

«Ach was, Sie sind z'lang!» · «Präparäthenassistent» · Erste ganze Gehirnschnitte · Guddensches Mikrotom · Bessere Einsichten in den inneren Bau des Gehirns · Erscheinen des Ameisenbuches 1874 · Über das Wesen Guddens · Eine unverhoffte Ehrung aus Paris · Wissenschaftliche Fehde kommt Ausländer zugute · Seetiere, nicht Insekten, damals wissenschaftliche Mode · Ein allzu eifriger Leser und Abschreiber · Abteilung der unruhigen Männer · Sogenannte «französische Schweiz» · Paralytiker auf Wachabteilung · Das überflüssige Nachthemd · Aufdämmern der Alkoholfrage · Heilung eines alten Säufers · M. de Coleville für totale Enthaltbarkeit · Ironische Antwort · Somnambulismus eines Schwachsinnigen · Der «geschlechtslose» Arbeiter · Schöner Dankbrief von Charles Darwin · Englische Stunden · Kurzer Briefwechsel mit Darwin · Über Ameisen · Bayrische Bierniere · Entscheidende Untersuchungen über Entfernung motorischer Nerven und Schwund der Nervenmuskelkerne · Habilitierung als Privatdozent · Angst vor erster Vorlesung · Ein Glas Schnaps soll helfen · Neubau der Irrenanstalt · Vergeblich gewarnter Bauamtmann · Zu schwache Zellenwände für Unruhige · Tobsüchtiger Konditor zertrümmert Zelle · Bauamtmann durch Eisenstange belehrt · Geisteskranker erschlägt anderen Patienten · Teilnahmslose Mitpatienten · Freundschaft und Familienleben mit Ingenieur und Optiker Eduard Steinheil · Forschung über Kaumagen und Giftapparat der Ameisen · Sinnesempfindungen der Insekten · Entschluß, mit Steinheil nach Kolumbien zu reisen · Verabredung für Le Havre · Verpaßte Karriere in Zürich?

München war damals nicht halb so groß wie jetzt, es war noch die alte, etwas primitive bayrische Bier- und Kunststadt Ludwigs I. mit ihren zugleich rohen und gemütlichen Sitten. Diese urwüchsige bayrische Gemütlichkeit war nicht jedermanns Sache, und auch ich mußte mich erst daran gewöhnen; doch war meine Natur, von meiner immer mehr schwindenden Schüchternheit abgesehen, von jeher sehr anpassungsfähig gewesen. Außerdem bereitete mich mein Pessimismus immer eher auf das Schlimmste vor. So blieben mir unangenehme Enttäuschungen meistens erspart, und ich war bald überall zu Hause. Mein Empfang in München ist mir jedoch unvergeßlich geblieben.

Als ich ankam, betrachteten mich die Leute wie ein Wundertier. Herr und Frau Professor Gudden begrüßten mich sehr freundlich; er fing aber dann ohne weiteres ein Gespräch über Hirnanatomie an und wollte mit den schönen Kaninchenpräparaten, die er mir zu zeigen hatte, nicht enden. Endlich erkundigte ich mich, wo ich übernachten sollte. Daran hatte Gudden gar nicht gedacht! Es wurde mir ein unheizbares, notdürftig eingerichtetes Zimmer angewiesen. Als ich mich am nächsten Morgen beim Verwalter beklagte, mein Bett sei viel zu kurz, bekam ich die echt bayrische Antwort: «Ach was, Sie sind z'lang!»

Mit meinen fünfhundert Gulden Gehalt kam ich mir reich vor, denn ich hatte daneben freie Kost und Wohnung. Gudden übergab mir zunächst keine Krankenabteilung; meine Haupttätigkeit sollte dem hirnanatomischen Laboratorium gewidmet sein, was mir den Spitznamen «Präparäthenassistent»

eintrug. Ich fing nun damit an, Ordnung im Laboratorium zu schaffen, das ich in höchst primitivem Zustand vorgefunden hatte. Merkwürdigerweise war auch Gudden von sich aus auf die Idee verfallen, ein Mikrotom zu konstruieren, und hatte sich dafür mit dem Instrumentenmacher Katsch in München in Verbindung gesetzt. Sein Riesenmikrotom aus Messing, das für ganze Gehirne dienen sollte und mit einer Mikrometerschraube versehen war, hatte Katsch bereits hergestellt, aber er hatte ein zu dünnes und flaches Messer dazu gemacht. Außerdem war mir durchaus unklar, wie Gudden sich vorstellte, daß man damit einen Hirnschnitt ohne Wasser schneiden könne, wie es zunächst vorgesehen war. Nichtsdestoweniger wurde ein in doppelchromsaurem Kali gehärtetes und in Paraffin eingebettetes Gehirn versuchsweise hineingestellt. Indessen war ich nach dem ersten Schneiden genötigt, Gudden zu erklären, daß mit dem Instrument in dieser Gestalt nichts anzufangen sei; denn dünne Hirnschnitte fielen sofort in Trümmer, wenn man sie trocken schneiden wollte. Gudden sah dies ein und ließ auf meine Bitte nach dem im kleinen zuerst von Waller angewandten System durch Katsch das Mikrotom mit einer weiten Wanne umgeben. Diese wurde mit Wasser gefüllt, unter dem ich nun den ersten großen Hirnschnitt versuchte. Aber auch hier ging es mit dem dünnen, flachen Messer schlecht. Ich konnte zwar den Schnitt durch das Gehirn durchführen, und das war ein erster Triumph. Das Messer aber hob sich beständig, und ich erklärte Gudden, was ich mit Künckel in Paris besprochen hatte: das Messer müsse recht schwer mit breitem Rücken und auf der einen, dem Präparat beim Schneiden zugekehrten Seite hohl geschliffen sein. Gudden sah auch das ein, und Katsch gelang es nach mehreren Versuchen, ein solches Messer anzufertigen.

Damit waren die Schwierigkeiten behoben, und so gelang es mir, eine *erste feine mikroskopische Schnittserie durch das ganze menschliche Gehirn anzufertigen*, was bis jetzt noch nie geschehen war. Durch Entfernen des Paraffins in geringer Tiefe um die Schnittfläche des Präparates herum wurde das Schneiden noch erleichtert und durch eine von mir ersonnene Richtungsleiste, welche erlaubte, die Stufen in den Schnitten zu vermeiden, das Mikrotom noch vervollkommnet. Dasselbe ist heute unter dem Namen «Guddensches Mikrotom» überall bekannt. Die von mir angefertigten großen Hirnschnitte gingen in die Tausende, und ich arbeitete bis in die Nacht hinein. Später wurden auch Schnitte durch zahlreiche der von Gudden operierten Tiergehirne gemacht. So gewann ich eine klare, sichere Technik und damit eine bessere Einsicht in den innern Bau des menschlichen Gehirns, die meine Vorgänger ohne Hilfe des Mikrotoms unmöglich sich hatten verschaffen können. Damals gelang es mir auch, verschiedene innere Strukturen klarzulegen, die bis dahin nur unbe-

stimmt und verworren dargestellt worden waren. Den Meynertschen Schemata ging es dabei herzlich schlecht. Gudden selbst kannte die innere Anatomie und Histologie des Gehirns noch nicht. Er hatte vor allem geniale Experimente an Tieren angestellt, welche erlaubten, an gewissen Anschwellungen des Gehirns, die mit Nervenbahnen, Nerven und Leitungen der Gehirnnerven verbunden waren, sekundäre Atrophien und dadurch den funktionellen Zusammenhang zu bestimmen. Als er meine Schnitte sah, bekam er Lust, sich selbst mit meiner Hilfe in die Histologie und feinere Anatomie des Gehirns einzuarbeiten. Infolge meiner frühern Anstrengungen und meiner Arbeiten in Wien sowie der Literaturkenntnisse, die ich Meynert verdankte, gelang mir jener Unterricht meines Chefs verhältnismäßig leicht. Gudden war freilich ungemein beschäftigt, doch war sein Interesse an der Sache so groß, daß er auch in der wenigen Zeit, die er dazu erübrigen konnte, sich mit meiner Unterstützung auf dem Gebiet einarbeitete.

Unterdessen kamen regelmäßig die Korrekturen meiner Arbeit über die Ameisen der Schweiz. Die Arbeit war französisch geschrieben, und die in Zürich angefertigten Korrekturen waren herzlich schlecht. Meine Kollegen Bandorf und Solbrig waren über diese Arbeit sehr verwundert, sie verstanden nicht, wie ein junger Assistent von kaum sechsundzwanzig Jahren ein so großes Buch hatte schreiben können. Es kam ihnen fast lächerlich vor. Nun erschien endlich die Arbeit (450 Seiten in Quart). Ich schickte unter anderm ein Exemplar an Blanchard in Paris und eines an den großen Charles Darwin. Mein Vater hatte eine solche Freude an dem Werk, daß er zweihundertfünfzig Exemplare davon für sich bestellte, um dieselben mit Erlaubnis der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft zu verkaufen. Dies hat zur Verbreitung des Buches viel beigetragen. Ich erklärte ihm damals, ich übernehme keine Verantwortung für den Verkauf, und ließ ihn gewähren.

Zu jener Zeit (1874) gründeten einige Assistenten und Privatdozenten in München einen kleinen Klub, dem der Tierarzneischulprofessor Bollinger (später Professor der pathologischen Anatomie in München), der Zoologe Dr. Graff (später Professor der Zoologie in Graz), Dr. Förster (später Professor in Amsterdam), Dr. Hermann, ich selbst und einige andere Mitglieder beitraten. Wir trafen uns jeden Mittwoch beim Bier, wobei über die verschiedensten wissenschaftlichen Fragen diskutiert wurde. Mein Anstaltskollege Bandorf, mit dem ich sonst einen recht regen und angenehmen Verkehr unterhielt, wollte nichts von dieser Veranstaltung wissen. Er erklärte uns für Streber und taufte den Klub «Hippocratia». Doch lachte ich nur darüber und hatte große Freude an diesen freien Zusammenkünften mit wissenschaftlich denkenden und fühlenden Menschen.

Immer mehr trachtete ich, das Wesen meines Chefs Gudden zu ergründen, aber das war nicht leicht. Er bildete ein sonderbares Gemisch von Genialität und andern, weniger guten Eigenschaften. Ich habe das später so formuliert: «Stellt man einen Haufen der größten Widersprüche und Gegensätze zusammen, so kann sich ein Gudden daraus ergeben.» Mit seinen Kranken zeigte er eine Geduld und eine Güte, die oft geradezu grenzenlos war und mich in Staunen und Bewunderung versetzte. Daneben konnte er häufig wieder die kalte Rücksichtslosigkeit selbst sein. Mit seinen Assistenten war er frei von jeder Pedanterie, zu jeder ehrlichen Diskussion bereit, und ließ ihnen die größte Freiheit. Daneben kümmerte er sich aber absolut nicht um ihre Zukunft, sondern nur um das, was ihn anging. Wiederum verachtete er alle kleinlichen Intrigen und Gemeinheiten, wie sie in ärztlichen Kreisen bekanntlich so häufig vorkamen. Wissenschaftlich hatte er treffliche, originelle Einfälle. Daneben war er aber oft geradezu blind für einfache Tatsachen, Überlegungen und wissenschaftliche Erkenntnisse, während er sonst sehr objektiv zu urteilen pflegte. Zum Beispiel leugnete er den Somnambulismus, weil er selbst traumlos zu schlafen glaubte. Er behauptete, alle niedrigen Tiere seien vollständig blöd und besäßen keine Spur von Intelligenz. In vielen Beziehungen war er Fatalist, sein Mut ging bis zur Tollkühnheit, und doch war er in gewissen Dingen wieder ängstlich. Er meinte, wenn man lüge, solle es wenigstens konsequent geschehen, aber während er überhaupt theoretisch die Konsequenz vertrat, war er in der Praxis der allerinkonsequenteste Mensch. Er kannte die Erfordernisse der Leitung einer Irrenanstalt ganz genau, und man konnte darüber von ihm viel Richtiges und Beherzigenswertes vernehmen, aber in der Praxis war er von einer ungeheuren Unordnung und ließ alles gehen, wie es wollte, so daß ich später von ihm sagen konnte: «Ich habe bei ihm ungeheuer viel gelernt, vor allem aus seiner Praxis, wie man eine Irrenanstalt *nicht* leiten soll.» Übrigens hatte er in diese seine Schwäche selbst Einsicht und sagte von sich oft ärgerlich: «Jede meiner Unordnungen rächt sich bitter.»

Im Laufe des Jahres 1875 wurde ich durch die Mitteilung überrascht, daß mir die Pariser Akademie der Wissenschaften den Preis Thore zuerkannt habe, und zwar für mein Buch über die Ameisen der Schweiz. Der Betrag war gering, gleichwohl fiel ich über diese Ehrung aus den Wolken und hielt mich momentan schon fast für eine Berühmtheit. Doch sollte die Ernüchterung bald nachfolgen, als ein paar Tage darauf Herr Künckel aus Paris mir mitteilte, daß Professor Blanchard mir den Preis zugewendet habe, und daß ich ihm dafür danken solle. Da ging mir bereits ein Licht auf; die Hauptdusche folgte jedoch erst, nämlich das Referat, das Blanchard der Akademie über meine Arbeit erstattet hatte. In diesem Referat fehlten gerade die wirklichen Entdeckungen



und die neuen Feststellungen, die meiner Arbeit zu verdanken waren, während Blanchard mir Entdeckungen zuschrieb, die längst vorher bekannt waren. Der gute Mann hatte meine Arbeit jedenfalls kaum durchgeblättert und verstand die ganze Sache nicht. Also in dieser Weise finden hohe akademische Preiskrönungen statt! Ich erfuhr nachträglich, daß Blanchard in lebhafter Fehde mit den meisten meiner Kollegen in Frankreich stand. Also begrüßte er die Gelegenheit, da er über die Zuteilung dieses Preises zu bestimmen hatte, einen Ausländer damit zu beglücken. Da lag der Hase im Pfeffer! Dank zu sagen wurde mir unter diesen Umständen ziemlich schwer; aber seit der Kohli-Geschichte hatte ich die Notwendigkeit der Notlüge kennengelernt und schrieb den mir durch Künkel suggerierten Dankbrief. Daneben kam ich bald zur Überzeugung, daß mein Ameisenbuch vorläufig ziemlich unbeachtet geblieben sei. Damals war die wissenschaftliche Mode auf die Seetiere gerichtet; die Ameisen, die Insekten überhaupt, galten nicht für wissenschaftlich fashionable. Immerhin schrieb ein französischer Psychologe, Espinas, einige Zeit nachher ein Buch über die Psychologie der Tiere, dessen erste Auflage zu zwei Dritteln meinem Ameisenbuch entnommen war. Das war wenigstens ein «Leser»!

Es kam nun ein neuer Arzt, Dr. Mayser, was eine veränderte Verteilung der Arbeit veranlaßte. Ich erhielt jetzt die Abteilung der unruhigen Männer, die berüchtigt war durch die unendliche Roheit der bayrischen Bauern. Die Schlägereien hörten dort nie auf. Diese Abteilung wurde wegen meines lebhaften Temperaments von witzigen Patienten die «französische Schweiz» getauft! Ich gab mir große Mühe, die Roheiten zu bekämpfen, nach den ausgezeichneten Lehren, die mir Gudden eingepflicht hatte. Aber auch hier blieb er inkonsequent; zum Beispiel ließ er gelegentlich Pfleger, die ich beim Schlagen von Kranken ertappt hatte, ungestraft!

Ich machte damals den ersten Versuch, die körperlich leidenden Kranken (Paralytiker usw.) auf einer besondern Wachabteilung zu sammeln, um da eine bessere Pflege und Beaufsichtigung zu ermöglichen<sup>1</sup>. Doch war in dieser Beziehung die Anstalt noch elend eingerichtet. Auch war es fast unmöglich, die bayrischen Bauern zu bewegen, in einem Nachthemd im Bett zu liegen. Sie rollten sich ganz nackt in ihre Wolldecke ein und warfen alles andere als überflüssig weg.

Ungefähr zu jener Zeit (im Jahre 1876) dämmerte mir erstmals die Alkoholfrage auf. Ich sah stets die Alkoholiker in der Anstalt selbst sich berauschen und die Deliranten nach ihrer Entlassung sofort wieder in der ersten besten

<sup>1</sup> E. Kräpelin, der Nachfolger Forels bei Gudden, hat dann die Wachsmaalbehandlung systematisch ausgebaut, und sie wurde überall eingeführt (Anmerkung des Herausgebers).

Kneipe sich kranktrinken. In seinem Fatalismus faßte Gudden diese Erscheinung als etwas Unvermeidliches auf. Mir wurde sie je länger, desto peinlicher.

Es befand sich in meiner Abteilung ein alter Säufer namens Augustin, der im nüchternen Zustand ein ganz ordentlicher, brauchbarer Mensch war. Von Beruf Glaser, beschäftigte er sich als solcher auch in der Anstalt, trank aber selbst den Spiritus, dessen er für seine Glaserarbeiten bedurfte. Ich sprach ernstlich mit ihm und goß mit seinem Einverständnis Teer oder etwas dergleichen in seinen Spiritus, um ihm den Genuß zu vereiteln. So gelang es mir in der Tat, ihn annähernd zu einem Totalabstinenten zu machen. Dergleichen war noch nie in München dagewesen, und mein Erfolg wurde sehr bewundert. Indessen verdankte ich ihn eher dem Zufall, denn ich verstand die ganze Frage überhaupt noch nicht. Ein Engländer, M. de Coleville, hatte einige Zeit zuvor eine schriftliche Anfrage über das Trinken in Bayern an mich gerichtet, mir bei dieser Gelegenheit den Nephalismus (die totale Enthaltsamkeit) rühmend. Voller Vorurteile, wie ich in der Alkoholfrage noch war, hatte ich ihm ziemlich ironisch geantwortet und behauptet, der Alkoholismus komme in Bayern, wo man nur Bier trinke, kaum vor! Später habe ich mir noch jahrelang über diese meine törichte Antwort Vorwürfe gemacht und mich ihrer geschämt. Wie war es in der Tat möglich, nicht von Anfang an all die schauerhaften Folgen des Biertrinkens in Bayern, wie ich sie täglich vor Augen hatte, als solche zu erkennen! So macht das Vorurteil den Menschen blind. Gerade mein schlechtes Gewissen trug übrigens hier zu meiner Heilung bei, und der Fall Augustin war ein erster Anlauf dazu.

Ein anderer Fall gab mir viel zu denken. Ein schwachsinniger Kryptorch (mit atrophischen Hoden geboren) war von unverständigen Tanten mit einem üppigen Weib verheiratet worden, ohne auch nur zu wissen, was dies bedeute. Als seine Frau wahrnahm, daß er ganz außerstande sei, den Pflichten eines Ehemannes im geringsten zu genügen, tröstete sie sich mit einem andern, der dazu noch seinen Platz im Hause neben dem Manne einnahm. Der Schwachsinnige, der sich betrogen sah, suchte nun den Liebhaber in blöder Weise mit Schweinfurter Grün zu vergiften. Er wurde vor Gericht gestellt und, da sich Zweifel an seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit erhoben, unserer Irrenanstalt zur Beobachtung und Begutachtung zugewiesen. Dasselbst bekam er ausgesprochene Anfälle von Schlafwandel, in denen er seine Frau «Saukathel» schimpfte. Die Anfälle waren jeweils von ziemlich langer Dauer und als somnambul unverkennbar. Ich hatte solche zwar nie gesehen, aber eine sorgfältige Beobachtung des Exploranden sowie die Erinnerung, was ich meine Mutter über ihren Vater hatte erzählen hören, ließen mich keinen Augenblick an der Echtheit der Anfälle zweifeln. Gudden aber, der konsequent den Som-

nambulismus leugnete, erklärte trotz meinem Protest alles für Simulation. Der arme Sünder wurde für zurechnungsfähig erklärt und zu einer langen Zuchthausstrafe verurteilt. Dies tat mir sehr weh, aber Gudden wollte hier nichts hören. Ich aber blieb bei meiner Überzeugung, die selbstverständlich heute fester steht als je (siehe später «Hypnotismus und Strafrecht»).

Gudden hatte viele Kinder, die ziemlich sich selbst überlassen blieben und sich daher oft dementsprechend aufführten. Mit ihm und mit seiner Frau aber kam ich sehr gut aus. Ich wurde damals mit einem Freund Guddens bekannt, dem Botaniker Wetterhahn (1914 gestorben), einem ausgezeichneten Gelehrten; wir blieben treue Freunde.

In Anlehnung an die «geschlechtslosen» Arbeiterinnen der Ameisen wurde ich von meinen Kollegen oft «der geschlechtslose Arbeiter» betitelt. Allerdings diente die durchschnittlich ziemlich massive Weiblichkeit des damaligen München nur dazu, mich in meinen Keuschheitsgewohnheiten zu festigen. Darin ließ ich mich weder durch gute noch durch schlechte Witze von Freunden und Kollegen beirren, sondern lachte nur darüber.

Charles Darwin hatte den Empfang meines Buches über die Ameisen der Schweiz bestätigt und mir einen langen, sehr schönen und anerkennenden Brief darüber geschrieben, der nachmals von seinem Sohne Francis Darwin in seiner Lebensbeschreibung des Vaters veröffentlicht wurde. Darwin bedauerte, mir momentan kein eigenes Werk senden zu können; er schicke mir statt dessen ein interessantes Buch seines Landsmannes Belt (*The Naturalist in Nicaragua*). Dabei stellte er die Frage: «Do you read English easily?» Ich konnte aber überhaupt nicht Englisch und wurde durch diese Sendung tief beschämt. Meine Mutter hatte zwar früher versucht, mich Englisch mit Hilfe der Grammatik zu lehren, aber ich lief nach wenigen Stunden schon aus dem Unterricht weg. Nun hatte Gudden eine alte Oberpflegerin, Fräulein Emma To de Horst, eine Hamburgerin, die sehr gut Englisch sprach. Ich klagte ihr meine Not, und sie erklärte sich bereit, mich abends von acht bis neun beim Tee Englisch zu lehren, wenn die Arbeit auf der Abteilung getan sei. Ich nahm ihr Anerbieten dankbar an, nur mit der Bedingung, daß sie mich mit einer Grammatik verschone, sie brauche mir bloß als lebendes Lexikon zu dienen, während ich übersetze, so gut es eben ginge. So geschah es, und wir lasen zusammen das Buch Belts vom Anfang bis zum Ende. Darin waren schöne Beobachtungen über Ameisen enthalten. Als wir zum Schluß gelangten, konnte ich ziemlich fließend Englisch lesen und lernte es später sogar gebrochen sprechen. Daran war Darwin schuld, und auch hierfür bin ich ihm zeitlebens dankbar. Darwin teilte mir auch interessante eigene Beobachtungen über Ameisen mit, was zu einem kurzen Briefwechsel führte.

Angenehmer als meine Abteilung war mir zu jener Zeit die Hirnanatomie, an der ich eifrig arbeitete. Meine große Serie von Hirnschnitten hatte mir ganz neue Klarheiten über den Bau des menschlichen Gehirns verschafft. Gudden machte selbst keine Sektionen, sondern ließ sie alle durch die Assistenzärzte besorgen. Auf mich fielen die meisten, wegen der vielen Paralytiker in meiner Abteilung. So konnte ich mich sehr gut in der pathologischen Anatomie üben und reichliches Gehirnmaterial gewinnen. Die Untersuchung der Nieren der verstorbenen Patienten ließ mich bei den meisten eine mehr oder weniger starke Schrumpfung feststellen, die ich halb im Spaß, halb im Ernst als «bayrische Bierniere» bezeichnete. Später wurde dieser Ausdruck von Bollinger, als pathologischem Anatomen, auch und in vollem Ernst gebraucht! Eine weitere Tatsache aus dem Jahre 1878 nehme ich hier vorweg.

Gudden hatte durch ein hübsches Experiment festgestellt, daß nach Ausreißung des Nervus facialis (motorischer Gesichtsnerv) regelmäßig eine bestimmte Wölbung an der Basis des verlängerten Markes durch Atrophie schwand. Er hielt nun diese Erscheinung für ein dem Gesichtsnerv eigentümliches Verhalten. Ich hatte ein solches Präparat geschnitten und durch das Mikroskop den Nachweis geliefert, daß der sogenannte Kern des Nervus facialis mit seinen sämtlichen Ursprungsganglienzellen geschwunden war. Das war eben die Ursache des Schwundes jener Wölbung. Ich erklärte Gudden, daß ich in der Erscheinung eine gesetzmäßige Reaktion erblicke, die wohl für alle motorischen Nerven zutrefte. Gudden wollte aber nichts davon wissen. Als er nun sechs Wochen in Urlaub ging, überließ er mir freundlich den ganzen Kaninchenstall mit der Erlaubnis, zu operieren. Mein erstes war, eine Operation auszuführen, bei der ich einem Kaninchen und dann auch einer Katze ein Auge wegnahm und aus der Augenhöhle sämtliche Augenmuskelnerven (Abducens, Oculomotorius und Trochlearis) entfernte. Die Operation glückte wunderbar, und noch andere wurden ausgeführt. Als Gudden zurückkam, war er sehr verwundert. Er fing nun an, stutzig zu werden und die Unrichtigkeit seiner Ansicht zu ahnen, und bat mich schließlich, ihm die Resultate zu überlassen, was ich auch tat. Später ergab auch, wie zu erwarten war, die mikroskopische Untersuchung, daß ich vollständig recht hatte und daß alle die betreffenden Nervenmuskelkerne atrophisch waren.

Mein Kollege Dr. Förster riet mir dringend, mich als Privatdozent zu habilitieren. Ich hatte weder rechte Lust noch rechten Mut dazu. Das Reden war meine schwache Seite, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich da würde dozieren können. Mit Recht machte mich indessen Förster darauf aufmerksam, daß ich im bayrischen Staat als Psychiater keine Aussicht hätte, viel weiter zu kommen, während die Habilitation mir möglicherweise später eine Professur



bringen könne. Es war mir um eben diese Zeit die Leitung der Privatirrenanstalt «La Métairie» im Kanton Waadt angeboten worden, die ich aber auf Guddens Rat ablehnte. So kam ich dazu, die Habilitation zu versuchen. Ich schrieb im Jahre 1876 eine größere Arbeit über die Haubenregion, die anfangs 1877 im Archiv für Psychiatrie erschien. Es lag mir daran, Gudden keine Konkurrenz bei seinen Experimenten zu machen; ich schrieb daher nur über die normale Anatomie, das heißt die Faser- und Zellenstruktur des Mittel- und Großhirns. Diese Arbeit sollte ausschließlich objektive Tatsachen bringen und griff die schematischen Theorien und Hypothesen meines früheren Lehrers Meynert stark, wenn auch in der Form mit möglichster Schonung, an. Huguenins Schemata erklärte ich darin als noch mehr schematisierte Meynertsche Schemata. Meine hundertseitige Arbeit entwirrte die schwierigste Zentralregion des Gehirns wenigstens zum Teil. Ich darf wohl sagen, daß sie stark mithalf, den bisherigen phantastischen Schemata über den Fasernverlauf im Gehirn ein definitives Ende zu bereiten. Ich reichte nun diese Arbeit als Habilitationsschrift ein und habilitierte mich tatsächlich am 2. März 1877 an der Universität in München. Die Sache ging ganz gut. Wiederum stellte ich dabei ziemlich kühne Thesen auf, von welchen ich hier zwei erwähnen will:

1. Die Verbindungen der Teilungsäste der Nervenfortsätze mit den Nervenfasern im Zentralnervensystem der Säugetiere sind unbekannt (gegen Meynert).
2. Sämtliche Eigenschaften der menschlichen Seele können aus Eigenschaften der Seele höherer Tiere abgeleitet werden.

Letztere These wurde vom alten, frommen Anatomieprofessor Bischof in München, dem Gegner des Frauenstudiums, heftig angegriffen, der übrigens meine anatomischen Arbeiten sehr anerkannte. Ich verteidigte mich, so gut mein Mangel an Sprachgewandtheit es mir gestattete. Professor Bollinger bemerkte hernach maliziös, ich hätte dem alten Bischof fast einen Schlaganfall verursacht.

Nun war ich regelrechter Privatdozent und kündigte Kollegien an, unter anderem über Hirnanatomie. Eine schreckliche Angst ergriff mich vor meiner ersten Vorlesung, eine so große, daß ich mir vor Antritt meines Leidensweges von unserem Verwalter, der als früherer Apotheker einen Cassisschnaps nach eigenem Rezept fabrizierte, ein starkes Glas seines Gebräus reichen ließ und es, um mir Mut zu machen, hinuntertrank. Gudden, der mit mir nach der Stadt fuhr, erklärte auf einmal die Absicht, meine erste Vorlesung mit anzuhören. Ich fiel fast in Ohnmacht und bat flehentlich, dies nicht zu tun, ich sei ohnehin in solchem Grade befangen, daß ich in seiner Gegenwart kein Wort würde sprechen können. Meine alte Schüchternheit hatte sich wieder ganz und gar meiner bemächtigt. Gudden nahm meine Anstrengung, ihn fernzuhalten, fast

übel und wollte mich durchaus nicht begreifen, gab aber schließlich doch meinem Flehen nach und blieb weg. Die Wirkung des Schnapses hatte ausgereicht, um mich glücklich vor die paar Studenten zu bringen, die als Hörer erschienen waren und die mir fast wie Scharfrichter vorkamen. Ich stammelte meine Vorlesung, so gut ich konnte, herunter. In deren Verlauf merkte ich bald das Nachlassen der stimulierenden Wirkung des Schnapses, der mich nun viel mehr lähmte als anfeuerte, so daß ich mich wohl hütete, ihn zum zweitenmal zu Hilfe zu nehmen.

Unterdessen ging der Neubau der Irrenanstalt seinem Ende entgegen. Eine neue, modern eingerichtete Wachabteilung und ein neuer Zellenbau waren errichtet worden. Als Arzt der Abteilung für Unruhige erlaubte ich mir, Gudden zu bemerken, daß die neuen Zellen zwar sehr schön, aber viel zu schwach gebaut wären. Der Bauamtmann protestierte dagegen und erklärte seine Zellen für unbedingt zuverlässig.

Indessen sollte sich meine Ansicht bald genug als richtig erweisen. Der Neubau war erst kurz bezogen, als ein Konditor namens Ströbel, der sich schon gelegentlich eines frühern Aufenthaltes in der Anstalt als ein Meister im Demolieren ausgewiesen hatte, neuerdings in tobsüchtigem Zustand aufgenommen wurde. Ich beeilte mich, ihn in einer der neuen Zellen unterzubringen. Bereits am andern Morgen war die ganze Herrlichkeit größtenteils zerstört. Der Oberwärter meldete mir morgens lächelnd den Vorfall. Als ich nun Gudden die Sache anzeigte, kam gerade der Bauamtmann wie auf Bestellung. Ich konnte kaum meine Schadenfreude verbergen und bat die Herrschaften, sich den Schaden sofort selber anzusehen. Ich eilte voraus, der Bauamtmann hinten nach; Ströbel schwang, als wir hinkamen, eine eben abgerissene Eisenstange, die er gegen mich warf. Sie traf aber statt meiner den Bauamtmann auf die Nase, der sich totenbleich und blutend in einer Ecke versteckte! Während ich ihn in Sicherheit zu bringen trachtete, kam Gudden herein und warf sich mit dem Oberwärter auf Ströbel, der nun überwältigt und in eine alte Zelle versetzt wurde. Der Bauamtmann trug nur eine ganz unbedeutende Schürfung davon, aber die ausgestandene Angst und der Schreck wirkten auf ihn wie ein Zauber. Es geht nichts über den Anschauungsunterricht! Von diesem Moment an baute er nichts mehr an den Zellen, ohne mich vorher zu fragen, und wir bekamen jetzt bombenfeste Isolierräume. Dafür stattete ich dem Ströbel, der im übrigen ein Spaßvogel war, meinen allerherzlichsten Dank ab.

Kurze Zeit darauf hatte Gudden unvorsichtigerweise und voreilig die neue Abteilung für Unruhige mit alten Stühlen der Anstalt ausstatten lassen, als vorläufigen Ersatz für die dazu bestimmten, an Ort und Stelle festzuschraubenden Bänke. Ein neu angekommener Kranker, der halluzinierte, ergriff nun

einen solchen Stuhl, während der Pfleger den Boden fegte, und schlug einem auf der Bank schlafenden Mitpatienten den Schädel ein. Als ich auf die Meldung des totenbleichen Wärters zur Stelle eilte, erblickte ich zunächst den Täter, der vor sich hin lachte und sang. Ich faßte ihn in meiner Aufregung ziemlich unsanft an und steckte ihn in eine feste Zelle. Nie werde ich den damaligen Anblick vergessen: vielleicht etwa dreißig Geisteskranke liefen umher, der eine über seine Frau schimpfend, der andere über diese oder jene Privatangelegenheit jammernd, alle aber vollständig gleichgültig und teilnahmslos gegenüber dem eben vor ihren Augen begangenen Mord. Der Erschlagene lag blutend und röchelnd auf dem Boden, das Hirn trat aus einer breiten Spalte seines eingeschlagenen Schädels heraus, um ihn her aber standen totenblaß und zitternd die herbeigeeilten Wärter. Bei einer solchen Gelegenheit treten die tiefen Verwüstungen, welche die Geisteskrankheiten im Gemüt des Menschen anrichten, ganz besonders drastisch zutage, vor allem wenn sie, wie hier, mit dem erschütternden Eindruck, den der gleiche Vorfall auf die geistig Gesunden ausübt, verglichen werden können.

Es war in München durch die Herren von Harold und Gemminger ein entomologischer Verein entstanden, bei welchem ich mich sofort als Mitglied anmeldete. Dort machte ich Bekanntschaft mit dem Sohn des verstorbenen berühmten Physikers Karl August Steinheil<sup>1</sup>, einem eifrigen Entomologen, von Beruf Ingenieur und Optiker. Wir befreundeten uns sehr rasch, und er stellte mich Ende September 1877 seiner Frau und seinen zwei Kindern vor. In seinem Hause fand ich, was ich fast vier Jahre lang in München völlig entbehrt hatte: ein herzliches, inniges Familienleben, das mich an mein Elternhaus erinnerte. Hier fiel es mir leicht, ganz aus mir herauszugehen. Frau Steinheil empfing mich mit ungemeiner Güte und Herzlichkeit. Die zwei Kinder, Fritz und Emma, damals dreizehn und zwölf Jahre alt, waren musterhaft erzogen. Alles im Hause war einfach, aber atmete Frieden, Glück und innige Liebe. So wurden mit der Zeit meine Besuche bei Herrn Steinheil sehr häufig. Wir schmiedeten Reisepläne und schwelgten in der Entomologie. Diese hatte ich trotz Privatdozentur, Irrenanstalt und Hirnanatomie keineswegs vergessen. Bereits im Jahre 1875 waren einige biologische Beobachtungen über in München untersuchte Ameisen im Bulletin unseres waadtländischen Naturwissenschaftlichen Vereins von mir veröffentlicht worden. Nun lag mir aber der Kaumagen und der Giftapparat der Ameisen immer im Sinn. Den letzteren vor allem hatte ich trotz aller Mühe noch nicht ganz begriffen und war früher

<sup>1</sup> Wissenschaftlicher Begründer der elektromagnetischen Telegraphie und Erfinder der elektrischen Uhren. Er konstruierte 1836 den ersten Drucktelegraphen und entdeckte unter anderem die Möglichkeit der Rückleitung der Telegraphenströme durch die Erde.

(1873) fast daran verzweifelt, mich jemals zu einem vollen, klaren Verständnis durchzuringen. Nun machte ich mich wieder an das Problem, und siehe da, was damals fast unmöglich erschienen war, gelang mir jetzt in kurzer Zeit spielend. Das ist ein schöner Beweis, wie die Gehirnübung nicht nur erhalten bleibt, sondern durch weitere Arbeiten in andern Richtungen, sogar im Unterbewußtsein, sich vervollständigen und stärken kann. Im Jahre 1878 habe ich in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie und im Bulletin de la Société vaudoise des sciences naturelles meine Arbeiten über den Giftapparat und Kaumagen der Ameisen veröffentlicht. Außerdem fing ich an, im Garten der Irrenanstalt Experimente über die Sinnesempfindungen der Insekten anzustellen, die ich zuerst der morphologischen-physiologischen Gesellschaft mitteilte, und die viel später die Grundlage meiner «Sinnesempfindungen der Insekten» bildeten. Zur damaligen Zeit machte ich auch Bekanntschaft mit dem berühmten Münchener Zoologen Professor von Siebold, der mich sogar zur Hochzeit seiner Enkelin mit einem Neuenburger einlud. Im Jahre 1878 wurde ich nun ganz unerwarteterweise an dritter Stelle für die vakant gewordene Professur für Psychiatrie in Heidelberg vorgeschlagen und kurze Zeit darauf neben Hitzig und Flechsig für dasselbe Lehrfach an der Universität Leipzig. Selbstverständlich hatte ich gar keine Aussicht, ernannt zu werden, aber es waren doch Ermutigungen. Den Vorschlag für Leipzig hatte ich wohl dem Umstand zu verdanken, daß einige Zeit vorher Professor His aus Leipzig unser Laboratorium besucht und viel Interesse für meine Arbeiten gezeigt hatte.

Unterdessen war ich allmählich zur Einsicht gekommen, daß in München selbst für mich nicht mehr viel zu holen sei, und daß ich dort ewiger Assistent bleiben würde, wenn nicht ein sehr unwahrscheinlicher Zufall mich zum Professor machen sollte. Ich hatte mir unterdessen etwas Geld von meinem Verdienst erspart und entschloß mich, mit Herrn Steinheil nach Kolumbien zu reisen, wozu dieser große Lust zeigte, da er schon früher einmal dort gewesen war. Gudden zeigte sich sehr zuvorkommend und hielt mir durch Einsetzung eines Stellvertreters meinen Platz in der Anstalt offen. Die Reise sollte über sechs Monate dauern. Alles wurde in der Wohnung Eduard Steinheils in der Landwehrstraße 31 eifrig geplant und vorbereitet. Die Ängstlichkeit meiner Mutter beschwichtigte ich, so gut ich konnte.

Steinheil und ich verabredeten, uns in Le Havre, wohin er von Hamburg und ich von Morges aus fahren wollte, zu treffen. Auf dem Wege nach Vaux besuchte ich in Zürich meinen alten Lehrer Professor Horner, der, als er von meiner Reise erfuhr, mir sagte, daß dies seine Pläne durchkreuze, indem er für die erledigte Professur in Zürich an mich gedacht hätte, jedoch seien die Verhältnisse furchtbar verwickelt. Die mit der Professur verbundene Direk-



tion der Anstalt komme kaum für mich in Betracht, da ich zu jung dafür sei. Diese Eröffnungen setzten mich in Verlegenheit; aber die Reise war nun festgesetzt, und es war für mich völlig ausgeschlossen, noch zurückzutreten. Außerdem hatte auch Gudden meinen Ersatzmann in der Person des Herrn Dr. Emil Kräpelin (des spätern bekannten Professors) bereits ernannt. So kam ich nach Hause mit dem Gefühl, vielleicht eine gute Gelegenheit, meine Karriere zu machen, verpaßt zu haben.

## WINTER 1878/1879

Die Großartigkeit des Ozeans · Sechs Tage seekrank · Delphine · Einlaufen in den Hafen von St. Thomas · Hingerissen von der tropischen Vegetation · Der sich nicht wohlfühlende Steinheil verlangt aufs Schiff zurück · Kurzes Streifen auf dem Land in der Nähe des Schiffes · Neue, winzig kleine Ameise auf Baumrinde entdeckt · Steinheil bewußtlos angetroffen · Tropischer Hitzschlag · Entschluß zu sofortiger Rückreise · Allein bei der Beerdigung des Freundes · Wieder in München · Mutige Fassung der Frau Steinheil · Züricher Besprechung um Nachfolgerschaft von Hitzig im Burghölzli · Rückkehr nach Vaux bei Morges · Beschreibung exotischer Ameisen · Heimliche erste Liebe und Zuneigung · Mißglückte Werbung · Verstörtheit des verschlossenen Liebedürftigen · Ungefragte Ernennung zum Sekundärarzt im Burghölzli · Annahme unter Vorbehalt · Von der Macht eines Spottliedes.

Sobald meine Ausrüstung für die geplanten Ameisenforschungen nach Angaben Herrn Steinheils vollendet war, nahm ich von den Meinigen Abschied.

In Le Havre angekommen, erwartete ich die Ankunft des Hamburger Dampfers. Die Wartezeit dauerte lange genug, um mich den Wechsel von Ebbe und Flut beobachten zu lassen. Die Großartigkeit dieses Schauspiels, namentlich der Fluthöhe, imponierte mir ganz besonders. Während der Ebbe konnte ich in einer tiefen Bodensenkung des Strandes das Leben der Seetiere, die beim Weichen des Wassers zwischen den Steinen zurückgeblieben waren, wunderschön beobachten.

Endlich erschien die «Silesia». Ich hatte den Ozean noch nie gesehen und wurde durch die Großartigkeit des Anblicks, die Mächtigkeit der Wellen geradezu überwältigt. Meine poetische Stimmung schwand jedoch bald vor der prosaischen Seekrankheit, die mir sechs Tage lang sehr zu schaffen machte. Ich sträubte mich aber energisch dagegen, aß, trotz Erbrechen, so viel ich konnte, und am sechsten Tage, mitten in einem ziemlich heftigen Sturm, war das Leiden überwunden. Nun konnte ich mich ungetrübten Freuden an der Seefahrt hingeben. Für den Neuling gibt es da gar vieles zu bewundern: das Meerleuchten, die Möven, die vorbeiziehenden Segelschiffe, die Seetiere, vor allem die Delphine und sonstigen Wale. Wir fuhren an den Klippen der Azo-

ren vorüber, die, starr, unzugänglich und vereinzelt aus dem Meer aufragend, einen sehr melancholischen Anblick darboten. Allmählich wurde die See ruhiger, die schwarz-grüne Farbe des Wassers ging über in das tiefe Kobaltblau des Südens, die Temperatur wurde wärmer, und die ersten fliegenden Fische sowie anderes wunderbares Getier ließen sich sehen. Am elften Reisetag kam endlich die kleine Insel Sombrero in Sicht, dann Tortola und hierauf St. Thomas, wo wir zuerst anlegen sollten. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Fuß die Tropenwelt betreten sollte. Endlich liefen wir im Hafen von St. Thomas ein. Ein mächtiger Haifisch trieb sich um die «Silesia» herum. Trotzdem begannen die kleinen Negerknaben ihr bekanntes Spiel, nach Münzen zu tauchen, die ihnen von den Passagieren ins Wasser geworfen wurden. Es ist fast unglaublich, wie frech sie sich dabei der Gefahr aussetzen, von den Haifischen geschnappt zu werden, aber auch wie gewandt sie diesen zu entgehen suchen. Kaum angekommen, begaben wir uns ans Land zu einem kleinen Spaziergang. Herr Steinheil zog warme Kleider an, was mir bei der Tropenhitze unmöglich war. Wir gingen nicht weit, aber ich war bereits von der Üppigkeit und Mächtigkeit der tropischen Vegetation ganz überwältigt und blickte voll staunender Bewunderung auf die gewaltigen Aloen und andere Tropenpflanzen.

Bald jedoch erklärte Herr Steinheil, er fühle sich unwohl, und verlangte aufs Schiff zurück. Dort angekommen, wünschte er, sich ins Bett zu legen, wozu ich ihm behilflich war. Dabei kam er mir sehr heiß vor, und wie erschrak ich, als bei der Messung seiner Körpertemperatur das Thermometer bis über vierzig Grad stieg. Bei meiner totalen Unkenntnis der Tropenkrankheiten, und da von einer Epidemie des gelben Fiebers in St. Thomas die Rede ging, suchte ich den Schiffsarzt, erfuhr jedoch, daß er für eine Stunde abwesend sei. In größter Sorge bat ich Herrn Steinheil, sich doch nicht so furchtbar zuzudecken, aber er gab vor, zu frieren, weswegen ich mich nicht traute, stärker in ihn zu dringen. Da er den Wunsch äußerte, etwas zu schlafen, verließ ich ihn mit der Versicherung, den Schiffsarzt möglichst rasch herbeischaffen zu wollen. In dessen ungeduldiger Erwartung begab ich mich ans Land und durchstreifte in großer Angst die nächste Umgebung. Zufällig fand ich dabei auf einer Baumrinde eine winzig kleine Ameise, die sich später als neue Art erwies. Fast mechanisch und halb wie ein Nachtwandler nahm ich sie und steckte sie in ein Glas. Die Unruhe trieb mich aber bald zu Herrn Steinheil zurück, den ich bereits bewußtlos mit ganz engen Pupillen antraf. Nun verlor ich vollständig den Kopf und rannte wie wahnsinnig fort, um den Schiffsarzt zu suchen, der endlich erschien. Auf meinen Bericht über das Vorgefallene eilte er zu dem Bewußtlosen und brachte ihn schleunigst aus dem Bett in ein ganz kaltes Bad. Es war aber bereits zu spät, mein armer Freund starb nach einigen Minuten

wie vom Schlag getroffen. Der ganze Verlauf von der Temperaturmessung bis zum Tode hatte kaum eine Stunde gedauert. Ich hatte in meinem Leben noch nie einen tropischen Hitzschlag gesehen. Erst viele Jahre später beobachtete ich einen zweiten solchen Fall. Die Unkenntnis, in der man damals auf unsern Hochschulen über die Tropenkrankheiten gelassen wurde, war allerdings bedeutend, gleichwohl machte ich mir die bittersten Vorwürfe, von der Sache nichts verstanden zu haben. Vielleicht hätte der Kranke durch rechtzeitiges Eingreifen gerettet werden können! Alles war aber mit einer solchen katastrophalen Schnelligkeit verlaufen, daß ich kaum zur Besinnung hatte kommen können. Als der Schiffsarzt den Sterbenden entkleidete, erschrak er über die Menge warmer Kleidungsstücke, die dieser auf dem Leibe trug. Ich erzählte ihm nun von der beständigen Angst Herrn Steinheils vor Erkältungen. Diese hielt der Arzt für ein ganz ungerechtfertigtes Vorurteil, das Herrn Steinheil nun höchst verhängnisvoll geworden war. Aber was half das Lamentieren, das Unglück war geschehen. Alle Passagiere flohen mich wie die Pest, da sich das Gerücht verbreitete, Herr Steinheil sei am gelben Fieber gestorben. In den Tropen geht es mit der Leichenbestattung eilig. Die Leiche wurde sofort aus dem Schiff nach St. Thomas gebracht und sollte schon am folgenden Tage begraben werden. In meiner Gegenwart wurde das Inventar des Verstorbenen aufgenommen. Ich stand wie vernichtet; dabei empörten mich aber gleichwohl die rücksichtslosen Schimpfereien des inventarisierenden Schiffsbeamten, der über den Todesfall fluchte.

Was nun tun? Die furchtbarsten Gedanken gingen mir angesichts dieser Katastrophe durch den Kopf. Einer überwog alle andern, der Gedanke an die Familie meines Freundes, an die von ihm und mir so innig geliebte und mit ihm so harmonisch verknüpfte Familie. Dieser Gedanke zerriß mir förmlich das Herz. Obwohl ich bei ruhiger Überlegung höchstens meiner mangelnden medizinischen Erfahrung eine Schuld an dem Unglück beimessen konnte, kam ich mir doch irgendwie schuldig und wie ein halber Verbrecher vor. Als ein Verbrechen an meinem Freund und seiner Familie erschien es mir auch, meine Reise unter solchen Umständen allein fortzusetzen, ja auch nur die leicht zu erreichenden nahen Antillen, Porto Rico usw. zu besuchen. Meine Pflicht war mir klar. Ich mußte mit dem nächsten Schiff heimfahren und zu der Familie Steinheil eilen. Anderntags begleitete ich allein die Leiche zum Kirchhof.

In München angekommen, begab ich mich mit den düstersten Erwartungen zu der Familie meines lieben Freundes. Die mutige Fassung, mit der Frau Steinheil mich empfing, habe ich in meinem Leben nie vergessen. Statt mich, wie ich von ihrer Seite erwartete, Verzweiflungsszenen sehen zu lassen, war sie es, die mich aufmunterte und mir dankte. Sie sagte mir, daß Herr Steinheil

schon lange infolge eines chronischen Bronchialkatarrhs in seiner Gesundheit recht geschwächt gewesen sei, und daß durch dieses plötzliche Ende ihm vielleicht ein schweres Siechtum erspart worden sei. In der Tat hatte mein Freund das rauhe Münchener Klima immer schwer ertragen und sich auch aus diesem Grunde besonders auf die Tropenreise gefreut. Möglich, daß auch diese schon vorher angegriffene Gesundheit zu der Raschheit des Todes beigetragen hat. So wurde die Liebe und Zuneigung, die mich mit dieser Familie verknüpfte, an diesem traurigen Tage stärker befestigt als je. Ich stattete auch Gudden und seinen Assistenten einen Besuch ab, die mich sehr freundlich empfingen, und reiste dann über Zürich nach Hause zurück.

In Zürich teilte ich Horner mein Schicksal mit. Der Gedanke, vielleicht Hitzigs Nachfolger werden zu können, tauchte bei mir wieder auf. Auf Horners Rat begab ich mich zu Regierungsrat Frick, dem damaligen Sanitätsdirektor, der mich von den unerträglichen Konflikten, die zwischen der Verwaltung und der Direktion der Irrenanstalt herrschten, und die bereits überall in Universitätskreisen bekannt zu werden begannen, unterrichtete. Verwalter Schnurrenberger war nun infolge dieses Skandals abgesetzt worden. Hitzig sollte im Frühling nach Halle gehen. Herr Frick erklärte mir, daß man mich für zu jung und unerfahren halte, um die Direktion der Anstalt zu übernehmen, hingegen würde man mich sehr gerne als Sekundärarzt (Stellvertreter des Direktors) für die Anstalt gewinnen, um mir daneben vielleicht eine außerordentliche Professur oder so etwas zu übertragen, wenn ich damit einverstanden sei. In meiner düstern Stimmung schien mir nichts verlockend; doch mußte man leben. Nach Prüfung der Verhältnisse erklärte ich mich bereit, eine solche Stelle anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ein anständiger und vertrauenerweckender Direktor ernannt werde, denn wenn die gegenwärtigen skandalösen Zustände fort dauerten, würde ich keinesfalls im Burghölzli bleiben können. Man sprach nun von Herrn Direktor Fetscherin in St. Urban, Kanton Luzern, den ich sehr achtete. Unter seiner Direktion die Sekundärarztstelle zu übernehmen, erklärte ich mich einverstanden; unter allen Umständen war aber meine Forderung, von der Persönlichkeit des gewählten Direktors vor irgendeinem Entschluß meinerseits in Kenntnis gesetzt zu werden. Mit dieser Abmachung gingen wir auseinander, und ich begab mich einstweilen nach Vaux zu meinen Eltern, wo unterdessen meine Mutter aus Angst und Sorge um mich ganz ihr Gleichgewicht verloren hatte, so daß erst meine Rückkehr sie wieder zu beruhigen vermochte.

Die Rückkehr nach München zu Gudden blieb mir zunächst versperrt, da Kräpelin einige Monate noch meine Stelle dort innehatte. Übrigens hatte eine Rückkehr in die alten Verhältnisse nach München jeden Reiz für mich ver-



loren; ebensowenig lockte mich der Gedanke, mich als praktischer Arzt irgendwo niederzulassen. So bezog ich denn in Vaux vorderhand mein altes Zimmer, das mir früher schon durch Jahre als Laboratorium für meine Experimente und Beobachtungen an Ameisen und andern Insekten gedient hatte, und begann, in Erwartung der weitem Entwicklung der Dinge in Zürich, eine Anzahl exotischer Ameisen zu beschreiben, die mir von verschiedenen Seiten zugegangen waren. Ich hatte auf Grund meiner Studien über den Kaumagen und vor allem über den Giftapparat dieser Tiere die alte Unterfamilie der Formicidae in zwei neue: Camponotinae (Knotenameisen) und Dolichoderinae (Drüsenameisen) gespalten und den Namen Formicidae für die ganze Familie der Formiciden reserviert. Diese Einteilung hat sich später als so wesentlich herausgestellt, daß sie sich bis heute(1919) vollständig bewährt hat.

Neben dieser wissenschaftlichen Beschäftigung wurde auch der Verkehr mit der nähern und weitem Familie nicht vernachlässigt. Manche frühern Beziehungen wurden wieder enger geknüpft. Dabei erneuerte sich auch die Bekanntschaft mit einer Freundin meiner Schwestern, die mir wegen ihres geweckten Geistes und ihrer Intelligenz ungemein gefiel. Allmählich ging dieses Wohlgefallen in wärmere Zuneigung und Liebe über, ohne daß sie es indessen wahrnahm. Hier sei mir eine Bemerkung gestattet. Meine Eltern hatten in den letzten Jahren oft versucht, mich, wie man so sagt, zu verheiraten. Sie besprachen in meiner Gegenwart die Vorzüge dieser oder jener «Partie», um mich dafür zu interessieren. Nun war ich aber darin außerordentlich empfindlich, und nichts konnte mich tiefer empören, als dieser «Ehemarkt», wie ich ihn nennen möchte. Meinen Eros und meine Liebesgefühle hielt ich durch einen dreifachen Panzer in mir selbst verschlossen, derart, daß ich bei allen Mädchen für einen unnahbaren Hagestolz galt, der nur an Wissenschaft dächte und dem die Liebe so gut wie unbekannt wäre. Ich wußte dies sehr gut, und noch besser, wie falsch diese Ansicht war, aber meine auf diesem Gebiet noch am wenigsten überwundene Schüchternheit, verbunden mit einem ungemein tiefen Gefühl der hohen Würde dessen, was mir allein hohe Liebe schien, ließ mich dieses mir heilige Empfinden niemandem verraten, und so ließ ich alle Leute mein Inneres verkennen. Ich glaubte selbst, daß kein Mädchen mich lieben könne, und habe erst vor einigen Jahren durch eine Dame, die während meiner Studienzeit ebenfalls in Zürich in der Pension «Schweizer» weilte, erfahren, daß damals in Zürich ein Mädchen sich dennoch in mich verliebt hatte. Aber auch sie hatte mir dies nicht zu erkennen gegeben. Mein innerlich glimmendes Feuer wäre damals wohl, hätte ich es gewußt, zur offenen Flamme geworden.

Jedesmal nun, wenn meine Eltern in aller Güte und Liebe mit ihren Ehe-

vorschlägen hervortraten, wurde ich dadurch tief innerlich derart in meinen Gefühlen verletzt, daß es mich rasend machte. Schließlich drohte ich davonzulaufen, wenn man mir keine Ruhe ließe. Natürlich schwieg ich den Eltern gegenüber vollständig von meiner Verliebtheit, um so mehr als infolge des Todes meines Freundes eine tiefe Gemütsdepression sich meiner bemächtigt hatte. Diese trug das ihre dazu bei, mich so linkisch wie nur möglich zu machen, und raubte mir vollends den Mut, dem Mädchen meine Zuneigung zu bekennen. Endlich aber gewann ich es doch über mich, sie daheim aufzusuchen und mich in Gegenwart ihrer Mutter zu erklären. Die Sache war nun sehr schnell abgetan. Die Damen empfingen mich zwar nicht gerade unfreundlich, aber das Mädchen bemerkte mir rundweg, mich nicht nur nicht genügend zu kennen, sondern überhaupt keine Zuneigung für mich zu fühlen. So hatte ich meinen Korb weg. Das Stück war aus, und ich konnte gehen. Wie verstört lief ich in den Wiesen herum, so daß ein mir beegnender Verwandter, ein gewiegter Jurist, mich erstaunt fragte, was denn bei mir vorgehe, ob ich etwa ein Verbrechen begangen habe. Ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, um ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen und ihn mit einem Scherz abzufertigen. Meinen Schmerz eröffnete ich einer einzigen Verwandten, die mich mit einigen freundlichen Worten zu trösten versuchte. Wer zu jener Zeit fähig gewesen wäre, in meinem Innern zu lesen, hätte sehen können, wie tief liebebedürftig ich war und wie mein Fühlen sich durch die unbefriedigte Sehnsucht nach Liebe immer tiefer pessimistisch gestaltete; aber ich hatte niemanden, der mich zu verstehen imstande gewesen wäre. Hier versagte sogar meine liebe Mutter, teils infolge ihrer französischen Erziehung, deren nüchterne Anschauungen über Eheschließung und das Verhältnis von wahrer Liebe und Ehe mir größtenteils höchst unsympathisch waren, teils infolge ihres intensiv religiösen Wesens, das uns allmählich bis zu einem gewissen Grade entfremdet hatte. Also verschwieg ich meine mißglückte Werbung und was mich im Zusammenhang damit quälte, den Eltern vollständig, so daß diese sich über meine fortwährend trübe Stimmung, die ihnen durch den Tod meines Freundes doch nicht genügend erklärt schien, zu beunruhigen anfangen; aber der Panzer, in dem ich mein Sehnen nach Liebe eingeschlossen hielt, wurde immer undurchdringlicher. Der Boden des Kantons Waadt brannte mir unter den Füßen, um so mehr als auch dort vieles anders als früher und zum Teil mir fremd geworden war. Wieder regte sich, wie schon früher manchmal, in mir die Lust, als Schiffsarzt in ferne Tropenländer zu reisen. Nur die Rücksicht auf meine Mutter hatte mich jeweilen von der Ausführung dieser Idee abgehalten und war auch jetzt wieder die Ursache, daß ich sie fallen ließ. — Alle diese Stürme, Konflikte und Bedrängnisse meines Gemütslebens werden aber mein Verhalten

in den für mich ungemein wichtigen Ereignissen des Jahres 1879, von denen zu sprechen mir nun obliegt, begreiflich machen.

Im Monat März dieses Jahres 1879 saß ich eines Tages düster brütend in unserem Wohnzimmer in Vaux. Die Post brachte die «Neue Zürcher Zeitung», in der ich zu meinem Erstaunen las, daß der Zürcher Regierungsrat mich zum Sekundärarzt der Irrenanstalt Burghölzli ernannt habe. Davon hatte mir niemand eine Silbe geschrieben. Überdies widersprach, was da gemeldet wurde, vollständig der Abmachung, die zwischen Regierungsrat Frick und mir bestand. Ich schrieb deshalb sofort einen ziemlich derben Brief an Regierungsrat Frick, worin ich ihm mein höchstes Befremden über die bewußte Zeitungsnachricht aussprach und ihn unter Hinweisung auf unser gegenseitiges Abkommen um umgehende Aufklärung ersuchte, indem ich hinzufügte, daß ich die Stelle nicht annähme, bevor ich über die Direktorenwahl Aufschluß erhalten hätte. Daraufhin antwortete mir Herr Frick, der zwar ein guter, aber unendlich schwacher Mensch war, mit einem verzweifelten Brief, worin er mich anflehte, die Stelle anzunehmen und sofort nach Zürich zu kommen. Die Kanzlei hätte sich nur in der Mitteilung an mich etwas verspätet; ein Direktor sei noch nicht ernannt; Fetscherin, der angefragt worden sei, habe abgelehnt<sup>1</sup>. Der Regierungsrat befinde sich in größter Verlegenheit, Direktor Hitzig und Weller, der bisherige Sekundärarzt, gingen in den nächsten Tagen fort, und es bliebe nur ein junger Assistent, Herr Laufer, in der Anstalt. Er versprach mir feierlich, daß man keinen Direktor ohne mein Vorwissen und mein Einverständnis ernennen würde, und so weiter. Die ganze Auseinandersetzung lautete zu kläglich, um mir den Ruf nach Zürich besonders einladend erscheinen zu lassen. Auf der andern Seite machte mich der Stand der Frage momentan zum Herrn der Situation! Meine pessimistische Stimmung hatte mich in einen Zustand versetzt, in dem mir alles gleichgültig war. So antwortete ich denn Herrn Frick ungefähr folgendes: «Ich verstehe Ihre Lage; anderseits muß ich, wenn ich dem Rufe ins Burghölzli Folge leiste, meine Assistenten- und Privatdozentenstelle in München aufgeben, um ins Ungewisse zu geraten. Denn ich wiederhole Ihnen, daß ich unter keinen Umständen die Sekundärarztstelle behalten werde, wenn ein nach meiner Ansicht unpassender Direktor gewählt wird. Ich betrachte also meine Annahme als eine nur provisorische, zu der bloß der Wunsch mich bestimmt, daß niemand mir Mitschuld an der gegenwärtigen peinlichen Verwicklung der Burghölzli-Angelegenheit geben könne.» Nun packte ich das Allernotwendigste in einen Mädekoffer zusammen und reiste nach Zürich, etwa wie ein fahrender Don Quichotte, der auf Aben-

<sup>1</sup> Wie ich später von ihm selbst erfuhr, las Fetscherin in seinem Absageschreiben der Zürcher Regierung gründlich den Text über ihr Benehmen im Burghölzlihandel.

teuer ausgeht, bereit, jeder Gefahr und jedem Unheil Trotz zu bieten. Daß es im Burghölzli arge Mißstände gebe, war mir klar; ich war also auf das Allerschlimmste gefaßt, und meine eigene desperate Stimmung disponierte mich nicht übel zu einem rücksichtslosen Durchgreifen, wo immer es sich nötig erweisen sollte. Daß der Assistenzarzt, Herr Laufer, als alleiniger Arzt mir zur Seite blieb, nun ich unter so schwierigen Umständen meine Stelle im Burghölzli antrat, verdankte ich, wie er mir jetzt erzählte, dem Umstand, daß er vor Jahren im Zürcher Medizinerkränzchen mich jenes Lied hatte singen hören, in dem ich Professor Ebert nachahmend verspottete, welche Kunstleistung ein so großes und lange nachwirkendes Wohlgefallen in ihm erregt hatte, daß es ihn jetzt bestimmte, im Burghölzli bei mir auszuharren! Zugleich erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle, daß die Zürcher Regierung nicht nur Fetscherin, sondern noch wenigstens zwei andern Personen, nämlich Dr. Schaufelbühl in Aarau und Dr. Schüle in Illenau (Baden), die Direktion des Burghölzlis angeboten hatte. Schaufelbühl hatte aber gar keine Antwort gegeben und Schüle auf Grund der Verhältnisse abgelehnt. Diese abmachungswidrigen Geheimverhandlungen verschafften mir einen Maßstab für die Zuverlässigkeit der Oberbehörde, mit der ich nun zu tun haben würde.





ZWEITER THEIL

BURGHÖLZLI 1879 BIS 1898



## EINTRITT IN DIE IRRENANSTALT

Eigene Charakterbeschreibung · Auf sich gestellter Pessimismus wird Optimismus · Französische Redseligkeit · Große Gemütsreizbarkeit · Große Ausdauer · Lust und Fähigkeit zur Arbeit · Nur Phantasie für intellektuelle Sphäre · Fehlen künstlerischer Phantasie · Lebhaftes Temperament · Rasche Affektausbrüche · Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl · Polemische Tendenz · Normale Dosis unsozialer Eigenschaften.

Ankunft im Burghölzli · Beschreibung der damaligen Hauptpersonen: Professor Hitzig · Dr. Weller · Dr. Laufer · Der Anstaltspfarrer · Der neue Verwalter · Der Oberpfleger · Der Maschinist Ziegler · Die Wärterin Barbara Meyer · Beschreibung der Anstalt · Angrenzende Stephansburg kleines Bordell · Die Schlüssel zum Anstaltspark in unberufenen Händen · Vorstellung im Festsaal · Es wird gezecht · Der kneipfrohe Pfarrer · Studium von Anstaltspersonal und Patienten · Häßliche und alte Haushälterin gesucht · Der grimmige Gendarm Ricke stellt sich vor · Übernahme der Anstalt · Ansprache · Feind von «Stabsvisiten» · Der böse Geist der Anstalt erscheint · Entweder – oder! · Neue Machtkämpfe · Neue Anstaltsschlösser und Sicherheitsschlüssel · Der Bordellwirt der Stephansburg verschwunden · Neuer Assistenzarzt · Dr. Laufer boxt Eindringlinge aus dem Anstaltsgarten.

Bevor ich diesen Abschnitt meines Lebens erzähle, scheint es mir zum Verständnis des Nachfolgenden unerläßlich, wenigstens kurz die Hauptzüge meines Charakters zu skizzieren, besonders innerhalb der Gemüts- und Willenssphäre. Meinen Pessimismus habe ich schon wiederholt berührt. Meine Schüchternheit war dagegen stark gewichen und durch einen gewissen Trotz und einen ziemlich hohen Grad von Entschlossenheit ersetzt worden. Sie trat aber, wie gesagt, noch intensiv im erotischen Gebiet und in gewissen Situationen hervor, an die ich nicht gewohnt war. Ich habe später geschrieben, daß man durch einen Pessimismus, bei welchem man von der Welt nichts, von sich alles erwarte, allmählich am sichersten zu einem gesunden und dauerhaften Optimismus gelange. Diese Wahrheit habe ich an mir selbst erprobt. Daneben besaß ich verschiedene recht unangenehme Fehler, vor allem eine zu große, expansive, von meinen französischen Ahnen geerbte Redseligkeit, die mir sehr viel üble Streiche gespielt hat, ebenso eine viel zu große Gemütsreizbarkeit, die mir kaum weniger schadete. Mein Urteil über andere war häufig viel zu voreilig und zu scharf, was mir nicht wenig Feinde gemacht hat. Diese Schärfe trat mündlich und schriftlich zutage. Ich schrieb und sagte vieles, was ich zu meinem Vorteil für mich behalten hätte. Doch ist der entgegengesetzte Fehler des ängstlichen Verschweigens und der Schonung am unrechten Orte so



verbreitet, daß ich schließlich die Feindschaften, die ich mir zugezogen habe, nicht sehr tief bereue. Schlimmer allerdings waren unbedachte Worte, mit welchen ich unbewußt oft Schaden stiftete und andern wehe tat. Andererseits hatte ich eine Anzahl nützlicher Eigenschaften. Erstens eine große Ausdauer, zweitens eine starke Lust und Fähigkeit zur Arbeit, drittens die Gabe, einen einmal für richtig erkannten Gedanken sehr rasch in die praktische Tat umzuwandeln. Eigentlich habe ich es sehr selten bereut, rasch und entschlossen gehandelt zu haben, statt ewig zu zweifeln und lange zu zögern.

Eigentümlich verhielt sich immer mein Gedächtnis. Daß es für die Anforderungen der Schule nicht eingerichtet war und mir durch meine Unfähigkeit, auswendigzulernen, fast verderblich geworden wäre, sahen wir schon. Alles mir Langweilige und Gleichgültige, alles Falsche, Nebensächliche ließ mein Gehirn wie ein Sieb auf Nimmerwiedersehen passieren. Dafür behielt ich mit außerordentlicher Treue mein Leben lang alles, was ich mit Interesse und Aufmerksamkeit aufgefaßt und verstanden hatte. Dadurch wurde mir möglich, beständig mein Gehirn von unnützem Ballast zu befreien und gewissermaßen Platz darin für neue Gedankenkombinationen zu schaffen. So lernte ich diese Art Gedächtnis, die mir früher verwünscht war, später immer mehr schätzen. Außerdem habe ich mich, wie hier wiederholt sei, überall in der Welt sehr bald zu Hause gefühlt, ferner mich nie über Unabänderliches lange gegrämt, sondern rasch einen Strich durch die Vergangenheit gezogen und immer vorwärts in die Zukunft geschaut. Diese selber aber wurde mir oft zu einem Gegenstand fast ängstlicher Vorsorge. Meine Phantasie bewegte sich stets ausschließlich in der intellektuellen Sphäre und zeigte sich hier allein fruchtbar an Kombinationen. Künstlerische Phantasie, musikalische so gut wie andere, hat mir stets gefehlt. Ich war und blieb auf künstlerischem Gebiet ein Bötier. Impulsivität im Handeln, die Uneingeweihte mir gerne zuschreiben, war nie mein Fehler. Es ist geradezu komisch, wie besonders die Germanen mit ihrer langsamen, dafür intensiven Gemütsreaktion sich immerwährend einbilden, daß ich furchtbar aufgeregt sein müsse, wenn ich zornig war, während nur mein lebhaftes Temperament starke und rasche Affektausbrüche begünstigte, die jedoch ebenso schnell vergingen, als sie auftraten, ohne eine Spur zu hinterlassen und ohne mir je nachher den Schlaf zu stören. Dadurch habe ich, ohne es zu wollen, meine Gegner immerwährend irregeführt. Ich schlief überhaupt mein Leben lang stets viel und ganz ausgezeichnet, wogegen meine Verdauung durch immerwährende Diarrhöen sehr litt.

Ich füge noch hinzu, daß ich von meiner Mutter eine tüchtige Dosis Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl, verbunden mit objektiver Urteilsfähigkeit, von meinem Vater dagegen ein ebenso tüchtiges Quantum an polemischen

Tendenzen geerbt habe. Das Erbteil meiner Mutter ließ aber diese letzteren nicht zum sinnlosen Widerspruchsgeist ausarten. Außerdem besaß ich stets eine sehr starke Konzentrationsfähigkeit, die mir erlaubte, mitten im größten Lärm geistig zu arbeiten, ohne mich stören zu lassen oder auch nur zu hören, was um mich vorging. Konsequenz und Ausdauer, mit einer raschen und festen Entschlußfähigkeit und Gewissenhaftigkeit verbunden, haben mich stets dazu getrieben, an mir selbst Kritik zu üben und mich, soweit möglich, zu bemühen, meine Taten mit meinen innern Anschauungen in Einklang zu bringen.

Im übrigen war ich mit einer guten, normalen Dosis Eitelkeit, Egoismus, Heuchelei und Ängstlichkeit behaftet, das heißt mit jenen unsozialen Eigenschaften, ohne welche wir leider in unserer Menschengesellschaft noch nicht bestehen können, und die uns auch wieder dazu helfen, mit einem gewissen Ehrgeiz nützlich zu arbeiten. Derart ungefähr war mein psychisches Inventar, als ich im März des Jahres 1879 nach dem Burghölzli reiste.

Bei meiner Ankunft in der Anstalt war ich also auf Schlimmes vorbereitet. Gudden selbst hatte mir verschiedenes vom alten Verwalter Schnurrenberger berichtet, den er als einen sehr gefährlichen und schlimmen Intriganten und als den bösen Geist der Anstalt bezeichnete. Dieser Mann war allerdings endlich beseitigt worden, aber sein Geist spukte noch stark im Hause. Bei meiner Ankunft waren Professor Hitzig, der Sekundärarzt Dr. Weller und Herr Laufer noch da, aber Hitzig stand mitten in seinem Schnurrenberger-Prozeß und sollte in einigen Tagen weggehen. Ich wurde vorläufig in einem Zimmer der männlichen Pensionärabteilung einlogiert, was für mein mitgebrachtes «Mobilium» ausreichte! Alles in der Anstalt befand sich in höchster Aufregung, man kann wohl sagen Verwirrung. Herr Laufer allein war ruhig und schloß sich sogleich in freundlichster Weise mir an. An Hitzig war ein Jurist verlorengegangen. Er hatte in vielen Beziehungen eine tüchtige Ordnung in der Anstalt geschaffen, die Trinkgelderkorruption mit Hilfe einer gemeinsamen Trinkgelderkasse loyal geregelt, vieles für das Rapportwesen getan usw., auch den Hilfsverein für Geistesranke gegründet. Hinwiederum war er ein richtiger Jude, mit der unverbesserlichen Eitelkeit seiner Rasse behaftet. Sein hochfahrendes norddeutsches Benehmen hatte überdies in Zürich überall Anstoß erregt. Seine Intentionen waren gut und redlich, aber durch sein Wesen hatte er sich das Leben dort unmöglich gemacht. Der Boden brannte ihm unter den Füßen; er hielt sich für einen Märtyrer und hatte Eile, fortzukommen. Der Sekundärarzt Dr. Weller war ganz mit Hitzig verwoben und entschlossen, mit ihm fortzugehen. Er war stark verbittert, ziemlich psychopathisch veranlagt, aber sonst ein tüchtiger, biederer und redlicher Mensch.

Außerdem wurde mir der Anstaltspfarrer vorgestellt, eine Persönlichkeit, auf die ich vielfach zurückkommen werde. Dieser Mann hatte seinen Beruf völlig verfehlt. Er hätte Bier- oder Weinwirt werden sollen und nicht Pfarrer. Eitel, leidenschaftlich, geschwätzig und rachsüchtig bis zum Exzeß, verband dieser Herr einen sogenannten freisinnigen Protestantismus, in Wirklichkeit eine bloße Scheinreligiosität, der er in konfusem Redeschwall Ausdruck verlieh, mit einer bedenklichen Urteilsarmut und Taktlosigkeit. Er hatte sich mit Hitzig und der sogenannten Liberalen Partei gegen Schnurrenberger und die Demokraten verbunden, aber seine Leidenschaftlichkeit machte ihn so unzuverlässig, daß er, glaube ich, mehr Öl als Wasser ins Feuer gegossen hatte. Der neue Verwalter, Herr M., war auch eine eigenartige Persönlichkeit. Er war ungemein arbeitsam und im Interesse des Staatssäckels bis zum Geiz gewissenhaft, das muß man ihm lassen. Dagegen litt er an Epilepsie und war wohl infolgedessen von einem geradezu krankhaften Mißtrauen behaftet. Mit scheinbar großer Bescheidenheit im Auftreten verband er eine tief versteckte Eitelkeit und war äußerst hinterlistig. Eitelkeit, mit Mangel an Mut verbunden, erzeugt stets Intrigen und Hinterlist. Hitzig hatte bereits diese Eigenschaften an ihm entdeckt und machte mich darauf aufmerksam. Die Oberwärterin, Fräulein B., war eine tüchtige und redliche Person, obwohl etwas schnippisch; der Oberwärter H. ein guter, aber ziemlich unfähiger Mensch. Ein gefährlicher Charakter und zugleich ein infolge von Trunksucht im Dienst nachlässiger Mensch war der Maschinist Z., Bruder des ehemaligen Regierungsrates dieses Namens, der bei der gestürzten Demokratischen Partei und bei ihrem Leibblatt, dem «Landboten» von Winterthur, eine Hauptrolle spielte. Hitzig hatte noch eine Anzahl tüchtiger und redlicher Pflegerinnen um sich, unter welchen ich besonders Fräulein Barbara Meyer erwähne, deren hoher Intelligenz und Redlichkeit ich später ungemein viel zu verdanken hatte. Damit wären die Hauptpersonen des damaligen Burghölzlis aufgezählt.

Die Anstalt liegt wunderschön in der Höhe über dem Zürichsee, am Fuße eines mit einer parkartigen Waldanlage bewachsenen, zum Anstaltsareal gehörigen und in dessen Umzäunung inbegriffenen Hügels. Am entgegengesetzten, nördlichen Abhang dieses Hügels, fast auf seiner Höhe, liegt ein kleines, burgartiges Gebäude, die Stephansburg, die sich damals noch außerhalb des Parkwaldes und seiner Umfriedung befand, aber der Anstalt gehörte. Diese Stephansburg hatten Schnurrenberger und die damalige Regierung einem elsässischen Wirt verpachtet, der unter der Etikette der Wirtschaft ein kleines Bordell darin führte. Dasselbe lag natürlich dem männlichen Wartpersonal sehr bequem und wurde von ihm denn auch fleißig benutzt. Es bestand eine derartige Korruption in der damaligen Außengemeinde Riesbach (zu der das



Burghölzli gehörte), daß die Frau des Gemeindepräsidenten selbst ein Prostitutionshaus hielt. Schnurrenberger hatte allen seinen guten Freunden und seiner Bekanntschaft, und selbst dem Bordellwirt der Stephansburg, den Parkschlüssel (Schlüssel der Waldeinzäunung der Anstalt) eingehändigt, so daß alle möglichen und unbekannten Leute nach Belieben den Anstaltspark betreten konnten.

Am Tage meiner Ankunft wurde ich zu einer Vorstellung im Festsaal der Anstalt eingeladen. Dieselbe war vom Pfarrer organisiert. Es wurde da von Wärtern und Wärterinnen ein ziemlich ordinäres Volksstück aufgeführt, wobei ein Wärter die Rolle eines Arztes spielte, der eine Patientin (Wärterin) auskultiert und perkutiert. Mir wurde bereits bange dabei, und tatsächlich bekam auch eine melancholische, feiner gebildete Patientin, die der Aufführung beiwohnte, davon einen Rückfall. Aber es kam noch besser. Zuerst wurden unter Aufsicht des Pfarrers, Professor Hitzigs und der Herren Weller und Laufer in einem Saal die kostümierten Wärter und Wärterinnen, die gespielt hatten, zum Wein eingeladen, und da wurde weidlich gezecht. Den Ärzten schien es nicht besonders wohl dabei, um so wohler aber dem Pfarrer und dem Wartpersonal, das immer ausgelassener wurde. Zuletzt gingen die Ärzte samt Pfarrer fort, das Wartpersonal sich selbst überlassend. Ich fragte erstaunt, ob dies Sitte sei, daß Pfleger und Pflegerinnen unter sich Lustspiele aufführten und danach kneipten. Man antwortete mir, die Leute sollten sich doch auch etwas vergnügen dürfen, und der Herr Pfarrer, dem augenscheinlich das Kneipen großen Spaß gemacht hatte, staunte besonders über meine Frage. Ich begriff nun, was mir auch Hitzig zugab, daß hier große Schwierigkeiten meiner warteten. Hitzig, der große Rücksicht auf den Pfarrer nehmen mußte, hatte bisher die Sache eben gehen lassen. In aller Stille nahm ich mir vor, hier eine gründliche Reform durchzuführen. Vorläufig aber begnügte ich mich mit Beobachtungen, solange Hitzig anwesend war, was nur noch etwas über eine Woche dauern sollte.

Ich beeilte mich nun, den ganzen Tag das Anstaltspersonal und die Kranken zu studieren, während der Hitzig-Prozeß seinen Fortgang nahm. Einige Wärterinnen, die in diesem Prozeß vernommen wurden, kamen äußerst aufgeregt nach Hause. Als ich nun aber erfuhr, daß auch der Sekundärarzt Dr. Weller zugleich mit Hitzig den Abteilungsdienst einstellen wolle, obwohl er noch eine Zeitlang in der Anstalt Wohnung behielt, erklärte ich kategorisch, daß er mir zuerst sämtliche Patienten der Frauenabteilung einzeln, wenn auch kurz, vorstellen und mich über ihre Gefährlichkeit, Selbstgefährlichkeit und dergleichen unterrichten müsse, während ich dabei Notizen machen wolle. Denn es ginge unter solchen Umständen nicht an, mir die Anstalt ohne Einführung zu



übergeben; sei ich doch gezwungen, vorläufig selbst die Frauenabteilung zu übernehmen und Herrn Laufer die Männerseite zu überlassen. Weller begriff dies auch und machte mir eine rasche Schilderung aller Fälle der Frauenabteilung. Daneben machte mich Hitzig beim Morgenrapport nach und nach mit der Organisation bekannt, die von ihm selbst herrührte, übergab mir alles, und ich nahm mir meinerseits vor, alles Gute, das er geschaffen, sorgfältig zu bewahren, aber meine in München erworbenen Erfahrungen zu benutzen, um eine stramme und solide Reorganisation der Anstalt zustandezubringen. Hitzig und Weller gaben in loyaler Weise dem ständigen Anstaltspersonal den Rat, bei mir auszuharren und abzuwarten, wie nun die Dinge sich gestalten würden. Zu meiner persönlichen Bedienung hatte ich nun zunächst für eine Haushälterin zu sorgen, weil ich nach Wellers Abgang in seine Wohnung ziehen sollte.

Da ich die sexuellen Mißstände und das überall in der Anstalt herrschende Mißtrauen sofort sah, wandte ich mich an meine Freunde von Wyß in Zürich und bat Frau von Wyß, mir eine redliche, möglichst eine alte und häßliche Haushälterin zu verschaffen. Nach einiger Zeit sprach sie mir von einer solchen, die zwar einen unausstehlichen Charakter habe, aber durchaus ehrlich, fleißig und reinlich, auch noch arbeitstüchtig sei, obgleich sie bereits im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren stehe; doch rate sie mir eher zu einer etwas jüngeren, die viel angenehmer sei. Ich entschloß mich sofort für die alte. Sie hieß Ricke und stellte sich bald bei mir vor. Sie sah aus wie ein grimmiger Gendarm. Das paßte gerade zu meiner damaligen Stimmung, und ich stellte sie an.

Vor seinem Weggang übergab mir Hitzig die Trinkgelderkasse des Wartepersonals, die Schlüssel und alles, was zur Ordnung sonst gehörte. So übernahm ich definitiv Ende März oder Anfang April die Leitung der Anstalt. Da ein Direktor noch nicht ernannt worden war, mußte ich zugleich die Direktion, die Sekundärarztstelle und die Frauenabteilung besorgen – gewiß genug Arbeit in einer Irrenanstalt von etwa dreihundert Insassen, mit vielen Pensionären! Ich erklärte Herrn Regierungsrat Frick, daß ein zweiter Assistent unumgänglich nötig sei, was er auch einsah. Immerhin mußte ich mich einen ganzen Monat behelfen, ehe ein solcher aufgetrieben werden konnte. Unterdessen mußte ich selbst eine ganze Reihe von Krankengeschichten schreiben und nachführen.

Nach Hitzigs Abgang ließ ich sämtliche treuen und zuverlässigen Wartepersonen mit den Oberwärtern zusammenrufen und sprach zu ihnen ungefähr folgendes: «Ihr habt die schweren Zeiten miterlebt, die die Anstalt durchzumachen hatte. Die Herren Hitzig und Weller haben sie nun verlassen, und auf

mir, Herrn Laufer und euch ruht nunmehr die ganze Verantwortung für das Wohl und Wehe der vielen Kranken. Der Augenblick ist außerordentlich ernst. Überall haben wir Korruption und Verrat in der Anstalt erlebt; das kann nicht so weitergehen. Ich erwarte von allen pflichtgetreuen und ehrlichen Angestellten hier, daß sie mir bei den nötigen Reformen helfen, die unbedingt durchgesetzt werden müssen. Wer Mißbräuche im Trinken und sexuellen Dingen treiben will, gehört nicht hierher und kann fortgehen. Die Tüchtigen müssen aber fest zusammenhalten.» Ich ließ mir von allen versprechen, mir bei der Durchführung der vorzunehmenden Reformen beizustehen.

Dr. Weller hatte sich nun ganz zurückgezogen, blieb jedoch noch eine Zeitlang in der Anstalt; eine um so energischere und treuere Hilfe hatte ich an Herrn Laufer. Beiläufig sei hier bemerkt, daß Herr Laufer ein Athlet und ein berühmter Turner war und überall wegen seiner Körperkraft bewundert und gefürchtet war. In sehr treuer Weise halfen mir auch verschiedene Wärterinnen, besonders bei der Beschaffung von neuem Pflegepersonal; denn mein energisches Vorgehen hatte manche Kündigung zur Folge. Herr Verwalter Markwalder verhielt sich dagegen äußerst reserviert, und ich sah bald ein, daß ich ihm nicht trauen konnte. Ich beeilte mich, die regelmäßigen Rapporte im Büro morgens um acht Uhr mit dem Assistenzarzt und dem Oberwärtpersonal durchzuführen. Dagegen war ich, wie Gudden, ein grundsätzlicher Feind der sogenannten Stabsvisiten, wo sämtliche Ärzte zu bestimmten Stunden durch die Anstalt wandern. Solche Paradevisiten werden vom Personal erwartet, und alles wird daher in schönster Ordnung befunden, während Nachlässigkeit, Betrügereien und grobe, ungehörige Behandlung der Kranken für die Zwischenzeit reserviert wurden. Ich sagte Herrn Laufer, es sollte von nun an jeder für sich und zu ganz unregelmäßigen Zeiten die Abteilungen besuchen, so daß das Personal niemals wissen könne, wann wir kämen, und nur einmal, am Montag, wollten wir zusammen durchgehen, um dies und jenes an Ort und Stelle zu beraten; im übrigen bliebe uns ja Zeit genug, uns jeden Morgen beim Rapport zu besprechen. Ich habe dieses System seither immer durchgeführt und bin sehr gut damit gefahren.

Schon nach kurzer Zeit ereignete sich folgendes: Herr Schnurrenberger erschien eines Tages in der Anstalt mit einem Erlaubnisschein des Regierungsrates Frick und erklärte, er müsse wegen des Prozesses, den er mit seiner ehemaligen Anstaltsköchin habe, die Bücher der Anstaltsverwaltung einsehen. Bereits beim Gang nach dem Büro knüpfte er mit allen möglichen Angestellten Gespräche an. Als mir dies gemeldet wurde, war ich sehr betroffen und bat den noch im Burghölzli anwesenden Dr. Weller um Rat. Derselbe war auch entsetzt und riet mir, sofort zu Frick zu fahren und eine Zurückziehung

dieser Erlaubnis zu fordern. Frick sei ein unschlüssiger und schwacher Mensch, der jedenfalls nur aus Angst vor Schnurrenberger nachgegeben habe.

Ich war damit sehr einverstanden und begab mich sofort zu Herrn Frick und erklärte ihm, er habe mich beauftragt, Ordnung in der Anstalt zu schaffen, und nun schicke er mir den größten Störenfried und Unruhestifter ins Haus, der den ganzen Burghölzli-Skandal angefangen habe. Das ginge absolut nicht, und ich verlange eine Rückgängigmachung der von ihm gegebenen Erlaubnis. Herr Frick wurde nun sehr aufgeregt und erwiderte, Herr Schnurrenberger müsse für seinen Prozeß die Bücher einsehen usw. Daraufhin erklärte ich ihm ganz ruhig: «Herr Regierungsrat, Sie müssen selbst begreifen, daß das nicht geht. Schnurrenberger hat bereits, nachdem er kaum die Anstalt betreten, mit allen möglichen Personen angeknüpft. Bei solchen Intrigen kann ich keine Anstalt leiten. Ich erkläre Ihnen kategorisch, daß ich nicht ins Burghölzli zurückkehre, bis ich von Ihnen eine Gegenorder habe, das heißt eine Verfügung, daß Schnurrenberger keinen Schritt mehr in die Anstalt tun darf.» Darauf nahm ich, um meinen Entschluß zu bekräftigen, unaufgefordert einen Stuhl, setzte mich und kreuzte die Arme. Es war geradezu komisch, zu sehen, wie sich der arme Mensch zwischen Skylla und Charybdis, der Angst vor Schnurrenberger und der Angst vor mir, in Verzweiflung wand. Endlich sah Herr Frick ein, daß ich Ernst mache und der Mann sei, meine Drohung auszuführen, und dann wäre der Skandal noch größer gewesen; so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem bösen Doktor nachzugeben. Er schrieb mir die verlangte Order, und ich empfahl mich, innerlich herzlich lachend. Der Vorfall hatte große Folgen. Wenige Tage darauf erschien ein Artikel im «Landboten», der Frick wegen seiner Schwäche mir gegenüber wütend angriff und ihm bemerkte, er täte am besten, wieder zu seinem Misthaufen zurückzukehren (er war früher Direktor der Landwirtschaftlichen Schule gewesen). In der Tat war dies einer der Hauptgründe, warum der gute, aber schwache Mensch kurze Zeit darauf seinen Rücktritt aus dem Regierungsrat einreichte.

Von Schnurrenberger war ich nun glücklich befreit und konnte Ordnung machen. Leider stand auch der neue Verwalter noch immer mit dem Direktor in einem Koordinationsverhältnis, was einen großen Teil der Schuld an den Mißständen der Anstalt trug. Hitzig hatte mir bereits davon gesprochen. Ich wußte auch von München her, wie mißlich eine solche Gleichstellung von Verwalter und Direktor ist. Es war mir ganz klar, daß dieses Verhältnis niemals eine Ruhe im Hause aufkommen lassen würde, und ich schloß mich energisch der Ansicht Hitzigs an, daß der Verwalter der Anstalt dem Direktor untergeordnet sein müsse. Leider bestand ein Zürcher Gesetz, das eine Änderung des bisherigen Verhältnisses nicht ohne weiteres gestattete. Als ein fre-



cher Anstaltsschreiner anfang, renitent zu werden und Unverschämtheiten über mich zu sagen (ich sei nur ein Student und dergleichen mehr), mußte ich den Verwalter darauf aufmerksam machen, daß ich das nicht dulden könne und dieser Angestellte entlassen werden müsse. Herr Markwalder zögerte hin und her und nahm den Schreiner in Schutz. Ich erklärte ihm aber, er müsse unbedingt fort, kanzelte unter der Assistenz von Herrn Laufer den Menschen gehörig ab, und als er frech werden wollte, entließ ich ihn sofort unter Meldung an die Sanitätsdirektion (Frick).

Um diese Zeit fand eine Sitzung der Aufsichtskommission der Anstalt statt. Diese Kommission bestand aus zwei Regierungsräten und drei andern Personen, unter dem Vorsitz des Sanitätsdirektors. Der Maschinist Ziegler war immer noch da, häufig betrunken und beständig in Verbindung mit Herrn Schnurrenberger. Ich konnte bald feststellen, daß er die Maschinen der Anstalt in einer schauerhaften Weise vernachlässigt hatte, die die Sicherheit des Hauses gefährdete. Herr Weller und Herr Hitzig hatten mir bereits gesagt, daß Ziegler entschieden weg müsse; solange er noch da sei, werde die Anstalt nie Ruhe bekommen. Ich besprach mich hierüber mit Herrn Laufer. Wir beide waren fest entschlossen, entweder Ordnung zu schaffen oder die Anstalt zu verlassen. Nun beschloß ich, die Sitzung der Aufsichtskommission zu benutzen, um unsere Absicht hier durchzuführen. Herr Laufer gab mir eine schriftliche Erklärung des Inhalts, daß er solidarisch mit mir binnen drei Tagen die Anstalt verlassen würde, wenn der Maschinist nicht sofort entlassen würde. Als Gründe wurden Intrigen Zieglers, seine Trunksucht und seine schändliche Vernachlässigung der Maschinen angegeben. Nun kam die berühmte Sitzung. Der arme, von mir bereits eingeschüchterte, leichenblasse Frick eröffnete sie mit einer kurzen, stotternd vorgebrachten Rede, worin er mich den andern Mitgliedern vorstellte. Nach Erledigung einiger gleichgültiger bürokratischer Formalitäten schilderte ich nun die Zustände der Anstalt, wie ich sie gefunden hatte, und erklärte, daß die Verantwortung für die Leitung des Hauses nur unter Garantie einer energischen Säuberung von aller Unredlichkeit und aller Unordnung übernommen werden könne. Das Dringendste aber sei die sofortige Entfernung des Maschinisten Ziegler, ohne welche jede andere Maßregel vergeblich wäre. Nun verlas ich die Erklärung Laufers, mit der ich mich solidarisch erklärte. Darauf langes, tiefes Schweigen. Frick war außer sich, aber es half alles nichts. Ich bekundete unsere Entschlossenheit, die ja im alleinigen Interesse der Anstalt läge. Wenn man Ordnung und Redlichkeit wünsche, dürfe man den Menschen, die mit deren Ausführung beauftragt seien, nicht die unentbehrlichen Mittel dazu verweigern. Überdies werde es sich durch eine sachgemäße Untersuchung des Maschinenhauses bald herausstellen, daß



wir vollständig im Recht seien. Da die Anstalt unmöglich ohne Ärzte bleiben konnte, blieb der hohen Kommission nichts anderes übrig, als zu tun, wie wir verlangten; aber wir gewannen dadurch ihre Liebe nicht. Die Regierung, die wir auf diese Weise in eine Zwangslage versetzten, war darüber vielleicht im Grunde genommen ganz froh, daß sie nun die Schuld der harten Maßregel auf unsere Schultern abladen konnte; ihre Popularität ward dadurch zum Teil salviert. Sie tat aber in dieser Absicht noch mehr. Sie zahlte, wenn ich mich recht erinnere, dem Herrn Ziegler einen halben Jahreslohn, um ihm seine durch böse Ärzte erzwungene Entlassung zu versüßen. Nun schäumte der «Landbote» vor Wut, und ich wurde gehörig in seinen Spalten hergenommen und beschimpft, was mir aber herzlich gleichgültig war. Laufer und ich nannten das liebe Winterthurer Blatt seitdem nur noch den «Schandboten».

Die Regierung war durch unser energisches Vorgehen gezwungen, sofort einen Hilfsmaschinisten von Gebrüder Sulzer aus Winterthur zu bestellen und die ganze Maschineneinrichtung von dieser Firma prüfen zu lassen. Zum Glück für uns stellte sich dabei heraus, wie sehr wir recht gehabt hatten, auf Zieglers Entlassung zu dringen. Der Maschinist erklärte nach wenigen Tagen, daß er keinen Augenblick mehr die Verantwortung für das Maschinenhaus übernehmen könne, wenn nicht sofort umfassende Reparaturen vorgenommen würden. Die Nachlässigkeit Zieglers sei derart gewesen, daß jeden Augenblick ein Teil der Maschineneinrichtung in die Luft springen könne. Damit waren wir moralisch gerechtfertigt und gedeckt gegenüber der Schimpferei des «Landboten». Herr Verwalter Markwalder verhielt sich bei dem ganzen Handel immer äußerst vorsichtig und zurückhaltend.

Wie ich schon erwähnte, hatte Herr Schnurrenberger allen möglichen Lieferanten und sonstigen Leuten den Schlüssel des Anstaltsparkes gegeben, so daß jener Park nur von ganz wenigen harmlosen Leichtkranken benutzt werden konnte. Ja, es kam so weit, daß die Bordellmädchen aus der Stephansburg gemächlich mit ihren Kumpanen im Park sich ergötzten! An eine Wiedereinziehung der Schlüssel war nicht zu denken. Außerdem kamen manche Lieferanten von der Parkseite, das heißt von hinten her, in die Anstalt und wären, um durch den vordern Haupteingang hereinzugelangen, zu einem beträchtlichen Umweg genötigt worden. Diesen die Schlüssel abzunehmen, war daher schwierig. Hier konnte nun durch einige Änderungen in der Parkeinzäunung Abhilfe geschaffen werden, die erlaubten, direkt, aber ohne Betreten des Parkes, zum hintern Eingang der Anstalt zu gelangen, so daß nun jene Lieferanten einen Parkschlüssel nicht mehr nötig hatten. Außerdem mußten selbstverständlich sämtliche Anstaltsschlösser geändert und mit Sicherheitsschlüsseln versehen werden. Ich verlangte dies unbedingt von der Aufsichtskommission,



## DES HIMMELS RACHE

Wenn Forel durch die Wälder streift mit Tasche und mit Netzen,  
Dann schrei'n erregt auf ihre Art die Emsen voll Entsetzen:

Quäk, quäk, quäk, traurige Geschichte,  
Quäk, quäk, quäk, das geht nicht gut,  
Quäk, quäk, quäk, traurige Geschichte,  
Quäk, quäk, quäk, das wird böse.

Die Emsen eines Abends sich verzagt zusammenfanden  
Und schickten drei, die hochbetagt, zu Forel als Gesandten (Quäk, usw.).

Seht in das Polytechnikum von hinten rum sie schleichen,  
Bis endlich sie mit Müh' und Not den bösen Mann erreichen.

Forel, erbarm dich unser doch, schon' unsre Brut, die schwache!  
Gedenke dran, dich trifft vielleicht, um uns des Himmels Rache.

So rührsam auch ihr Flehen war, vor Lachen möcht' er springen.  
Die armen Emsen ganz verwirrt, sie konnten vor nur bringen: (Quäk, usw.).

Arme Gesandte ihr, gespießt auf harte Bretter!  
Der Himmel ward durch euch gerührt und sandt' sein Donnerwetter.

Betrachtet ihn nur ganz genau! Da seht nur diese Binde,  
Die zeugen wird von dem Verrat vom Vater bis zum Kinde.

Ameisen, diese armen, ach, getötet für das Wissen,  
Sie werden nun und immerdar geh'n durch sein schwarz Gewissen.

indem ich die vorhandenen Mißbräuche, insbesondere von seiten des Stephansburgwirtes, darlegte. Hierauf wurden die Änderungen schleunigst durchgeführt. Die Folge war, daß die Lieferanten und die an den Mißbrauch gewohnten Leute mich verwünschten. Eines Tages wurde mir gemeldet, daß der Bordellwirt der Stephansburg mit seiner ganzen Kompanie unter Mitführung von allem, was nicht niet- und nagelfest war, verschwunden sei. Offenbar hatte der Mann unter meinem Regiment beim Wartpersonal der Anstalt seine Rechnung nicht mehr gefunden. Dies freute mich ungemein, und ich benutzte die Gelegenheit, um die Sache der Aufsichtskommission in der Weise mitzuteilen, daß ich erklärte, eine Wirtschaft in der Stephansburg könne sich unmöglich ohne Prostitution halten und bedeute überhaupt einen beständigen schweren Schaden für die Anstalt. Ich müsse unbedingt verlangen, daß dort keine Wirtschaft mehr geduldet werde; entweder müsse das Haus privat vermietet oder dem Burghölzli als Dependance einverleibt werden. Auch hier blieb nichts anderes übrig, als mir nachzugeben. Die Stephansburg blieb aber einstweilen leer, da sich kein Mieter für dieselbe fand.

Unterdessen hatte ich endlich in der Person des Herrn Dr. Johannes Martin aus Genf am 1. Mai 1879 einen Assistenzarzt gefunden, dem ich die Frauenabteilung übergeben konnte. Außerdem nahm Herr Regierungsrat Frick endgültig seine Entlassung aus der Regierung und wurde durch Herrn Regierungsrat Karl Walder als Sanitätsdirektor ersetzt. Er war treu und fest und hatte stets zu Hitzig gehalten. Nach Herstellung der neuen Parkeinzäunung versuchten verschiedene Menschen, dennoch mit Gewalt einzudringen, und hier bewährten sich die strammen Fäuste meines Assistenten Dr. Laufer. Mehr als einmal wurden solche Frechlinge mit Faustschlägen über den Zaun zurückspediert. Als ein Lieferant sich dann bei Regierungsrat Walder beschweren wollte, kam er an den Unrechten und wurde ebenfalls mit Wucht hinausgeworfen. Auf diese Weise bekamen wir Ordnung.

## UNIVERSITÄTSPROFESSOR UND ANSTALTSDIRECTOR

Meldung als Privatdozent • Kampf gegen die Gleichstellung von Direktor und Verwalter • Reorganisation der Anstalt • Ernennung zum Professor und Direktor • Dr. Laufer wird Sekundärarzt • Riesige Direktorwohnung wird bezogen • Ricke der Cerberus zeigt die Zähne • Die bösen Irrenärzte • Psychiatrische Klinik • Mangel psychiatrischer Vorkenntnisse • Der kalte Winter 1879/80 • Alle Schweizerseen, ausgenommen Genfersee, zugefroren • Einen halben Meter dicke Eisschicht auf dem Zürichsee • Anderthalb Monate lang Volksfest auf dem Zürichsee mit Karussellen, Buden und Wirtschaften • Hitzigs Hilfskasse für Geistesranke • Gegen Almosengenössigkeit • Hirnanatomisches Laboratorium • Frau



Steinheil und Kinder in Vaux · Gegenbesuch in München · Hinneigung zu deren Tochter · Stephansburg Dependance · Immer wieder Trinkexzesse · Viermaliger vergeblicher Versuch, einen Trinker zu heilen · Fromme Anstalt St. Chrischona heilt ihn · Ehemaliger Trinker wird Blaukreuz-Agent in Paris · Warum gelang es den frommen Leuten? · Alkoholismus vergrößert Zahl der Geisteskranken · Wie vorbeugen? · Erwiderung der Liebesgefühle · Verlobung · Besuch in Vaux · Wie bringt man es Ricke bei? · Der Hausdrache wird ungemütlich · Vermählung.

Inmitten all der Hetzerei hatte ich die Universität zunächst völlig vergessen. Die Fakultät wurde gar nicht mehr wegen der Professur gefragt, und ein Direktor war immer noch nicht ernannt. Auf eine Anfrage meinerseits bei der Regierung wurde mir nur bedeutet, eine Klinik anzukündigen, da ich doch Privatdozent gewesen sei. Ich tat dies, ohne mir weitere Gedanken darüber zu machen. Kaum war es aber geschehen, so gab es natürlich eine Aufregung in der Fakultät, die nicht konsultiert worden war. Dieselbe hatte mich allerdings früher für die Professur, wenn auch nicht für die Direktion der Anstalt, empfohlen, aber formell war mein jetziges Vorgehen natürlich unrichtig. Eine in ziemlich scharfem Ton gehaltene Zuschrift von Professor Horner, dem damaligen Dekan, machte mich darauf aufmerksam. Ich entschuldigte mich mit meiner Überarbeitung und mit der Weisung der Regierung. Zugleich erklärte ich mich bereit, mich umgehend als Privatdozent zu melden, um der Sache eine angemessenere Form zu geben. Da die Fakultät mir im übrigen keineswegs schlimm gesinnt war, gab man sich mit einer rein formellen Habilitation zufrieden. Wie ich meine Klinik in diesem ersten Semester hielt, darüber ist besser zu schweigen. Sie war zu jener kritischen Zeit eine Nebensache.

Viel wichtiger war mir das Verhältnis zum Verwalter. Immer klarer wurde es mir, daß der Dualismus zwischen Direktion und Verwaltung auf die Dauer unhaltbar sei. Obwohl ich wußte, daß die Frage der Direktionswahl noch im dunkeln liege, schrieb ich vorbeugend der Zürcher Regierung ein langes Memorandum, worin ich unter Berufung auf Hitzig und die schweren Krisen, die die Anstalt durchgemacht hatte, diese Verhältnisse erläuterte, den Dualismus verurteilte und schließlich erklärte, daß ich eine allfällig auf mich fallende Wahl als Direktor der Anstalt unbedingt ablehnen müsse, wenn die Verwaltung nicht der Direktion unterstellt würde. Es sei hier gleich hinzugefügt, daß in Zürich die Professur an der Hochschule mit der Direktion der Anstalt Burghölzli verbunden ist. Der damalige Präsident der Zürcher Regierung war ein sehr intelligenter ehemaliger Pfarrer, Regierungsrat Zollinger. Auf mein Memorandum hin wurde mir mündlich versichert, daß, falls ich ernannt würde, auf meine Vorstellungen Rücksicht genommen werden sollte. Nun ließ ich die Sache ruhen, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und arbeitete energisch mit meinen Ärzten an der Reorganisation der Anstalt.

Mittlerweile waren die Universitätsferien gekommen. Als bloßer Privatdozent hatte ich indessen mit der Fakultät durchaus keine nähere Berührung. Plötzlich, am 16. August 1879, erhielt ich ohne weitere Vorverhandlungen und Voranzeige meine Ernennung zum ordentlichen Professor an der Hochschule und zum Direktor der Anstalt Burghölzli mit freier Wohnung und einem Gehalt von achttausend Franken (zweitausend Franken als Professor und den Rest als Direktor). Ich hätte unter andern Umständen alle Ursache gehabt, einen Freudensprung zu tun. In der Ernennung fehlte jedoch jede Andeutung für eine Änderung des Anstaltreglements im Sinne einer einheitlichen Oberleitung durch die Direktion. Ich begab mich deshalb sofort zu Herrn Walder und sagte ihm, ich könne konsequenterweise die Ernennung, so schmeichelhaft sie für mich sei, nicht annehmen, solange das Reglement nicht, wie ich es zur Bedingung gemacht hätte, geändert worden sei. Er antwortete mir, das wäre bereits beraten, und ein neues Reglement käme in der nächsten Zeit heraus. Ich traute der Sache jedoch nicht recht und erinnerte die Regierung an meine Bedingungen.

Im Oktober entdeckte ich im neuen Reglement, daß der Dualismus aufrechterhalten worden war. Rasch entschlossen verfaßte ich abermals ein langes Schreiben an die Regierung und reichte höflich, aber bestimmt, meine Demission ein. Herr Zollinger bewies mir aber, daß die Regierung in besten Treuen gehandelt hatte, in der Absicht, mich zufriedenzustellen, und daß eigentlich nur ein Versehen in der Fassung vorliege. Da ich zu eifrig wurde, beschuldigte er mich einer zu großen Schroffheit. Es dauerte aber keine vier Wochen, da war das bereits gedruckte Reglement zurückgezogen und in der von mir verlangten neuen Fassung angenommen. Ich konnte meinen Augen fast nicht trauen, als ich das sah. Bereits war mir mein Abgang vom Burghölzli als unvermeidlich erschienen, statt dessen sah ich mich nun plötzlich im Besitz aller von mir verlangten Mittel, die mir zu einer regelrechten Reform der Anstalt notwendig erschienen. An mir war es nun, zu beweisen, daß ich auch fähig sei, Ruhe, Friede, Ordnung und Redlichkeit im Burghölzli einzuführen. Herr Laufer und ich hatten uns bereits fest vorgenommen, äußerste Strenge gegen uns selbst zu üben und jede Umgehung des Gesetzes, wie Betreibung von Privatpraxis, Annahme von Geschenken von Angehörigen unserer Kranken und so weiter, äußerst gewissenhaft zu vermeiden. Es wurde dies auch seither immer strengstens durchgeführt.

Dr. Laufer wurde Sekundärarzt, Dr. Johannes Martin erster Assistenzarzt. Erst danach verließ ich die Sekundärarztwohnung und bezog die große, schöne Direktorswohnung. Ich kam mir darin allein mit meiner Riecke fast wie in einer Einöde vor.

Ricke, die unterdessen bereits ihre Zähne nach allen Seiten zu zeigen begonnen hatte, fühlte sich als Löwin. Ich jedoch hatte vor allem das klare Gefühl, daß ich durch einen reinen Zufall in meinem einunddreißigsten Lebensjahre zu dieser relativ hohen Stellung gelangt war, durch den Zufall nämlich, daß kein Mensch sonst Lust hatte und wagte, sich in das Wespennest des Burg-hölzlis zu setzen, so daß die Zürcher Regierung nolens volens sich mit meiner Wenigkeit begnügen mußte, um so mehr als sie an verschiedenen andern Türen angeklopft hatte, aber überall abgewiesen worden war. Mein instinktiv richtiges Gefühl, verbunden mit nüchterner Erkenntnis der Sachlage, war wohl dazu angetan, mich vor Größenwahn zu bewahren. Ich wußte, daß ich mir bereits viele Feinde gemacht hatte. Andererseits aber konnte man, wie schon erwähnt, unschwer merken, daß die Zürcher Regierung ihrerseits ganz froh war, sich auf meine und Laufers Schroffheit berufen zu können, um sich gewissermaßen vor dem Volke zu rechtfertigen und zu demonstrieren, daß sie nicht anders hätte handeln können. Diese bösen Ärzte, vor allem diese Irrenärzte!

Der «Landbote» benutzte jede Gelegenheit, seine Wut an uns auszulassen. So endigte für mich die Tragikomödie des Sommers 1879, und wenn ich ganz aufrichtig sein will, muß ich gestehen, daß ich später den Mut nicht mehr gehabt hätte, diese Kämpfe durchzufechten.

Leider mußte uns Dr. Martin im Oktober schon verlassen. Er wurde später Direktor der Irrenanstalt und Professor an der Hochschule in Genf. Im Burg-hölzli wurde er durch Herrn Dr. Adolf Schmid ersetzt.

Durch meine Wahl zum Direktor trat ich nun auch als ordentlicher Professor in den Lehrkörper der Hochschule ein. Eine Person war damit recht unzufrieden: Professor Huguenin. Ich erfuhr später, daß er gegen meine Wahl vergebens Opposition gemacht hatte. Das nahm ich ihm gar nicht übel, hatte ich ihn doch in meiner Arbeit über die Haubenregion des Gehirns nicht gerade glimpflich behandelt. Im übrigen ging alles gut. Ich beschränkte mich zunächst darauf, zweimal wöchentlich nachmittags in der Anstalt psychiatrische Klinik zu halten, und bemühte mich, den Gegenstand den Studenten, die zugleich Praktikanten waren, möglichst anschaulich darzustellen. Ich mußte aber zu meinem Bedauern wahrnehmen, daß meine Schüler – wie ich selber früher – nicht die geringsten psychologischen Vorkenntnisse in die Klinik mitbrachten, was ihr Eindringen in die Psychiatrie und deren richtiges Verständnis entschieden erschwerte. Es steht leider heute noch schlimm genug in dieser Hinsicht. Wer nicht durch Selbststudium psychologische und naturwissenschaftliche Kenntnisse erwirbt, muß bei seinen medizinischen Studien sich ohne diese grundlegenden Kenntnisse behelfen, während er mit chemisch-physikalischer Therapie, Bakteriologie und Chirurgie fast ausschließlich ge-

füttert wird. Daher die häufige Erscheinung des bekannten überlegenen Lächelns, mit dem so viele Ärzte ihre Ignoranz in der Psychologie und in den vergleichenden Naturwissenschaften zu verdecken suchen.

Der Winter 1879/80 war einer der kältesten des Jahrhunderts. Alle Seen der Schweiz, mit Ausnahme des Genfersees, waren zugefroren, sogar der Bodensee und natürlich auch der Zürichsee, so daß alle Welt, jung und alt, sich wochenlang auf seiner weiten eisbedeckten Fläche tummelte, die ich selbst einige Male überschritt. Die Eisschicht war ungemein mächtig, wenn ich mich recht erinnere, über einen halben Meter dick, so daß sogar sechsspännig auf dem Eis gefahren wurde. Getränkebuden, Wurstküchen, selbst Karusselle standen auf der Fläche, es war ein anderthalb Monate dauerndes Volksfest. An einem Sonntag wurde die Zahl der Leute, die nur in der Nähe der Stadt auf dem See mit oder ohne Schlittschuhen sich ergötzen, auf hunderttausend geschätzt. Dann und wann, besonders zur Zeit des Sonnenauf- oder -unterganges, ließ sich ein kanonenschußähnliches Getöse hören, hervorgebracht durch Zusammenziehung des Eises, die zur Bildung langer, mehr oder weniger breiter Querspalten führte. Man gewöhnte sich aber bald, über solche Spalten zu hüpfen.

Bald bot sich mir Veranlassung, mich mit einer der besten Gründungen Hitzigs, nämlich mit dem Hilfsverein für Geisteskranke, zu befassen. Dieser bestand aus wohlthätigen Privatpersonen, welche Geld spendeten und sammelten, um unbemittelten Geisteskranken, die nach ihrer Entlassung aus der Anstalt in Not zu geraten drohten, zu Hilfe zu kommen. Infolge der Umtriebe Schnurrenbergers und seiner verschiedenen Prozesse war aber dieser Verein bisher ziemlich untätig geblieben und hatte vor allem kapitalisiert. Der Burghölzliskandal hatte überhaupt alles im Lande aufgeregt. Schnurrenberger war in verschiedene Prozesse verwickelt gewesen. Das Niederträchtigste an Verleumdungen und Beschimpfungen der Burghölzliärzte hatte ein kleines Schmutz- und Winkelblatt, «Der Weinländer», geleistet. Natürlich wurde auch gegen Hitzig, wie so häufig gegen Irrenärzte, die Beschuldigung erhoben, geistig Gesunde eingesperrt zu haben, während es sich in Wirklichkeit dabei um verrückte Querulanten und dergleichen handelte. Nun war meine Aufgabe, den Hilfsverein, dessen Vorsteher ich als Burghölzliadministrator wurde, zu regelrechter Tätigkeit zu bringen. Deshalb bat ich das Komitee, die Statuten zu revidieren und erstens Frauen beizuziehen, zweitens einen speziellen Unterstützungsfonds für solche Kranke anzulegen, die arm, aber dennoch nicht almosengenerös waren.

Almosengenerös sein heißt im Kanton Zürich: auf Gemeindegeldern unterhalten werden. Solche Leute sind dann freilich versorgt, wenn auch spärlich, und bedürfen streng genommen keiner anderweitigen Unterstützung; sie ver-



fallen aber überall einer gewissen Mißachtung, weshalb verschämte Arme mit einigem Ehrgefühl sich nach Kräften wehren, um nicht der Almosengenössigkeit anheimzufallen. Geheilte oder gebesserte mittellose Geisteskranke nach der Entlassung aus der Anstalt vor diesem Schicksal zu bewahren, darin erblickte ich eine der dankbarsten Aufgaben unseres Hilfsvereins, und man ging mit mir hierin einig. Dagegen war der Pfarrer als Mitglied des Komitees gegen Zuziehung der Damen, die nach ihm gefühlsduselige Wesen waren, von denen eine richtige Hilfe nicht zu erwarten sei. Ich drang dennoch mit meinem Vorschlag durch. Das Reglement wurde geändert, und es gelang mir, durch die Empfehlung der Oberwärterin, Fräulein Boßhart, in den beiden Fräulein Rinderknecht zwei im höchsten Grade altruistische, einfache, aber gebildete, intelligente und aufopferungsfähige Schwestern zur Arbeit für unsere gute Sache heranzuziehen.

Zu dem Anstaltsreglement Hitzigs für das Wartpersonal verfaßte ich noch Zusätze und Erläuterungen, die genehmigt und gedruckt wurden; ich hatte mich bemüht, darin mehr zum Herzen der Leute zu sprechen. Überhaupt bestand meine Haupttätigkeit der nächsten Jahre in der Organisation der Irrenanstalt Burghölzli sowie im Studium und in der Pflege der Kranken. Dies gab mir Arbeit mehr als genug.

Ich richtete damals ein hirnanatomisches Laboratorium in der Anstalt ein, da ich alle meine Präparate in München hatte lassen müssen. Ich begann dann eifrig, Tiere am Gehirn zu operieren und gehärtete Gehirne zu schneiden. Mit Hilfe des früher besprochenen Mikrotoms verfertigte Laufer mit mir eine große Schnittreihe durch das ganze Gehirn. Daneben erschienen von mir kleine und sehr kurze Referate, zum Beispiel «Über die Resultate und die Bedeutung der Guddenschen Exstirpationsmethode» (Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte, 1880), über verschiedene hirnanatomische Untersuchungen usw.

1880 gelang es mir, Frau Steinheil dazu zu bewegen, mit ihren Kindern während meines vierwöchigen Urlaubes mit mir zu meinen Eltern nach Vaux zu fahren. Ich hatte eine große Freude, ihr meine Familie vorzustellen, mit der sie dann gute Bekanntschaft machte. Mittlerweile war ihr Sohn sechzehn und ihre Tochter fünfzehn Jahre alt geworden. Ich schloß mich immer inniger an diese Familie an und machte ihr auch zu Ostern 1881 einen Gegenbesuch in München.

In kurzen, gestohlenen Momenten beschrieb ich die Ameisen, die ich auf meiner unglücklichen Reise auf der Antillen-Insel St. Thomas gesammelt hatte, und hielt an der Naturforscherversammlung in Salzburg noch einen Vortrag über die Resultate, die ich bei verschiedenen Hirnnerven mit Hilfe der Guddenschen Atrophiemethode erhalten hatte. An Weihnachten des Jahres

1881 reiste ich wieder nach München. Unterdessen hatte die Tochter der Frau Steinheil ihr siebzehntes Jahr angetreten, und neben den stets wachsenden Sympathiegefühlen, die mich zu der ganzen Familie hinzogen, begann im besondern eine warme Neigung zu jenem Mädchen in mir aufzukeimen. Einige Worte ihrer Mutter ließen mich hoffen, daß ich ihr auch nicht ganz gleichgültig sei, aber sie war noch zu jung, als daß mit ihr davon hätte gesprochen werden können. So begnügte ich mich einstweilen, gewisse Zukunftshoffnungen und Pläne still in mir zu nähren.

Es war bis jetzt nie möglich gewesen, die leerstehende Stephansburg zu vermieten. Da nun die Anstalt sich immer mehr überfüllte, empfahl ich der Aufsichtskommission dringend, das Gebäude als Dependance der Anstalt für rekonvaleszente Frauen herzurichten. Dies wurde mir bewilligt und im Jahre 1882 durchgeführt.

Viel zu schaffen gaben mir die zahlreichen Trinker in der Anstalt sowie die Trinkgewohnheiten beim Wartpersonal. Obwohl ich nur innerhalb der Gärten gewisse Festlichkeiten für die Kranken zu veranstalten wagte, die immer sehr früh geschlossen wurden, und obwohl es dabei an strenger Aufsicht nicht fehlte, kamen fast jedesmal Trinkexzesse bei Kranken und Wärtern vor.

Es mag im Jahre 1882 oder 1883 gewesen sein, als sich etwas für meine Zukunft sehr Wichtiges ereignete. In jenen Jahren war ein Alkoholiker aus dem Elsaß viermal zu verschiedenen Zeiten wegen Trinkexzessen (Dipsomanie) und Drohungen in der Anstalt Burghölzli gewesen. Jedesmal hatte ich ihm die Enthaltung vom Alkohol empfohlen, aber vergebens. Er fing immer wieder an. Seine brave Frau dauerte mich. Sie liebte ihn sehr, denn er war sonst gut geartet. Aber schließlich wußte ich keinen Rat mehr; ich empfahl ihr, sich von ihm scheiden zu lassen, und ließ den Kranken polizeilich heimführen. In ihrer Verzweiflung wandte sich aber die Frau an den französischen Pfarrer, und dieser sprach ihr von einer frommen Anstalt in Basel – Sankt Chrischona –, wo man manche Trinker mittels Religion und Abstinenz geheilt habe. Kaum war nun der Mann über die Grenze, so brachte ihn die Frau nach Basel zurück in jene Anstalt. Dort wurde er nach einigen Monaten offenbar gesund, denn ich bekam von einem frommen Vetter in Paris einen etwas höhnisch klingenden Brief, worin er mir Grüße von Herrn L. sandte und mir mitteilte, dieser sei nun gesund, alkoholabstinent und lasse mir für meine damaligen Bemühungen bestens danken. Er sei jetzt sogar Agent des frommen Vereins zum «Blauen Kreuz» in Paris. Besonders der Dank klang sehr höhnisch. Aber wenn die Tatsache richtig war – und sie war es in der Tat –, so war der Hohn völlig verdient. Daß die Frömmigkeit an sich den Mann geheilt habe, war für mich völlig ausgeschlossen. Aber warum hatte ich ihn nicht zur Alkoholent-

haltsamkeit bringen können, während es den frommen Leuten gelungen war? Dies machte mich sehr nachdenklich.

Es erinnerte mich schmerzlich an den höhnischen Brief, den ich in München dem Abstinenten geschrieben hatte. Ich machte mir Vorwürfe und dachte mir, es müsse etwas Besonderes bei dieser Abstinenz sein, das ich damals noch nicht begreifen konnte. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und erwiderte die Grüße, indem ich meine Freude über die Genesung ausdrückte. Aber inwendig war ich erschüttert und hätte gar gern einen solchen Abstinenten irgendwo kennengelernt; doch wollte ich mit den frommen Leuten nicht anbinden und ließ die Sache einstweilen gehen.

Doch die damalige Trostlosigkeit der Behandlung der Geisteskranken wurde mir immer klarer. Die armen Leute waren meistens nur Gegenstand der Pflege – mit wenigen Ausnahmen. War denn nichts zu tun, um diesem Elend wenigstens vorzubeugen, das heißt um der Entstehung der Geistesstörungen entgegenzuwirken? Guddens Fatalismus konnte ich nicht teilen. Ich sah, wie die scheinbare Fatalität der Vererbung, besonders auch wie der Alkoholismus immerwährend die Zahl der Geisteskranken vergrößerte und unsere ganze Kulturmenschheit immer mehr durch Entartung und Unglück zugrunde zu richten drohte. War da nichts zu machen? Sollte man mit verschränkten Armen zusehen, den Dingen ihren Lauf lassen und sich einfach mit der Pflege menschlicher Trümmer begnügen? Dagegen lehnte sich mein ganzes inneres Wesen auf. Aber wie den Traditionen und Vorurteilen entgegentreten?

Mit der Zeit verwirklichte ich meine stillen Pläne und lud Frau Steinheil und ihre Kinder zu einer Reise ein. Wir reisten zusammen nach dem idyllischen Walensee in das Dörfchen Mühlehorn, und dort eröffnete ich Fräulein Steinheil auf einem Spaziergang meine Liebesgefühle, welche herzlich erwidert wurden. Ich kann nicht leugnen, daß mir mein bisheriger Pessimismus bis zu diesem Tage Angst und Bangigkeit eingeflößt hatte. Ich dachte mir, sie würde mich zu alt finden und dergleichen mehr. So taumelte ich geradezu vor Freude, als endlich ein Mädchen, und zwar noch aus so innig geliebter Familie, mir Liebe bekundete. Vor mir eröffnete sich eine ganz neue Welt, und ich kann wohl sagen, daß mit einem Schlag mein bisheriger Pessimismus schwand und durch eine feste optimistische Zuversicht ersetzt wurde. Ich konnte nicht nur selbst tiefinnig lieben, sondern, und das kam mir wie ein Wunder vor, auch geliebt werden. Meine Braut glänzte nicht durch äußern Prunk, alles war bei ihr still, innig, andächtig. Sie war durch ihre Mutter an ein äußerst bescheidenes und fleißiges Leben gewöhnt worden, eine Feindin aller Äußerlichkeiten, aber mit großer künstlerischer und speziell musikalischer Begabung gesegnet und mit ebenso großem praktischem Sinn und Aufopferungsfähigkeit. Bisher

hatte sie nur die Absicht gehabt, Krankenschwester zu werden. Sie war stets äußerst nett, aber sehr zurückhaltend und still mit ihrem innigen Wesen mir gegenüber gewesen. Ihre Augen hatten mich aber nicht getäuscht.

Seither und später von Jahr zu Jahr mehr konnte ich den unermeßlichen Dienst schätzen lernen, den mir das 1879 von mir geliebte Mädchen durch Erteilung eines Korbes geleistet hat. Dieselbe heiratete dann einen reichen Gimpel und blieb kinderlos.

Zwei Schwierigkeiten lagen nun vor. Die erste war die, daß ich mir geschworen hatte, meine Verlobung den Ansichten meiner Eltern entgegen als vollendete Tatsache denselben mitzuteilen; zweitens die religiöse Erziehung von Fräulein Steinheil. Ich vertrat damals den Standpunkt (und vertrete ihn heute noch), daß Frau und Mann in allen Dingen gleichberechtigt sein sollen, und daß in den innigen Angelegenheiten des Glaubens keiner dem andern etwas vorzuschreiben habe. Folglich wurde die Sache sehr bald unter uns erörtert. Bei Fräulein Steinheil war der Glaube eine reine Gefühlssache und hatte keine Spur von dogmatischem Anstrich. Dadurch wurde die Lösung der Schwierigkeit sehr erleichtert, und es wurde beschlossen, ihrem befreundeten protestantischen Pfarrer in München mitzuteilen, daß ich für meine Person unter keinen Umständen irgendein Glaubensbekenntnis abgeben könne und werde. Ich sage hier bereits im voraus, daß der Pfarrer meine Ehrlichkeit sehr anerkannte und erklärte, es sei ihm dies viel lieber als die zahlreichen Heuchler, an die er leider gewöhnt sei; und so beschlossen wir, nach der Zivilehe eine religiöse Trauung einzugehen, die jedoch eigentlich nur meiner zukünftigen Frau gelten sollte. Es wurde ferner, mit Rücksicht auf die Jugend des Fräuleins Steinheil, beschlossen, erst ein Jahr später zu heiraten und bis dahin von der Sache nicht zu reden. Meinen Eltern teilte ich nun meine Verlobung mit und bat sie, mir die Konsequenz in meinen Grundsätzen nicht übelzunehmen und mir zu schreiben, ob sie meine Braut und ihre Mutter mit mir, trotz meinem Ungehorsam, sehen wollten. Unterdessen machten wir eine vergnügte Reise gegen den Süden und warteten die Antwort ab.

Beide Eltern waren sichtlich gedrückt von meiner eigenmächtigen Verlobung – mit vierunddreißig Jahren! So stark sind eben die Vorurteile der sogenannten Sitten. Im übrigen waren sie über meine Verlobung selbst erfreut, und so vergaßen sie mein schroffes Vorgehen und luden uns nach Vaux ein, wo wir bald eintrafen und alles in Minne ablief. Mein Urlaub kam mir diesmal gar zu kurz vor, aber es half nichts, und wir mußten uns nach einem kurzen Aufenthalt in Vaux wieder trennen. Doch erschien mir jetzt die Welt in rosigen Farben; ich bekam doppelten Mut zur Arbeit, schwieg aber vorläufig über die Sache in der Anstalt.



Ende des Jahres 1882 reiste ich nach München zu meiner Braut. Ihr Onkel und Vormund hatte nun gestattet, daß unsere Heirat im August 1883 stattfinden dürfe, wo Fräulein Steinheil das achtzehnte Jahr fast vollendet haben würde. Nun durften wir die Sache bekanntgeben. Vor mir aber lag eine besonders schwierige Aufgabe, nämlich die Meldung meiner Verlobung an Ricke. Mehrere Wochen zögerte ich damit. Endlich ließ es sich nicht länger aufschieben, mußte ich ihr doch genügend Zeit zum Suchen einer andern Stelle geben. Der Drache wäre ja bei meiner Frau unmöglich gewesen. In der ganzen Anstalt von allen Leuten aufs höchste gefürchtet, war sie direkt stolz auf diesen Eindruck ihrer Person. Ich erklärte ihr die Sache gut sechs Monate vorher in der schonendsten Weise. Sie wurde wütend, und als ich ihr den Namen meiner Braut, die sie schon gesehen hatte, nannte, sagte sie: «Was, dieses Kind! Sie haben ja gesagt, Sie wollten nicht heiraten.» – «Allerdings, Ricke, ich habe das früher auch selbst geglaubt, aber Sie müssen verstehen, daß solche Dinge sich ändern können!» – «Also ich muß fort, warum denn?» – «Ja, Ricke, ich melde Ihnen deshalb die Sache sechs Monate vorher, damit Sie Zeit haben, etwas Passendes zu finden. Sie müssen selbst einsehen, daß Sie mit einer jungen Frau unmöglich auskommen könnten, die selbst den Haushalt führen will.» Kurz, sie mußte sich in die Sache finden, aber von dem Moment an wurde sie noch viel schlimmer als früher.

Am 21. August, nachdem ich von der Regierung ausnahmsweise sechs Wochen Urlaub bekommen hatte, reiste ich nach München – acht Tage vor unserer Hochzeit – —, um alles in Ordnung bringen zu können. Als Haupthochzeitsgeschenk gab ich meiner Braut einen Flügel. Die Hochzeit selbst fand in der einfachen Wohnung meiner Braut im Haus Steinheil, Landwehrstraße 31, in München statt, wo ich so viel Gutes und Schönes genossen hatte, mit welcher aber auch das tiefe Leid um den Tod meines Freundes verknüpft war. Meine Eltern, meine Verwandten aus Südfrankreich und andere Verwandte meiner Braut und von mir kamen zu unserer Hochzeit, die nach unser aller Wunsch möglichst einfach und intim gestaltet wurde. Der Zivilstandsbeamte sprach sehr nett und auch der Pfarrer, der in ehrlicher Weise sein mir gegebenes Versprechen hielt, was einen besondern Takt seinerseits erforderte. Alle Leute waren sehr lieb mit uns.

Mein endlich erreichtes Glück kam mir fast wie ein Traum vor; an mir war es nun, meine junge Frau glücklich zu machen. Auf der Hochzeitsreise besuchten wir Belfort, Héricourt und Couthenans, wo wir das Feld meiner Tätigkeit während des Deutsch-Französischen Krieges besuchten. Meine Frau hatte zudem Verwandte in Héricourt. So konnte ich ihr die traurigen Verhältnisse zur Zeit des Krieges an Ort und Stelle schildern. Nachher machten wir

Besuche bei meinen Verwandten in Lyon, Dieulefit bei Montélimart und Marseille, wo ich noch eine Tante (de Montricher) besaß. In Dieulefit blieben wir einige Tage und wurden von der gesamten Familie Morin aufs herzlichste aufgenommen.

Frau Steinheil war während unserer Abwesenheit ins Burghölzli gekommen und hatte ihr treues Mädchen Babette Kuhn mitgebracht, die bereit war, bei meiner Frau einzutreten. Nun war die Qual vorbei, und der eisige Winter in meinem Herzen war dem lichten Frühling gewichen.

## JUNGER EHESTAND

Ehefrau als Helferin und Chordirigentin · Der erste Abstinente und Blaukreuzler · Geburt des ersten Sohnes · Die Bewußtseinsfrage · Eine Bettruhekur und indische Ameisen · Ein Gedankenleser · Umwandlung des Strafbauwesens · Fachmänner für Irrenanstalten · Hypnose durch glänzende Gegenstände · König Ludwig II. und sein Arzt Gudden · Die Tragödie vom Starnbergersee · Der Schuster Boßhardt heilt Trinker · Neue Lebensperiode.

Meine junge Ehefrau mußte ich natürlich überall vorstellen. Amüsant waren dabei unsere Besuche bei den verschiedenen Professorenfrauen. Besonders einige derselben erwarteten natürlich eine Erweiterung ihres Einladungskreises. Meine Frau hatte sowenig wie ich Lust, in dieser Sache mitzumachen. Unerschütterlich erklärte ich, auf Grund sowohl der Entfernung wie unserer Doppelstellung mit den entsprechenden Anstaltspflichten, Einladungen, Besuche und Gegenbesuche unmöglich annehmen und machen zu können.

Wir widerstanden heldenmütig dem vereinten Ansturm der Damen, und ich ließ mich mit gutem Humor zum Tyrannen stempeln, wofür mir meine Frau von Herzen dankbar war.

Näher befreundet waren wir ja mit den Familien der Herren Professor G. von Wyß und Dr. Lehmann, mit Herrn und Frau Dr. Stoll, die nach längerem Aufenthalt in Guatemala wieder nach Zürich zurückgekehrt waren, mit Herrn und Frau Bourgeois und einigen andern. Aber wir erklärten überall, grundsätzlich keine zeremoniellen Einladungen anzunehmen, die uns beiden überhaupt zuwider waren. Wir hatten ja wahrhaft nützlichere Arbeit zu verrichten.

Meine Frau befreundete sich alsbald mit verschiedenen Einwohnern der Anstalt. Mit großem Eifer nahm sie sich der Gesangsübungen in der Anstalt an und wurde dank ihrer musikalischen Begabung bald eine vorzügliche Chordirigentin. Sie besuchte außerdem viele Patientinnen, musizierte mit Patienten und nahm eifrig teil an allen Anstaltsfesten und deren Vorbereitungen. Ich war froh, ihr diese ganze Angelegenheit übergeben zu können, die ich bis da-

hin mit dem Oberwärtpersonal besorgt hatte. Es war dies ziemlich kompliziert, da an Weihnachten zum Beispiel über dreihundert Patienten beschenkt wurden. Dabei mußten die Individualitäten und ihre krankhaften Erscheinungen sehr sorgfältig berücksichtigt werden. Schon in diesem Jahre organisierte meine Frau Gesänge und symbolische Weihnachtsaufführungen. Am nachfolgenden Abendessen nahmen noch nicht viele Patienten teil. Erst nach und nach wurde die Sache mehr ausgedehnt.

Mein Schwager Fritz Steinheil, stud. med., kam im Frühling (März bis April) 1884 zu uns nach dem Burghölzli. In diese Zeit fällt nun eine Erfahrung, die für mein ganzes Leben von hervorragender Bedeutung werden sollte. Ich hatte seit Jahren die Gewohnheit (von München her), meine Schuhe nach dem System meines alten Anatomielehrers, Professors von Meier, an den Fuß anpassen zu lassen, und war recht unglücklich, in Zürich keinen geeigneten Schuhmacher finden zu können. Nun kam mein Schwager eines Tages triumphierend und erklärte mir, er hätte einen sehr netten Schuster gefunden, der die Schuhe nach der Fußform mache. Hoherfreut bestellte ich diesen Schuhmacher, der in der Nähe der Anstalt wohnte. Wir unterhielten uns über die Schuhform; der Mann gefiel mir sehr gut, und nach alter Waadtländer Sitte bot ich ihm ein Glas Wein an. Mit einem Lächeln lehnte er ab und erklärte mir, er sei Abstinenter. Ein Abstinenter! Das war gerade, was ich noch mehr als Schuhe nach der Fußform seit Jahren suchte. «Sie sind wirklich vollständiger Abstinenter aller alkoholischen Getränke?» – «Ja, seit längerer Zeit. Ich bin sogar Vorsteher einer kleinen Sektion des Blauen Kreuzes hier in Riesbach-Zürich.» – «Und gerade das suche ich seit so langer Zeit und wußte nichts davon. Wären Sie vielleicht bereit, meine Säuer in Ihren Verein aufzunehmen?» – «Ja, mit Vergnügen!» – «Oh, ich werde Ihnen nur die Bessern schicken, denn es gibt darunter unheilbare Lumpen, die mehr oder weniger psychisch abnorm sind und mit welchen nichts mehr anzufangen ist.» – «Schicken Sie nur alle, wir wollen überall versuchen.» – «Na, na, Sie haben noch nicht alles erlebt!»

Daraufhin wurde ich schnell einig, daß ich meine Trinker in die Sitzungen seiner Sektion des Blauen Kreuzes mit Wärterbegleitung senden würde, und daß er sie in seinen Verein hineinkeilen solle. In den folgenden Monaten und im Jahre 1885 entwickelte nun mein Schuhmacher, Herr Jakob Boßhardt, einen unglaublichen uneigennützig-pflichteifer in der Rettung der Alkoholiker der Anstalt Burghölzli. Und siehe da! Ich sah wahrhaftig eine Anzahl derselben von nun an dauernd geheilt werden, was ich noch nie erlebt hatte, mit Ausnahme jenes Patienten in München und des L., von dem mir aus Paris berichtet worden war. Dies interessierte mich in hohem Grade und machte

mich sehr nachdenklich. Immerhin war bei der Sache ein Haken. Herr Boßhardt war ein streng religiöser Methodist, und das System des Blauen Kreuzes verband die Trinkerrettung innig mit der christlichen Bekehrung. Die Leute mußten allerlei Gebete verrichten und religiöse Übungen mitmachen. Nachdem sie genügend vorbereitet waren, mußten sie öffentliche Bekenntnisse vor versammelter Zuhörerschaft ablegen, wobei die Gottesgnade, die Sündhaftigkeit des frühern Benehmens und die nunmehrige Bekehrung und Rettung eine viel größere Rolle spielten als die Abstinenz selbst, so streng diese auch von Herrn Boßhardt durchgeführt wurde. Ich ging mehrmals mit meiner Frau zu den Sitzungen des Vereins und studierte die ganze Sache genau. Ich konnte mich aber mit der ganzen christlichen Richtung des Vereins selbstverständlich nicht befreunden und überzeugte mich innerlich immer mehr, daß nicht diese, sondern das Beispiel der Abstinenz der Verbundenen selbst, verbunden mit intensiver Hingebung für die Trinker und mit einer guten Vereinsorganisation, die Hauptsache sei.

Meine Frau gebar am 15. November unsern Sohn Edouard. Herrlich war es, die Freude der jungen Mutter mit anzusehen. Leider konnte sie trotz aller angewandten Mühe das Kind nur ganz kurz selbst stillen. Eine bestellte Amme erwies sich als unbrauchbar, so daß man zur künstlichen Ernährung mit Heumilch schreiten mußte. Ebenso tüchtig erwies sich meine Frau in der Kinderpflege, wobei sie von einer gediegenen Kinderwärterin, Frau Koller (später Oberwärterin in Rheinau), sehr unterstützt wurde.

Am 12. Dezember 1884 mußte ich zum erstenmal vor einem ausgewählten Zürcher Publikum einen sogenannten Rathausvortrag halten über: «Das Gedächtnis und seine Abnormitäten.» In dieser Arbeit habe ich bereits den genialen Gedanken Ewald Herings über den organischen Zusammenhang zwischen Instinkt und Gedächtnis erwähnt, der später durch Semon in seiner Mneme ausgearbeitet wurde. Aber, obwohl die Sache mir sehr imponierte, kam ich nicht dazu, sie weiter zu verfolgen. Ribots Arbeit diente mir als Unterlage. Die Bewußtseinsfrage ging mir immerwährend durch den Kopf; ihre Wichtigkeit war mir klar, die Sache selbst aber durchaus noch nicht. Zwar galt es für mich seit langem als sicher (siehe oben), daß die Psychologie als Teil mit zur Gehirnphysiologie gehörte. Was das Bewußtsein selbst sei, war mir aber noch nebelhaft. Erst der Hypnotismus sollte mich später darüber belehren. Hinter jenen, früher «Magnetismus» genannten, Erscheinungen witterte ich, wie schon früher angedeutet, irgend etwas Wichtiges, aber auch dieses Etwas war mir noch rätselhaft. So blieb in meinem Vortrag der dualistische Fehler ausgedrückt, daß das Bewußtsein an und für sich irgend etwas Besonderes sein müsse, eine «tätige Kraft», wobei ich natürlich die direkten subjektiven Er-



scheinungen des Bewußtseins (die Introspektion) mit der dabei waltenden Gehirntätigkeit noch unklar zusammenwarf.

Zu jener Zeit kam eine nervenleidende Frau in die Anstalt<sup>1</sup>, die bis zum Skelett abgemagert war. Sie behauptete, nichts essen zu können. Ich ließ sie nun im Bett liegen und ordnete ihr an, sie solle trotz ihren Schmerzen ihre ganze Kraft aufs Essen konzentrieren. Die Läden wurden zugemacht, sie sollte nicht sprechen und nur essen. Es gelang, und sie, die am Verhungern war, aß täglich mehr, war nach sechs Wochen genesen und hatte an Gewicht ungemein zugenommen. Ich wußte damals nichts von der später so berühmt gewordenen Weir-Mitchellschen Bettruhe und Fütterungstherapie und kam ganz von selbst darauf. Der Ehemann war darüber so entzückt, daß er mir auf meine Bitte versprach (er war früher in Indien gewesen), an einen Museumsdirektor zu schreiben, damit er mir Ameisen aus Indien verschaffe. Dies geschah und bildete den ersten Anfang meines Studiums über die Ameisen Indiens, das später durch die Güte des Herrn Robert Wroughton in Poona auf ganz Indien und später auf den australischen Kontinent und auf Natal ausgedehnt wurde.

Im Mai 1885 kam ein sogenannter Gedankenleser von Berlin nach Zürich und machte Furore. Ich verstand zuerst nichts davon. Auch konnte er bei mir selbst nichts erreichen. Verblüffend war es, wie dieser Berliner mit geschlossenen Augen wunderschön das Panorama der Alpen in Zürich auf die Tafel zeichnete, während mein Kollege, Professor Heim, ihn scheinbar nur mit der Hand berührte. Kurz darauf aber erklärte mein Freund, Herr Dr. O. Stoll, die Sache in der «Neuen Zürcher Zeitung» auf die einfachste Weise durch die unterbewußte Muskelbewegung der Person, die den Gedankenleser berührte. Diese Erklärung des sogenannten Cumberlandismus war früher von anderer Seite wissenschaftlich gegeben worden. Possierlich war die Wut des Zürcher Publikums über diese nüchterne Aufklärung. Professor Heim, dem das angebliche Wunder am meisten imponierte, hatte somit selbst das ihm sehr geläufige Panorama unbewußt gezeichnet, und nicht der Berliner.

Im März 1885 war Herr Dr. Paul Mayser aus der Anstalt ausgetreten (er wurde später Direktor der Irrenanstalt in Hildburghausen, Deutschland) und durch Herrn Dr. Bleuler aus Zürich ersetzt worden. Herr Dr. Bleuler war außerordentlich tüchtig, und wir wurden bald gut befreundet. Er war vorher Assistent von Professor von Speyr in Bern gewesen.

Im Juni 1885 stellte ich einen für die damalige Zeit neuen Gedankengang als Arbeit für den Hilfsverein für Geisteskranke zusammen. Schon lange war es mir klar, daß es keine Grenze zwischen Geistesstörung und geistiger Gesund-

<sup>1</sup> Den Fall habe ich 1886 im Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte: «Zur Heilung der Hysterie» veröffentlicht. (Fall Frau Z.)

heit gebe, und daß ein guter Teil der Menschen, die man als Verbrecher einsperrt, mit einem Fuß oder mehr in die Irrenanstalt gehören. Ich suchte durch Darlegung der bezüglichlichen Tatsachen eine Skizze auszuarbeiten, wie man das ganze Strafhauswesen in Verwahrungs- und Beschäftigungsanstalten für gemeingefährliche Personen umwandeln könne. Ich teilte die Anstalten in offene und geschlossene, unter praktischen Gesichtspunkten ein und forderte, was die geschlossenen Anstalten betrifft:

- a) spitalartige Anstalten für heilbare Geistesranke;
- b) Pflegeanstalten für Gefährliche und solche, die nicht in offenen Asylen sein können;
- c) Erziehungsanstalten für die noch erziehbare abnorme, schwachsinnige oder «schlechte» Jugend;
- d) umgewandelte Strafanstalten, und zwar:

die einen für moralisch Irrsinnige und Übergangsfälle zur Gesundheit, die andern für Alkoholiker, die dritten für Besserungsfähige und die vierten als Sicherungsanstalten für Unverbesserliche. Meine kleine Arbeit betitelte ich: «Warum, wann und wo sperrt man Menschen in Irrenanstalten ein? Geistesstörung, Gesetz, Moral und Strafanstalten.» Diese Arbeit, die in etwa drei Tagen fertiggestellt wurde und die zur Heilung eines Ekzems mithalf, wurde im Jahresbericht des Hilfsvereins für Geistesranke über das Jahr 1884 veröffentlicht. Sie wurde offenbar für etwas überspannt gehalten und kaum beachtet. Wenn ich mir überlege, wie die Ansichten über diesen Gegenstand sich seither im Sinne meiner damals veröffentlichten Arbeit geändert haben, so kann ich mir nicht ohne eine gewisse Genugtuung sagen, daß ich bereits das Richtige getroffen hatte, und daß die spätere Zeit mir recht gegeben hat.

Damals glaubte man noch – besonders mein früherer Lehrer Gudden – an eine scharfe Trennung zwischen geistiger Krankheit und geistiger Gesundheit. Der Dualismus zwischen Gehirn und Seele spukte noch überall in den Köpfen, und die heutigen Reformbestrebungen im Strafwesen wurden nur sehr vereinzelt angedeutet.

Dr. Nägeli hatte die Direktion der Anstalt Rheinau infolge von Mißhelligkeiten mit der dortigen Verwaltung niedergelegt. Er war eben von Haus aus kein Irrenarzt. Eines Tages klagte mir der neue Sanitätsdirektor Spiller über die fortwährenden Streitigkeiten und die Unordnung in jener Irrenanstalt. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm ganz offen zu sagen, das sei wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn man statt tüchtiger und vorgebildeter Irrenärzte in einemfort praktische Ärzte nehme, die von Psychiatrie nichts verstünden. Das scheine in der Schweiz ein Erbfehler zu sein. Dann aber habe man kein Recht, zu klagen, wenn alles schief gehe. Statt daß man bei erfahrenen Fach-

leuten Rat hole, lasse man sich von persönlichen Einflüssen und Politik leiten: da liege der Grundfehler. Obendrein verleide man infolgedessen ernstesten Studenten die psychiatrischen Vorstudien, da sie zu nichts führen. Herr Spiller konnte mir nicht unrecht geben, betonte aber seinerseits mit Recht, daß er selbst nichts dafür könne, und frug mich, ob ich jemand kenne, der für die Direktion der Anstalt Rheinau passen würde. Ich sagte ihm, ich wolle es überlegen und ihm gewiß nur einen tüchtigen Kandidaten empfehlen, der nicht nur Fachmann sei, sondern auch die nötigen Eigenschaften des Geistes und Gemüts besitze, aber die Regierung müsse ihm dann beistehen. Ich überlegte dann die Sache mit Sekundärarzt Laufer und meinen Assistenten und betonte, wir müßten hier die Gelegenheit des guten Willens benutzen, um der Psychiatrie zu ihrem Recht zu verhelfen. Herr Laufer stand mit der Verwaltung der Anstalt Rheinau nicht gut und zeigte keine Lust, dorthin zu gehen. Dagegen hatte ich immer mehr die tüchtigen Eigenschaften meines neuen Assistenten Dr. Bleuler erkannt. Er hatte bereits auch vorzügliche wissenschaftliche Arbeiten über sekundäre Empfindungen veröffentlicht und war ebenso intelligent und aufopferungsfähig wie in allen sonstigen Beziehungen gediegen und tätig. Ich empfahl ihn daher trotz seiner Jugend Herrn Spiller sehr energisch und betonte, an der Jugend liege es nicht, sondern an den psychologischen Fähigkeiten. Herr Dr. Bleuler wurde dann in der Tat als Direktor angestellt.

Damals hatte ich an Kaninchen besonders wichtige Experimente über den Hörnerv gemacht, und es war mir gelungen, denselben zur Atrophie zu bringen, was bis jetzt nicht zustandegebracht worden war. Dadurch wurden seine Ursprungskerne im Gehirn festgestellt. Herr Professor Bechterew in Petersburg beeilte sich kurz darauf, mitzuteilen, daß er die Sache auch gefunden habe! Er war eben ein Mitarbeiter des Neurologischen Zentralblattes! Mit den Herren Mendel und Flechsig befreundet, schritt er in deren Fußstapfen weiter. Ich muß offen gestehen, daß jene Herrschaften mir allmählich die Hirnanatomie verleiteten.

Zu jener Zeit ungefähr hatte ich von den neuen Versuchen Charcots in Paris gehört, nach der Braidischen Methode mit einem glänzenden Gegenstand hysterische Kranke zu hypnotisieren. Dr. Haab, damals noch Privatdozent in Zürich, interessierte sich sehr dafür und meldete mir eines Tages, er habe eine hysterische Patientin auf diese Weise hypnotisiert und wolle sie mir zeigen. Ich ging hin, und Haab ließ die Kranke einen glänzenden Glasknopf einige Minuten anschauen. Die Kranke bekam einen starren Blick, zeigte sich wie geistesabwesend, sprach undeutlich und traumartig vor sich hin usw. Wir schauten zu, ohne zu wissen, was damit anfangen. Nach Braid-Charcotschem Verfahren bliesen wir dann der Kranken kräftig ins Gesicht, und sie wachte





AUGUSTE FOREL  
ALS STUDENT



ZÜRCHER KANTONALE HEILANSTALT BURGHÖLZLI ZUR ZEIT FORELS





auf. Wir schauten uns ratlos an und schüttelten die Köpfe, aber die Sache selber konnten wir uns nicht erklären. Ich machte dann einige Zeit darauf einen ähnlichen Versuch mit einer hysterio-epileptischen Wärterin, und siehe da, die Sache gelang mir, aber nach der zweiten Sitzung bekam diese einen förmlichen hysterischen Tobsuchtsanfall, der sogar ein oder zwei Tage dauerte und aus dem sie durch kein Blasen zu wecken war. Auf dieses hin bekam ich vor dem Hypnotismus einen solchen Respekt, daß ich die Versuche bleiben ließ.

Bald darauf kamen die bekannten tragischen Ereignisse mit Gudden und König Ludwig II. in München. Ich muß vorher erwähnen, daß mein Verhältnis zu Gudden sich dadurch etwas abgekühlt hatte, daß er einerseits immer dogmatischer und einer Diskussion immer weniger zugänglich geworden war, und daß er anderseits einen jungen Arzt, der sich verpflichtet hatte, bei mir als Assistent einzutreten, ohne weiteres kurz vorher bei sich anstellte. Er meldete mir einfach die geschehene Tatsache und empfahl mir dafür einen andern Arzt, der mir gänzlich unbekannt war und den er für sich nicht nehmen wollte. Darüber ärgerte ich mich weidlich und lehnte diesen Ersatz rundweg ab. Ich half mir dann so gut ich konnte, aber seitdem blieb ich Gudden gegenüber etwas kühl. Freilich hatte ihn der betreffende Arzt offenbar, zum Teil wenigstens, angelogen.

Nun wurde König Ludwig wahnsinnig und mußte aus dem Schloß Hohen Schwangau mit Gewalt weggeführt und im Schloß Berg am Starnbergersee interniert werden. Gudden hatte dabei schwere Zeiten. Plötzlich kam die niederschmetternde Kunde, daß König Ludwig und Gudden zusammen im Starnbergersee ertrunken seien. Der König war offenbar ins Wasser gesprungen, und Gudden war bei dem Versuch, ihn zu retten, mit ihm zugrunde gegangen. Ich wurde von der Zürcher Fakultät zu seinem Begräbnis gesandt, wurde aber im letzten Moment von einer schweren fieberhaften Halsentzündung befallen, so daß ich unmöglich reisen konnte. Das war mir um so fataler, als man mein Wegbleiben leicht als Folge unseres abgekühlten Verhältnisses deuten konnte. Über die Tatsachen selbst veröffentlichte Professor Grashey, der Schwiegersohn Guddens, nach einiger Zeit eine aktenmäßige Darstellung, die folgendes nachwies: Der König wollte im Park des Schlosses Berg spazieren gehen, und Gudden gestattete dies. Die Wärter und der Assistent folgten nach. Nach kurzer Zeit gab ihnen Gudden in unvorsichtiger Weise einen Wink mit der Hand zum Zurückbleiben. In unglaublich pflichtvergessener und leichtsinniger Weise deutete der Assistenzarzt (gerade derjenige, der bei mir hätte eintreten sollen und den Gudden angestellt hatte) dies als ein Zeichen, daß er mit den Wärtern ganz weg und nach Hause zurückgehen solle, und gab den Pflegern den entsprechenden Befehl. So ging Gudden allein mit dem König weiter. Erst nach

mehr als einer Stunde, als niemand wieder kam, schauten Assistent und Wärter nach. Das Unglück war aber bereits geschehen. Ich muß Grashey unbedingt zustimmen, wenn er die Ansicht äußert, daß diese fatale Deutung eines einfachen Abwehrwinkes als Befehl vollständiger Rückkehr absolut zu verurteilen war. Ebenso gut konnte es heißen: «Tretet etwas weiter zurück und folgt uns mehr aus der Ferne, um den König nicht zu ärgern.» Gudden war freilich unvorsichtig gewesen wie immer, aber das Vorgehen des Assistenten war mit nichts zu entschuldigen. Dieser ganze Fall erschütterte mich tief, denn an Gudden ging ein sehr bedeutender Mann verloren, und er war mir stets ein lieber Chef gewesen.

Nun kam für mich ein entscheidendes Ereignis. Der treue Abstinente Herr Jakob Boßhardt hatte immerfort meine Trinker zu sich genommen und verschiedene derselben geheilt. Immer mehr schämte ich mich, in dieser Weise als Irrenarzt von einem einfachen Schuhmacher in der Trinkerheilung überflügelt zu werden. Es wurde mir immer klarer, daß etwas bei mir fehle, und dieses Etwas war mir sozusagen zu vier Fünfteln bewußt. Eines Tages – es war der 1. Juli 1886 – kam Herr Boßhardt zu mir und sprach wieder über einen Trinker. Nun sagte ich ihm: «Herr Boßhardt, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für alle Ihre aufopferungsvolle und erfolgreiche Mühe bei unsern Kranken danken soll, ich bin ganz beschämt, aber erklären Sie mir eins: Ich bin Psychiater, zur Heilung der Kranken als Direktor der Irrenanstalt angestellt, und Sie sind Schuhmacher, wie kommt es denn, daß ich noch niemals einen Trinker bleibend geheilt habe, während Sie dagegen solche Erfolge aufweisen?» – Darauf lächelte Herr Boßhardt verständnisvoll und antwortete: «Es ist sehr einfach, Herr Direktor, ich bin Abstinente und Sie sind es nicht!» – «Ja, wahrhaftig, ich fühle es schon lange und schäme mich im stillen, daß ich bis dahin immer noch nicht den Mut hatte, es anzufangen. Ich hatte so die Idee, ich könne schwach werden, es könnte meiner Gesundheit oder meinem Magen schaden, kurz, ich weiß es nicht. Aber jetzt hört die Sache auf. Hier haben Sie meine Hand, von heute an bin ich Abstinente.» Herr Boßhardt freute sich sehr darüber und versicherte mir, daß meine Gesundheit sicher nicht darunter leiden würde. Am gleichen Tag unterschrieben wir beide, meine Frau und ich, ein Abstinenzversprechen für zwei Jahre. Meine Frau trank sowieso seit längerer Zeit nichts. Sie trat ins Blaue Kreuz ein, was mir meine Anschauungen nicht gestatteten. Dieses Ereignis bezeichnete für mich eine vollständig neue Lebensperiode, so daß ich hiermit das vorliegende Kapitel schließe.

## ABSTINENZ UND HYPNOTISMUS

Wirkung der Abstinenz · Orientierungsvermögen der Insekten · Zusammenhang der Nervelemente im Gehirn · Schicksale neuer Gedanken · Neuronentheorie · Psychiatrische Gerichtsfälle · Der Mörder Gottschall · «Verminderte» Zurechnungsfähigkeit und «erhöhte» Gefährlichkeit · Pathologische Verbrechen · Haft oder Überwachung · Hypnotische Demonstrationen · Psychiatrie im mündlichen Examen · Fahrt nach Nancy zu Professor Bernheim · Rückkehr als fast vollendeter Hypnotiseur · Mißbrauch geistiger Getränke · Bankett mit Wassertrinken · Erfolgreicher Abstinenzkongreß in Zürich · Boßhardt wird Leiter des Trinkerasyls · Kolleg über Hypnotismus · Psychiatrie als mündliches Prüfungsfach · Ablauf der zwei Jahre Abstinenz · Einweihung der Trinkerheilstätte Ellikon · Vergütung statt Wein · Irrenzählung · Grausige Zustände in Privatirrenanstalten.

Wenn ich auch bis dahin nur beim Essen etwa ein Glas Wein mittags und abends getrunken hatte, kam mir doch anfangs das Wasser etwas fade vor, und ich suchte nach Ersatzgetränken. Es ist dies bei neuen Abstinenten gewöhnlich der Fall. Außerdem merkte ich nicht viel Veränderung, für den Anfang wenigstens. Sehr bald jedoch hörten die Migränen, an denen ich so oft litt, gänzlich auf. Cardialgien kamen noch eine Zeitlang vor, schwanden aber allmählich ebenfalls. Nach einigen Wochen merkte ich auch eine ganz eigentümliche Erscheinung. Seit mehreren Jahren litt ich nämlich immer mehr an sogenanntem Harngrieß und war infolgedessen darauf gefaßt, eines Tages einen Gichtanfall zu bekommen. Dies hielt ich für ein unausbleibliches Erbstück von seiten meiner Mutter und wartete ziemlich fatalistisch darauf. Nun schwand aber der Harngrieß nach einigen Wochen Abstinenz vollständig, worüber ich natürlich höchst erfreut war. Ich gewöhnte mich sehr bald, vielleicht nach ein oder zwei Monaten, an das Entbehren meines gewohnten Weines. Nach kurzer Zeit lachte ich selbst über die Angst, die ich gehabt hatte, schwach, elend oder gar krank durch die Abstinenz zu werden. Den Alkoholikern der Irrenanstalt gegenüber trat ich nun unvergleichlich selbstbewußter durch eigenes Beispiel auf, und die Wahrheit des Ausspruches des Herrn Boßhardt wurde mir immer klarer. Zur gleichen Zeit aber schwand für mich der ohnehin auf schwachen Füßen stehende Nimbus der christlichen Bekehrung als Bedingung der Trinkerrettung. Doch war ich Herrn Boßhardt zu dankbar, um mit meiner Überzeugung schon aufzutreten.

Ich blieb still, fuhr fort, meine Patienten dem Blauen Kreuz zu schicken, und begnügte mich damit, mich selbst in der ganzen Angelegenheit zu üben und zu orientieren. Ich hatte ja anfangs Mühe genug, dem Hohn und dem Staunen meiner Kollegen und des Zürcher Publikums standzuhalten. Doch war ich gewohnt, wenn ich eine klare Überzeugung gewonnen hatte, entschlossen dafür einzutreten und mich um die Meinung der andern nicht zu kümmern. Dies half mir bei der Sache ganz bedeutend.



Wir hatten in jenem Jahre Besuch von meinem früheren Stellvertreter und späteren Nachfolger bei Gudden, Dr. Emil Kräpelin, mit seiner Frau.

Ich hatte in der letzten Zeit viele Gedanken verarbeitet und einige Ameisen aus Amerika, Madagaskar und Griechenland beschrieben. Die ersten von Herrn Fornaro übermittelten Ameisen waren angekommen und sogar in meinem schlecht geschriebenen Englisch publiziert worden.

Ferner hatte ich noch eine Reihe neuer Ameisen in späten Abendstunden beschrieben und veröffentlicht. Besonders aber interessierten mich zwei Fragen: erstens die Sinnesempfindungen der Insekten, über welche ich sehr intensive Beobachtungen als Ergänzung meiner früher in München gemachten Arbeit anstellte. Hierbei kam ich im Anschluß an Angaben des englischen Philosophen Herbert Spencer auf Gedanken, die mir ganz neue Erklärungen für das Orientierungsvermögen der Insekten zu geben schienen: Kontaktgeruch und sogenannter topochemischer Geruch durch die Fühlhörner, die infolge ihrer Lage diesen Tieren ein ganz anderes Sinnesbild der Außenwelt geben müssen als unser Geruch. Ich habe später diese Sache zuerst französisch veröffentlicht, viel später noch erschienen meine «Sinnesempfindungen der Insekten» übersetzt.

In meinen Ferien in Fisibach bearbeitete ich außerdem noch eine ganz andere Idee über die Gehirnanatomie, nämlich eine völlige Umwälzung unserer Anschauungen über den Zusammenhang der Nervelemente im Gehirn. Damals war jene Frage noch vollständig unklar. Man sprach von Anastomosen zwischen den Ganglienzellen des Nervensystems, ohne eigentlich recht zu wissen, wie solche Verbindungen zwischen Elementen von Zellen, die ursprünglich ja voneinander unabhängig sind, sich bilden sollten. Nun hatte kürzlich der italienische Gehirnanatom Professor Golgi eine neue Färbungsmethode erfunden, mit welcher er den Nachweis führte, daß die sogenannten Protoplasmafortsätze der Ganglienzellen überhaupt blind, das heißt total unverbunden endigen. Der gleiche Autor war aber noch so sehr in den alten Anschauungen der Anastomosen befangen, daß er, als er noch bewiesen hatte, daß der sogenannte Nervenfortsatz der Ganglienzellen sich verzweige, für dessen Verzweigungen nun ein Anastomosennetz annahm und sogar zeichnete. Es war uns in meinem Laboratorium gelungen, Präparate nach Golgis Methode anzufertigen. Die blinde Endigung der Protoplasmafortsätze sahen wir schon, nicht aber das Anastomosennetz der Nervenfortsätze.

Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und intuitiv stellte ich mir die Frage: Aber warum suchen wir denn immer nach Anastomosen? Könnte nicht eine einfache intime Berührung der Fortsätze der Nervenzellen den funktionellen Zusammenhang der Nervenleitung ebensogut bewerkstelligen

wie eine direkte Kontinuität? Ich überlegte dann die Befunde der Gudden-schen Atrophiemethode und vor allem die Tatsache, daß stets die gänzliche Atrophie auf die Fortsätze der gleichen Ganglienzellengruppen beschränkt bleibt und sich nicht auf die mit ihnen bloß in funktionellem Zusammenhang stehenden fernerer Elemente ausdehnt. Zwar genierte bei dieser Annahme die große Länge einzelner Nervenfasern. Aber Ranvier hatte ja die Art und Weise bewiesen, wie jene Nervenfasern, wenn durchgeschnitten, nachwachsen. Je mehr ich überlegte, desto klarer wurde mir, daß wir bis jetzt ungemein tief in einer vorgefaßten Meinung steckengeblieben waren. Die Theorie der Anastomosen fand ich, je länger ich überlegte, desto unhaltbarer. Alle Tatsachen sprachen mir immer deutlicher für einen einfachen Kontakt, und so nahm ich mir vor, in Fisibach in aller Ruhe eine Arbeit zu schreiben und eine neue Theorie zu wagen. Jene Arbeit, verbunden mit Beweisen auf Grund experimenteller Atrophien von Bewegungsnerven und Empfindungsnerven (N. Facialis und Trigemius, das heißt Gesichtsnerven der Bewegung und der Empfindung), schrieb ich nun in Fisibach fertig und sandte sie sofort nachher dem Archiv für Psychiatrie in Berlin. Diese Zeitschrift erscheint aber nur in großen Zwischenräumen, und so kam meine Arbeit erst im Januar 1887 heraus. Außerdem hatte ich den Fehler begangen, meiner neuen Theorie keinen Namen zu geben. Ach, die Namen! Die Menschen kleben immer daran!

Ohne mein Wissen war Professor His in Leipzig zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen wie ich und publizierte dieselben in einer schneller erscheinenden Zeitschrift schon im Oktober 1886, so daß ihm wohl die Priorität formell gehört. Er ging von der ganz andern Tatsache aus, daß bei Embryonen die Nervenfasern der sogenannten Spinalganglien direkt aus den Zellen herauswachsen. Er hatte jedoch die ganze Theorie im Zusammenhang nicht so weit gefaßt wie ich. Meine Arbeit hatte den Titel: «Einige hirnanatomische Betrachtungen und Ergebnisse.» Nun hatten unsere Arbeiten (von His und von mir), die einander so trefflich bestätigten, das Schicksal der meisten neuen Gedanken: man ließ sie einfach liegen und ignorierte sie. Erst später, im Jahre 1889, als der heute berühmte Professor Ramon y Cajal, damals noch in Barcelona, mit einer verbesserten Golgischen Methode unsere Ergebnisse vollständig bestätigte (er hat uns erwähnt, wenn auch freilich nur kurz), und vor allem, als der berühmte Anatom Kölliker in Würzburg auf Grund der Präparate von Ramon y Cajal sich für die Sache begeisterte und selbst hinarbeitete, wurden mit einem Schlag die Ansichten der Anatomen geändert und die Sache erkannt. Bald darauf taufte Professor Waldeyer in Berlin das Kind mit dem Namen «Neuronentheorie», und nun sprach man nur noch von Neuronen an Stelle der früheren Ganglienzellen und ihrer Faser-Anastomosen!

Da jedoch Kölliker grundsätzlich nur Anatom war und konsequent alles, was nicht einfach anatomisch zu sehen war, ignorierte, wurde meine Arbeit – weil besonders auf physiologische Tatsachen gegründet – gänzlich von ihm übergangen und nun auch diejenige von His beiseitegeschoben. Man sprach nur von der Neuronentheorie Waldeyers auf Grund der Entdeckung Ramon y Cajals und Köllikers. Diese Etikette ist geblieben, obwohl einige ernstere Forscher schüchtern bemerkt haben, daß His und ich die Sache zwei Jahre vorher schon bewiesen haben, und ich selbst mir sogar erlaubt hatte, einige Bemerkungen darüber zu veröffentlichen.

In Fisibach erhielt ich am 19. August den Besuch des berühmten Evolutionisten Professor August Weismann aus Freiburg im Breisgau. Ich war damals für seine Ausschließlichkeit in der Sache der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften noch sehr eingenommen. Der Besuch Weismanns freute mich ungemein. Wir besprachen zusammen das Erblichkeitsproblem, und da ich mich bereits sehr für die Alkoholfrage zu interessieren begann, erörterten wir die Unterschiede zwischen der wirklichen Vererbung und der erblichen Entartung durch Alkoholgenuß – eine Frage, die mich später wiederum auf neue Gedanken brachte.

Mein früherer Assistent, Direktor Bleuler in Rheinau, wurde dort immer mehr geschätzt, und er arbeitete so riesig, daß er nicht mehr schlief. Er erklärte mir sogar, der Schlaf sei eine schlechte Gewohnheit. Die Folge war, daß er einmal plötzlich umfiel und fünf Stunden bewußtlos lag – man konnte ihn einfach nicht mehr aus dem tiefen Schlaf wecken. Seitdem lernte er, daß der Schlaf doch eine gute Gewohnheit sei.

Indessen hatte ich immer mehr die großen Vorzüge der Abstinenz an mir kennengelernt. Meine Magenkrämpfe waren nach meinen Migränen verschwunden. Meine Arbeitskraft hatte sich ganz gewaltig gehoben. Ich fühlte mich in allen Beziehungen ungemein widerstandsfähiger und fürchtete mich vor keiner Arbeit, auch nicht vor Nacharbeitsexzessen mehr, da jene früher immer drohenden Störungen (Migränen und Cardialgien) beseitigt waren. Ich hatte die Abstinenz – ich kann es ehrlich sagen – aus rein ethischer Pflicht auf mich genommen. Nun war mir von Monat zu Monat klarer geworden, daß ich dabei unbeabsichtigt einen großen Vorteil und eine große Kraft gewonnen hatte. Alle Zweifel und alles Zögern der ersten Zeit war nun ganz verschwunden; ich fing an, die ganze Größe des Problems zu erfassen und begeisterte mich immer mehr für die Sache. Zum erstenmal schrieb ich einen Aufsatz: «Ein Wort zur Frage des Alkoholismus», worin ich die Erfolge der Abstinenzbehandlung bei den Kranken der Anstalt und die ganze Frage überhaupt mit einigen Worten zu streifen begann.

Die psychiatrischen Gerichtsfälle, besonders die für mich immer klarer werdenden Übergänge zwischen Geisteskrankheit und geistiger Gesundheit, fingen immer mehr an, mein lebhaftes Interesse zu gewinnen. Ich bekam einen furchtbaren Mörder, namens Gottschall, einen vollständigen moralischen Idioten von Geburt an, zur Beobachtung und Begutachtung in der Anstalt. Da unsere Gesetze die genannten Übergänge nicht anerkannten und stets «mildernde Umstände» für sogenannte «vermindert Zurechnungsfähige» annahmen, fing ich konsequent an, in meinen gerichtlichen Gutachten den Nachweis zu liefern, daß in der Regel die «verminderte Zurechnungsfähigkeit» mit einer stark «erhöhten Gefährlichkeit» für die menschliche Gesellschaft von seiten solcher pathologischer Verbrecher einhergeht. Infolgedessen erklärte ich zum größten Ärger unserer Richter und Staatsanwälte, daß die übliche Übersetzung der «mildernden Umstände» durch abgekürzte Haftstrafen einen vollendeten Unsinn bedeute. Dadurch lasse man die gefährlichen Bestien um so rascher wieder auf das Publikum los. Derartige Menschen erforderten eine andere Behandlung, keine eigentliche Strafe, aber eine dauernde «Haft» oder, je nachdem, mindestens eine dauernde Überwachung. Die Zürcher Richter halfen sich dann so, daß sie zunächst eine kürzere Strafe beschlossen, aber nach Ablauf derselben administrativ eine dauernde Verwahrung anordneten. Juristenlogik!

In der Anstalt selbst machte ich alsdann Bekanntschaft mit einer andern Art abnormer Menschen, nämlich den Homosexuellen. Ein solcher hatte sich als Portier bei uns eingeschlichen. Er war sonst sehr tüchtig und treu, aber er brachte uns eine Anzahl seiner «Freunde» in die Anstalt, welche in aller Heimlichkeit, zum Teil unter sich, zum Teil sogar unter Kranken, geschlechtliche Torheiten begingen. Ich kam schließlich hinter die Sache. Einer hatte in seiner tollen Verliebtheit lange Stoffstreifen mit dem Namen seines Geliebten (eines Wärters) belegt, und so fort. Eine gründliche Reinigung der Anstalt von diesen pathologischen, in einer Irrenanstalt als Angestellte absolut nicht zu dulden, sonst nur bedauernswerten Menschen schaffte uns nun Ruhe.

Mittlerweile hatte ich immer mit großem Interesse die früher erwähnten, mir unverständlichen Forschungen über Hypnotismus verfolgt. Nun hörte ich, daß hierüber ein neues wichtiges Buch mit ganz neuen Anschauungen von Professor Bernheim in Nancy erschienen war. Ich ließ mir dieses Buch («De la suggestion et de ses applications à la thérapeutique») kommen. Mit einem Schlag wurden mir die bisherigen Rätsel und Widersprüche klar. An Hand der Forschungen des seit 1866 verpönten und verkannten Liébeault wies Bernheim klar und überzeugend die Natur der hypnotischen Erscheinungen nach. Zugleich wurde mir das Verständnis der Beziehungen zwischen Gehirn und Seele oder der Gehirnphysiologie und der Psychologie, somit der wahre Mo-



nismus respektive die Einheit zwischen Gehirn- und Seelenerscheinungen, zunächst fast wie intuitiv, bald aber infolge eigener Experimente wissenschaftlich verständlich.

Ich teilte die Sache meinem Freunde Otto Stoll mit, und wir beschlossen, zusammen nach Nancy zu fahren, wo Bernheim Professor der innern Medizin war. Ich schrieb an Bernheim, bekam eine ungemein freundliche Einladung als Antwort, nahm fünf Tage Urlaub und reiste am 8. März mit Stoll nach Nancy ab. Dort weihte uns Bernheim in liebenswürdiger Weise auf seiner Abteilung in alle Erscheinungen des Hypnotismus oder der Suggestion, was ein und dasselbe bedeutet, ein und experimentierte sogar vielfach mit uns an seinen Kranken. Wir lernten auch den alten Liébeault kennen, der zwar der erfindende Genius gewesen war, aber wissenschaftlich in manchen Beziehungen zu wünschen übrig ließ. Ich konnte während der fünf Tage nicht genug mich über alles Gesehene wundern. Die ehemaligen Erzählungen meiner Mutter über das Hypnotisieren von seiten ihres Vaters, die fehlerhaften Deutungen von Braid und Charcot, unsere naive Befangenheit mit Haab der Hypnotisierten gegenüber, alles wurde mir sonnenklar, und es fiel mir geradezu wie Schuppen von den Augen. Braid und Charcot hatten die psychische Einschaltung langjähriger Engraphien des Unterbewußtseins im menschlichen Gehirn übersehen, und ihre Folgen vermeintlichen Reflexwirkungen eines mit den Augen fixierten glänzenden Knopfes zugeschrieben.

Mit herzlichem Dank konnten wir uns nach fünf Tagen von Bernheim verabschieden, und am 14. März kam ich als fast vollendeter Hypnotiseur aus Nancy zurück. Ich begann sofort meine neu erworbene Kunst zu versuchen, und siehe da, es ging wie von selbst, mit einer ungeahnten Leichtigkeit, so daß ich in wenigen Wochen eine unglaubliche Sicherheit darin bekam. Die Leute fingen an, mich für einen Hexenmeister zu halten. Meine Gewohnheit im Erforschen der Natur kam mir dabei sehr zu Hilfe, und ich ersann selbst eine Reihe neuer Versuche zur Ergänzung derjenigen Bernheims. Ich will mich hier um so weniger darüber verbreiten, als meine ganze bezügliche Weisheit in meinem im Jahre 1923 bereits in zwölfter Auflage erschienenen Lehrbuch des Hypnotismus (Suggestion und Psychotherapie) dem Publikum vorliegt. Ich will, etwas vorgehend, bemerken, daß meine massenhaften Experimente sowohl an Geisteskranken wie beim Wartpersonal und andern Personen einigermaßen Aufsehen erregte und daß ich im Laufe des ersten Jahres (aber nur damals) einige wenige Selbsthypnosen und ganz kleine vorübergehende Störungen bei zwei oder drei Personen verursachte, die einzig und allein der Ungeschicklichkeit des Anfängers zuzuschreiben waren, sonst aber niemals in meinem Leben irgendeinen Schaden von der technisch richtig gehandhabten

und ärztlich begründeten Anwendung der Suggestion (Hypnose) bei Kranken und Gesunden wahrgenommen habe. Ich hatte aber die Naivität, mir einzubilden, daß die nun gewonnene klare Erkenntnis sich sehr bald in der wissenschaftlichen Welt Bahn brechen würde. Sancta simplicitas! Ich wurde in der Folge gründlich über das Gegenteil belehrt. Noch im Jahre 1900 war die Ignoranz meiner verehrten Kollegen der Universitäten über die Psychologie und den Hypnotismus noch fast ebenso groß wie damals. Der Zopf, den die Chinesen heute abschneiden, wächst ganz langsam, aber stetig, in unsern europäischen Hochschulen. Dieselben können sich von den hergebrachten traditionellen «Fächern» und von deren alten Umgrenzungen nicht lossagen. Wissenschaftliche Psychologie und Hypnotismus finden in den Hochschulen immer noch keinen oder höchst selten einen Platz. Mein Freund Stoll, dem keine Anstalt zur Verfügung stand, machte ganz interessante Experimente mit einigen seiner Freunde. Er hat später in einem vortrefflichen Buch (Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie, 1. Auflage 1894) seine bezüglichen historisch-ethnographischen Forschungen niedergelegt.

Stets weitere Arbeit gab mir auch die Abstinenzbewegung. Am 29. März kam eine Engländerin, Miß Gray, mit einer Empfehlung von Pfarrer Rochat aus Genf zu mir, der ihre Bitte, eine internationale Versammlung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu veranstalten, abgeschlagen und sie an mich gewiesen hatte. Die Arme sah sehr unglücklich aus. Sie erzählte mir, daß im Jahre 1885 ein solches Meeting in Antwerpen stattgefunden habe, das nun in diesem Jahre, 1887, sich wiederholen sollte, womöglich in der Schweiz, aber niemand wolle ihr dazu helfen. Trotz meinem großen Interesse für die Alkoholfrage schien es mir unmöglich, so spät und ohne jede Hilfe eine solche Last auf mich zu laden, aber schließlich und nach vielem Zögern gab ich nach. Mit Mühe und Not und nachdem die meisten Menschen mich mit faulen Ausreden abgewiesen hatten, gelang es mir, einige gutmütige Leute als Komiteemitglieder zu gewinnen: meinen Kollegen Dr. Rahn-Meyer, einen schwerhörigen, fast tauben Herrn Mennet-Rordorf, einen alten, reichen Herrn Garnaus-Locher, einen jungen Zürcher Patrizier Theodor Pestalozzi, einen wohlthätigen Zürcher Herrn Ed. Meyer, und endlich meinen lieben Schuhmacher, Herrn Boßhardt. Dem Präsidium konnte ich nicht entgehen, da keine dazu fähige Persönlichkeit zu finden war. Außer Boßhardt und mir war keiner abstinenter.

Der Kongreß selbst wurde auf den 8. bis 11. September festgesetzt. Da ich das Fiasko mit meinem Sekretariat voraussah, bestellte ich rechtzeitig Stenographen für alle drei Sprachen: Englisch, Französisch und Deutsch (damals kannte ich den Kniff leider noch nicht, die Redner selbst zu zwingen, ihre Reden im Auszug niederzuschreiben). Ferner berief ich noch einige eifrige, neu ge-

worbene studierende Abstinenten und bildete aus ihnen ein Empfangskomitee von fünf Personen. In dieser Weise wurde die ganze Geschichte inszeniert.

In der Anstalt Burghölzli hatte ich nun seit Juli 1886 die Heilung der Trinker zum Teil selbst an die Hand genommen. So sehr ich Herrn Boßhardt bewunderte, so wenig gefiel mir die einseitig fromme Richtung des Blauen Kreuzes. Ich wollte auch Ungläubige oder Atheisten vom Trunke ohne Christentum heilen und nur die frommen Geister dem Blauen Kreuz zuwenden. Ihnen fehlte jedoch der Zusammenhang mit einem Verein, und dies entbehrte ich schwer.

In der Anstalt hatten wir, dank der Ära des Regierungsrates Spiller, der ein vorzüglicher, aufrichtiger Mensch war, Ruhe und Ordnung. Aber man hielt in Regierungskreisen meine Abstinenz für eine tolle Schrulle und schüttelte darüber bedenklich den Kopf. Der Anstaltspfarrer hatte eine diabolische Freude. Er begnügte sich nicht mehr, den uneigennütigen und vorzüglichen Bemühungen des Fräuleins Rinderknecht zur Unterbringung genesener Geisteskranker bei passenden Leuten unter nichtigen Vorwänden allerlei Schwierigkeiten entgegenzustellen, sondern fing an, pseudonym in den Zeitungen alle möglichen schlechten, abgedroschenen und unwahren Witze über die Abstinenzbewegung (amerikanische Temperenz und dergleichen mehr) zu veröffentlichen, um uns lächerlich zu machen.

Nun wurde mit Hochdruck an den letzten Vorbereitungen für den Kongreß gearbeitet. Verschiedene wichtige Personen hatten im letzten Moment abgesagt. Ich hatte alle verfügbaren Zimmer meiner großen Wohnung für die Honoratioren der Versammlung reserviert. Unser Empfangskomitee war am 8. September eifrig bei allen Zügen am Bahnhof anwesend und geleitete die Gäste zu ihren Wohnungen. Einer der Hilfssekretäre des ersten Meetings, Herr Dr. de Vaucley, kam wirklich an. Trotz seinem Widerstande packte ich ihn und seine Frau zusammen in einen Wagen und fuhr beide nach dem Burghölzli als Vertreter des Permanenzkomitees. Er mußte mir mit Ratschlägen helfen, was er mit großer Freundlichkeit tat. Wir hatten Delegierte aus Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Österreich und Schweden. Die Delegierten der Schweiz, einige Regierungsräte, glänzten durch Abwesenheit, mit Ausnahme des Berner Regierungsrates von Steiger, der der ganzen Versammlung mit großer Aufmerksamkeit folgte. Der künftige Direktor des schweizerischen Alkoholmonopols, Herr Milliet, war ebenfalls anwesend und fing bereits damals an, das zweideutige Spiel zu treiben, das er dann jahrelang auf jedem Kongreß weiterspielte: die Interessen des Alkoholhandels unter der Maske der angeblichen Mäßigkeit zu verteidigen, um den Abstinenten alle möglichen und unmöglichen Streiche zu spielen. Von Basel kam Herr Professor von Bunge, der bereits ein Jahr vor mir abstinente gewor-

den war und dort eine kleine Schar junger Studenten um sich gesammelt und zur Abstinenz bekehrt hatte.

Am 9. September eröffnete ich den Kongreß morgens acht Uhr in deutscher und französischer Sprache. Die kleine Abstinenzausstellung hatte Herr Pestalozzi recht nett organisiert, und Herr Meyer hatte durch Geldsammlung uns vor allen Defiziten gerettet. Charakteristisch für den Kongreß war damals schon das Aufeinanderplatzen von Mäßigen und Abstinenten (letztere hauptsächlich noch aus Amerika und England). Die Mäßigen vom deutschen Verein gegen den Mißbrauch usw., Herr Lammers als Generalsekretär an der Spitze, lächelten mitleidig auf uns Abstinenten herab. Ein Delegierter der amerikanischen Bierbrauer, Herr Thomann, war gekommen, um dem Kongreß Sand in die Augen zu streuen, aber er wurde vom englischen Guttempler Malins gründlich abgeführt, der ihm die Bestechungen der Bierbrauer in Amerika gegen die Abstinenzbewegung vor Augen hielt. Als Herr Thomann erfuhr, daß die Guttempler dem Kongreß hundertfünfzig Franken gegeben haben, gab er sofort die gleiche Summe. Nach seiner Abfuhr durch Malins wurde er jedoch augenblicklich krank und verschwand. Charakteristisch war folgendes: Pfarrer Hirsch, Direktor des Trinkerasyls Lintorf, war nicht abstinenter und wollte die Trinker noch durch Mäßigkeit retten. Er wurde jedoch durch mich selbst und die andern Abstinenten derart belehrt, daß er nachher abstinenter wurde. Bei einem Empfangsessen ließ sich der französische Delegierte Jules Robyns einen Liter Astiwein vor seinen Teller stellen. Selbst damals fiel dies auf. Dieser Kongreß bedeutete den ersten ernsten Vorstoß der Abstinenzbewegung in Zentraleuropa, und seine Wirkungen blieben nicht aus. Wir hatten das Glück, unsere Rechnung mit einem Überschuß abzuschließen, den ich gemäß Beschluß dem nächsten Kongreß überweisen durfte.

Ich fühlte mich selbst von nun an mit der Abstinenzbewegung eng verbunden, und zwei Bedürfnisse schienen mir zunächst gebieterisch: erstens die effektive Gründung eines Trinkerasyls, zugleich als Experimentobjekt wie als Mittel, um allmählich das Verständnis des Publikums zu gewinnen (daß die Prohibition, das heißt die Abstinenz, für alle das Endziel sein müßte, stand mir bereits klar vor Augen). Zweitens beschäftigte mich der Gedanke der Gründung einer sozial-hygienischen, im Glauben neutralen Abstinenzorganisation, wozu freilich das Holz noch fehlte.

Es kam mir damals der Gedanke: Wenn ein Trinkerasyl in Zürich entstehen soll, kann ich nur Herrn Boßhardt als Leiter brauchen. Er hatte viel Interesse dafür gezeigt. Aber das Komitee wird von vornherein niemals einen Schuhmacher dazu haben wollen. Ich mußte also meine Pläne für mich behalten und das zu bildende Komitee erst binden.



Zunächst wandte ich mich an einen vorzüglichen frommen Zürcher Juristen, Herrn Professor von Orelli, um mir über die Bildung eines solchen Asyls Rat zu holen. Ich hatte nämlich eine instinktive Furcht vor einer Staatsanstalt, weil in einer solchen die Wahl der Personen zu sehr von der Politik abhängt – ich hatte bereits genug davon erfahren. Damals (1888) würde keine Kantonsregierung in der Schweiz einen Abstanten dazu gewählt haben, und auch die Erfahrungen von Amerika lauteten hinsichtlich Staatsanstalten nicht gut. Andererseits waren die Privatgründungen bei uns meistens in den Händen der Pietisten. Herr Professor von Orelli war sehr freundlich, verstand die Schwierigkeiten sehr gut und empfahl mir an Hand solider Gründe ein Mittel, nämlich eine Wohltätigkeitsstiftung, die ihre Beamten selbst wählen, aber dennoch vom Staat und den Gemeinden Geldbeträge, besonders für almsengennössige Personen, empfangen dürfte. Das von der Eidgenossenschaft in Aussicht gestellte Zehntel aus dem Alkoholmonopol für die Bekämpfung des Alkoholismus sei hierzu wie bestellt. Nun war mir die Sache klar, und ich ging an die Vorbereitungen zur Gründung eines Organisationskomitees, das im Laufe des Jahres 1888 perfekt wurde. Zuerst aber mußte ich mich unter dem Siegel der Verschwiegenheit Boßhardts versichern. Er hatte viele Bedenken und fürchtete, brotlos zu werden, wenn die Sache schief gehen sollte, nachdem er seine Schuhmacherei aufgegeben habe. Ich mußte ihm darin recht geben und sicherte ihn persönlich durch eine größere Bürgschaft (ich glaube zehntausend Franken) für den Fall des Mißlingens.

Endlich sagte er mir zu. Dann suchte ich mir einige freisinnige Leute für das Komitee, vor allem meinen Kollegen Direktor Bleuler in Rheinau und den sehr tüchtigen, ganz freisinnigen Pfarrer Walter Bion, den berühmten Gründer und ersten Entdecker der Idee der Ferienkolonien, aus. Herr Kaufmann Spörri war bereit, das Quästorat zu übernehmen, und Herr Dr. Rudolf Bollinger, als Jurist mitzuwirken. Herr Pfarrer Bion empfahl mir nun, Herrn J. J. Weber, «Zur Schleife», Winterthur, als geeigneten Landmann beizuziehen, der ein ziemlich schlecht gehendes und schlecht geleitetes Altersasyl in Ellikon an der Thur, Kanton Zürich, gegründet hatte, das er dann vielleicht für unsere Zwecke aufgeben würde. So ging ich ans Werk, stellte aber dem Komitee folgende Bedingung: Ich lasse mich in allen andern Punkten von den übrigen Mitgliedern leiten und belehren, aber ich verlange, daß man mir allein die Wahl des Anstaltsleiters überlasse, da diese Frage ganz speziell mein Fach betreffe und nach meiner Ansicht das Gedeihen des Werkes von der Wahl der richtigen Person abhängt. Nach einigen Einwänden gab man mir nach, und ich hatte das Spiel gewonnen. Das Komitee wurde dann wie erwähnt bestellt, und die Sache vom Hilfsverein für Geisteskranke gutgeheißen. Herr Weber

überließ uns in uneigennütziger Weise sein Altersasyl für den Wert der Hypotheken (von vierunddreißigtausend Franken), die er darauf besaß, so daß wir keine Barauslagen hatten. Gern hätte er uns seinen unfähigen Pächter übergeben, der aber nicht einmal abstinent sein wollte. Nun rückte ich mit der Sprache heraus und erklärte, Herrn Boßhardt, als den einzigen tauglichen Mann, für die Leitung der Sache haben zu wollen. Später gestand mir Herr Pfarrer Bion, daß er die ganze Sache von vornherein für verloren gehalten und deshalb das Asyl empfohlen habe, um ein finanzielles Unglück zu vermeiden. Kühn waren wir, denn wir besaßen als Vermögen ganze zweitausendzweihundert Franken aus einem Legat zum Anfang. Wir halfen uns dann mit Anteilscheinen und milden Gaben und kamen bald durch.

Ich kündigte für das Wintersemester 1887/88 ein Kolleg über den Hypnotismus mit Demonstrationen an, und das zog so stark, daß es im größten Auditorium für die mehr als hundert Zuhörer keinen Platz gab. Da in Zürich alle Leute, die nur wollten, in die Vorlesungen kommen konnten, sah ich Unfug voraus und verlangte, indem ich mich auf die Krankendemonstrationen stützte, den Ausschluß derjenigen Personen, die nicht Mediziner oder Juristen waren. Natürlich wurden die Kollegiangelder zurückerstattet, aber es gab etwas Skandal, und besonders der Geologieprofessor Heim machte mir eine große Opposition. Ich drang jedoch durch, aber ein Theologe fühlte sich dadurch persönlich tief verletzt und vergalt es mir viele Jahre später als Pfarrer. Im übrigen verlief mein bezügliches Kolleg ganz in Ordnung und weckte viel Interesse, aber natürlich auch Widersprüche. Ich benutzte dann die nächste Versammlung des Ärztlichen Vereins in Olten, um den etwa dreihundert versammelten Kollegen eine Demonstration des Hypnotismus vorzuführen. Ich hatte dazu einen oder zwei bereits trainierte Hypnotisierte mitgenommen und veranlaßte die Leiter des Oltener Spitals, mir aus diesem beliebige Patienten, die an kleinen nervösen Störungen litten (Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen usw.), zu schicken, die ich dann, ohne sie vorher gekannt zu haben, in der Tat alle mit vollem Erfolg hypnotisierte. Natürlich hatte ich diese Kranken zunächst zusehen lassen, wie ich die von mir Mitgebrachten hypnotisierte, und das rasche und sichere Experimentieren mit denselben genügte, um sie dann auch zu beeinflussen. Dies imponierte meinen Kollegen natürlich am meisten und trug dazu bei, daß sie endlich anfangen, wirklich etwas an die Sache zu glauben.

Während des Jahres 1888 veröffentlichte ich in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft von Professor von Liszt (berühmter Strafrechtslehrer, jetzt in Berlin, damals in Marburg), auf Anregung meines juristischen Kollegen von Lilienthal, einen längeren Aufsatz über den Hypnotis-

mus und seine strafrechtliche Bedeutung. Dieser Aufsatz bildete später die Grundlage für mein Lehrbuch über den Hypnotismus.

Im Wintersemester 1887/88 ereignete sich ein kleiner Vorfall, der eine sehr große Wirkung zur Folge hatte. Der Leitende Ausschuß der Eidgenössischen Medizinalprüfungen hatte nämlich eine Revision der ärztlichen Prüfungsordnungen vorgenommen, ohne sich um die medizinischen Fakultäten der Schweiz zu kümmern. Als diese davon erfuhren, fühlten sie sich, nicht ohne ein gewisses Recht, «tief gekränkt». In einer Fakultätssitzung, wo ich anwesend war, wurde beschlossen, sämtliche Fakultäten der Schweiz zu einem Protest beim Bundesrat zu veranlassen und zu fordern, daß uns der neue Entwurf zunächst zur Prüfung vorgelegt werde. Alle Medizinallehrer der Schweiz flammten auf: Der Protest wurde einstimmig angenommen, und die Folge war, daß der Bundesrat nachgab und uns den Entwurf zur Prüfung unterbreitete. Letzterer war aber bereits gedruckt und im ganzen recht gut. Der Bundesrat fügte hinzu, die Sache habe Eile, und ersuchte alle Fakultäten, je zwei ihrer Mitglieder mit ihren bezüglichen Vorschlägen nach Bern zu einer gemeinsamen Sitzung zu senden. Infolgedessen wurde jedem Fakultätsmitglied der Entwurf vorgelegt, so auch mir. Ich war damals höchst abgehetzt, doch bei der Durchsicht der Sache kam mir ein macchiavellistischer, aber guter Gedanke. Ich dachte mir, der Entwurf sei ja gut, und meine lieben Kollegen würden kaum etwas Sachliches und Wesentliches daran zu ändern haben. Sie würden aber doch gerne irgend etwas ändern wollen auf Grund der ihnen zugefügten Kränkung. Nun stand die Sache damals mit der Psychiatrie so, daß für die Studenten nur das Anhören eines Semesters Klinik obligatorisch war, und daß der Lehrer der innern Medizin (bei uns Eichhorst) bei der mündlichen Prüfung allein wirkte, so daß der Lehrer der Psychiatrie überhaupt gar nicht prüfte. Der innere Kliniker ignorierte aber konsequent die Psychiatrie, von der er nichts verstand und die immer noch als etwas Minderwertiges galt. So existierte der Gegenstand für die Studenten sozusagen überhaupt nicht. Wie wäre es nun, einen solch günstigen psychologischen Moment dazu zu benutzen, die Psychiatrie ins mündliche Examen einzuschmuggeln? Dadurch wäre man gezwungen, überall den Psychiatrieprofessor als Prüfungslehrer zu nehmen, und die Studenten müßten die Psychiatrie endlich kennenlernen, was zweifellos dringend nötig war. Von diesen Gedanken ergriffen, schrieb ich mit roter Tinte auf das mir eingesandte Exemplar des gedruckten Entwurfes etwa folgendes: Bisher und auch im vorliegenden Entwurf sei die Psychiatrie in sehr unpraktischer Weise dem innern Kliniker aufgebürdet worden, der kaum Zeit habe, sich damit zu befassen. Bei der horrenden Zunahme der Geisteskrankheiten müsse man doch anerkennen, daß jene Disziplin für die Studenten min-

destens so nötig sei wie die Augenheilkunde, die als besonderes Fach in der mündlichen Prüfung stehe. Wäre es nicht angezeigt, nun bei der jetzigen Gelegenheit die Psychiatrie in die mündliche Prüfung einzuführen und dadurch den innern Kliniker etwas zu entlasten? Ich lachte selbst über meinen Einfall, den ich für ein totgeborenes Kind hielt. Aber warum nicht versuchen? Ich schickte meine Antwort an den Dekan und – vergaß vollständig in meiner Hetze, zur betreffenden Sitzung, wo die Sache verhandelt werden mußte, zu erscheinen! Nachher ärgerte ich mich weidlich darüber und machte mir bittere Vorwürfe. Aber siehe da, die Fakultät, die vergebens nach Verbesserungen gesucht hatte, warf sich wie ein hungriger Wolf auf meinen Vorschlag.

In Bern schlossen sich alle andern Fakultäten der Sache an, da auch sie sonst an dem Entwurf nicht viel zu tadeln hatten. Der leitende Ausschuß wehrte sich zwar durch Professor Courvoisier in Basel verzweifelt gegen den Vorschlag, aber der Bundesrat, der die hohen Kosten der Irrenanstalten bereits fürchten gelernt hatte, fand die bezügliche Anregung, die ja nichts kosten sollte, sehr zeitgemäß und war überdies froh, den Fakultäten diese Genugtuung zu verschaffen. So war im Laufe von etwa vierzehn Tagen die ganze Sache beschlossen und trat am 19. März 1888 in Kraft! Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen und lachte mir herzlich ins Fäustchen über meinen gelungenen Streich, an den sonst niemand in der Schweiz vorher gedacht hatte, auch nicht meine andern psychiatrischen Kollegen. Die Folge war, daß ich im selben Jahre noch zum Examiner für die Psychiatrie ernannt wurde, und daß die Fakultät Genf gezwungen wurde, einen richtigen Psychiater als Professor zu nehmen, was sie bis dahin versäumt hatte.

Am 1. Juli 1888 waren die zwei Jahre, für welche meine Frau und ich uns zur Abstinenz verpflichtet hatten, abgelaufen. Ich hatte mir vorgenommen, nach jener Zeit wieder einen experimentellen Versuch von einem Monat mit zwei Glas Wein täglich, wie früher, zu machen, um die Wirkung an mir selbst zu studieren, und dann lebenslänglich abstinent zu werden. So tat ich. Nach dem ersten Glas Wein fühlte ich mich bereits deutlich benebelt. Dies wiederholte sich höchstens ein- oder zweimal direkt nachher; dann war ich wieder relativ daran gewöhnt. Ernstere Störungen hatten in diesem Versuchsmonat noch nicht Zeit, sich deutlich zu zeigen, aber von einem «Mich-besser-oder-kräftiger-Fühlen» war selbstverständlich keine Rede, und am 1. August unterzeichneten wir beide, meine Frau und ich, die Abstinenz mit Freuden fürs ganze Leben.

In dieser Zeit näherte sich die Einrichtung der Trinkerheilstätte Ellikon ihrer Vollendung, und eine konstituierende Sitzung fand am 22. Oktober statt. Es wurde beschlossen, die Anstalt «Trinkerheilstätte Ellikon an der Thur» zu nennen und dem Vorsteher den Namen «Hausvater» zu geben. Fer-



ner sollte durch Wahl einer größern Kommission das weitere Publikum für die Sache interessiert werden. In dieser Sache konnte ich sowohl den praktischen als den wohlthätigen Sinn der Zürcher Bevölkerung hochschätzen lernen.

Schon am 3. November ging meine Frau mit mir nach Ellikon, um mir bei der Inspektion des Mobiliars der neuen Anstalt zu helfen. Nebenbei wurde dort der sehr gut hypnotisierbaren Magd des Herrn Boßhardt in der Hypnose ein kranker Zahn gezogen, ohne daß sie es merkte. Dies gelang mir damals öfters und erhöhte meinen Nimbus als vermeintlichen Zauberer.

Im Jahre 1888, kurz vor dem Abgang des Herrn Spiller, hatte ich auch bei der Aufsichtskommission durchgesetzt, daß es dem Pflegepersonal des Burghölzli fortan gestattet sein solle, an Stelle der vier Deziliter Wein, die es täglich bekam, die entsprechende Vergütung in Geld zu erhalten, natürlich bei sehr billiger Berechnung des Weines. Diese Maßregel hatte einen segensreichen Erfolg. Nachdem ich den Mut gefaßt hatte, Wein und Bier bei allen Festen vollständig abzuschaffen, ging alles so ruhig und anständig vor sich, daß wir erstens viel mehr Kranke dazu einladen konnten und ferner dieselben sogar bis nachts zwölf Uhr bei Musik und Gesang beisammen lassen konnten. Es kam schließlich dazu, daß sogar an Weihnachten nur noch dem Pfarrer, dem Verwalter und den Regierungsräten Wein vorgesetzt wurde!

Unterdessen war unser Söhnchen Edouard fast vier und unser Töchterchen Inez fast drei Jahre alt geworden. Nun hatte ich mit meiner Frau in der Frage der religiösen Erziehung einen Kompromiß abgeschlossen, damit unser schöner Ehefriede und unsere Liebe nicht gestört würden. Ich war der Ansicht, daß Mann und Frau ganz die gleichen Rechte haben müßten, und daß die Kinder der Mutter näher als dem Vater stünden. Folglich fühlte ich mich gar nicht dazu berechtigt, meine Frau, die es als eine Gemüthspflicht empfand, die Kinder christlich taufen zu lassen und beten zu lehren, darin irgendwie zu stören. Dagegen erklärte ich ihr ganz offen, auf Grund der beidseitigen Freiheit, daß ich mich in der Kundgebung meiner freidenkerischen Ansichten den Kindern gegenüber durch nichts hindern lassen würde. Die Kinder sollten beim Heranreifen ganz nach freiem Ermessen wählen. Auch später, bei einer eventuellen Konfirmation, solle die gleiche Freiheit herrschen. Hier, bei dem bekannten furchtbaren moralischen Druck, der durch Sitte und Nachahmung auf die Kinder ausgeübt zu werden pflegt, ging ich sogar etwas weiter. Ich müsse vom bezüglichen Pfarrer fordern, daß er nicht den mindesten Druck auf die Kinder ausübe, vielmehr umgekehrt ihre volle Wahlfreiheit betone. Meine Frau hatte einige Bedenken, konnte aber der Richtigkeit meines Standpunktes nichts Wesentliches entgegenhalten. Ich wollte auch redlich verfahren, und alle unsere Kinder wurden zunächst getauft.

Zu jener Zeit bekam ich den Besuch eines Herrn Ochsenbein aus Genf, der sich lebhaft mit der Bekämpfung der Bordelle unter dem Schutz des Abolitionistenvereins befaßte. Der Mann war Freidenker, und durch ihn wurde mir die ganze Bewegung in ihrer Bedeutung erst recht klar, da er sie nicht mit der üblichen Muckerei verband. Die Irrenanstalt hatte mich bereits mit den Abgründen der sexuellen Frage bekanntgemacht. Instinktiv hatte ich immer die Prostitution gehaßt. Aber die vielen Erfahrungen, die mir Herr Ochsenbein auf jenem Gebiet mitteilte, ließen mich immer deutlicher die Verworfenheit unserer sogenannten herkömmlichen ethischen Begriffe fühlen, und ich fing erst recht an, mich auch für diese soziale Frage zu interessieren.

Anfang Januar 1889 bekam ich mit meinen Kollegen Eichhorst und Krönelin von der Regierung den Auftrag, die Privatanstalten und Privatspitäler des Kantons Zürich zu inspizieren. Man wollte mit Recht wissen, wie es daselbst mit den Raumverhältnissen bestellt sei. Die Irrenzählung vor allem hatte der Regierung die Augen etwas geöffnet. Ich bereitete meine beiden Kollegen darauf vor, daß wir in den Privatirrenanstalten scheußliche Zustände finden würden, wenn wir nur die Vorsicht hätten, völlig unerwartet, mit unseren Vollmachten ausgestattet, zu erscheinen, so daß die Leute keine Zeit hätten, uns die wahre Sachlage zu verdecken. Was wir sahen, war noch schlimmer, als ich es selbst erwartet hatte. Wir fanden in kleinen Zürcher Ortschaften, wie Wald, Rüti und andern, wunderschöne kleine Privat- oder Gemeindespitäler, deren stattliche Räume zum großen Teil leer waren. Dagegen fanden wir vor allem im Mönchhof-Kilchberg sowie bei Wetzikon und auch an einigen andern Orten geradezu abschreckende Verhältnisse.

In dumpfen und ganz engen Räumen waren alle Geisteskranken und Geisteschwachen zu Hunderten, bei ganz ungenügender Nahrung und unter Anwendung abscheulicher Zwangsmittel, zusammengepfercht. In Wetzikon zum Beispiel waren sie zu strenger Fabrikarbeit gezwungen. Im Mönchhof fanden wir unter einem Dachgiebel zwei auf Holz und einem elenden Strohsack hinter Schloß und Riegel fest angebundene Kranke in ungefähr so schlimmer Situation wie die Gefangenen in den russischen Gefängnissen, über deren Los man sich mit Recht empört. Das Dachzimmer war ungeheizt und mit einem kolossalen eisernen Schlüssel verschlossen. Als wir so unvermutet kamen, erblaßte die Hausfrau, aber sie mußte uns auf Regierungsbefehl hereinlassen. Ich ließ mir alle versteckten Winkel zeigen und öffnen. Meine zwei Kollegen waren starr vor Erstaunen und Entsetzen. Das alles geschah unter der heuchlerischen Maske christlicher Liebe. Die Gebetheilanstalt des Herrn Pfarrer Zeller in Männedorf war natürlich ganz anders und anständig, aber der gute Mann begriff nicht, daß seine sämtlichen angeblichen Wunderheilungen auf Suggestion

beruhten, bei der die sexuelle Schwärmerei mancher hysterischer Frauen mitwirkte. Wir erstatteten dann der Regierung Bericht über die Ergebnisse unserer Inspektion. Es blieb aber alles still. Offenbar blieb die Sache ungemein lange in den Schubladen der Bürokratie liegen, denn es vergingen noch viele Jahre, bis infolge verschiedener Skandale das Übel sich allmählich besserte.

## ARBEITEN – KONGRESSE – REISEN

Grille schließt tagsüber ihr Loch · Wilde Araber · Ausgehungerte Kroumirgegend · Der Verrückteste aller Verrückten · Rechte Hand Dr. Delbrück · Bismarcks Wohlgemuth-Handel · Jesuitenpater Wasmann · Säufer springt in den Anstaltsgarten · *Plutôt mourir* · Unheilbare, ethisch defekte Trinker · Kongreß in Kristiania · Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten · Tod der Mutter · Heilung Gemütskranker durch körperliche Arbeit · Erfreuliche Besuche · Titel und Orden als Kräfte · Kloster Rilo · Schmutz · Ameisen · Ritterliche Räuber · Bulgaren und Araber.

Längst hatte ich mir vorgenommen, dieses Jahr meine Ferien durch eine Reise nach Tunis auszufüllen, da mir ein Zürcher Lehrer, Herr Kollbrunner, viel Schönes davon erzählt hatte und ich mich für die dortigen Ameisen sehr interessierte. Mein Schwager Bugnion, der erst mitkommen wollte, sagte leider ab, empfahl mir aber, seinen Revolver mitzunehmen. Am 20. März reiste ich ab, über Marseille.

Mein Aufenthalt in Tunis sollte mir denn auch eine Fülle neuer Beobachtungen bringen.

Eines Abends in Oued Mela, nördlich von Gabes, wo ich bei einem Herrn Baronet wohnte, kam von überall ein lautes Zirpen, das Herr Baronet den Zikaden zuschrieb. Ich sah dort, wie an andern Orten, eigentümliche, schneckenartig gerollte größere Sandhäufchen, deren Bedeutung ich nicht verstand und die Herr Baronet für Springmauslöcher hielt. Das Zirpen schien mir aber vom Boden her zu kommen. Ich lauschte und ging vorsichtig hin. Plötzlich sah ich im Halbdunkel ein Tierchen in einem großen Loch verschwinden. Nun war mir die Sache ziemlich klar, und ich sprach Herrn Baronet meine Vermutung aus, sowohl seine Zikaden als seine Springmäuse seien große Grillen. Er blieb aber bei seiner Behauptung. Ich steckte in eines oder zwei solcher Löcher kleine Stäbchen. Am andern Morgen waren alle Löcher mit den genannten Sandhügeln zugedeckt. Nun entfernte ich letztere. Darunter war ein Loch. Ich holte dann einen großen Sack voll Ameisen und stellte diesen vor das Loch. Herr Baronet schaute zu, wie die Ameisen eindrangten. Nach ein paar Minuten gab es eine große Bewegung, und – eine riesige, gelbliche Grille kam heraus. «Nun, da haben wir's», sagte ich zu ihm, «Zikaden und Spring-

mäuse sind beide nichts anderes als Grillen!» Daß ein Fremder, der nur einen Tag da war, ihn auf seinem eigenen Gut belehrte, imponierte Herrn Baronet bedeutend. Einige Grillen wurden noch in der Weise herausgeholt. Die Grillenart war schon beschrieben: *Brachytrypus megacephalus*, aber die Sitte des Tieres, sein Loch tagsüber mit Sand zu verschließen und nächtlich wieder zu öffnen, war nur zum Teil bekannt. Ich habe die Sache dann veröffentlicht.

Eines Tages sollte sogar der mitgenommene Revolver mir bei meinen Beobachtungen dienlich sein. Morgens um fünf Uhr war ich aufgestanden und wartete lange vergebens auf meinen Führer Ali. Plötzlich erschien er mit finsterem Gesicht und erklärte mir in seinem gebrochenen Französisch: «*Pas bon ici, moi couche chez arabe de Tunis. Ici arabes sauvages, crevant de faim.*» («Nicht gut hier, ich schlief bei Araber aus Tunis. Hier wilde Araber, krepieren vor Hunger.») Mit einem Schlag erinnerten mich diese Worte wieder an die vielen Warnungen in Tunis, besonders die eines Juden Vallensi, der mich dringend vor meiner Reise in die Hungergegend Kroumir warnte. Trotz dem Anblick der vielen Tierleichen hatte ich über meinen Forschungen die Warnungen fast vergessen.

Die finstern, fahlen, unbeweglichen Gestalten der fatalistischen Araber, die von Allah ihr Kismet erwarteten, statt durch Voraussicht und Arbeit dem Hunger zu entgehen, kamen mir wieder erschütternd in den Sinn. Zugleich wurde mir auf einmal die große Gefahr, überfallen zu werden, der wir am Abend vorher entgangen waren, erst recht bewußt. «Nun, was sollen wir tun?» fragte ich Ali. «*Oui, pendant toi et moi cherchent fourmis dans terre, arrivent arabes sauvages, trois, quatre par derrière et, penser toi beaucoup argent sur toi et –* (darauf machte er lebhaft das Zeichen des Halsabschneidens mit dem Finger) *toujer, toujer (tuer), surtout toi.*» («Ja, während du und ich suchen Ameisen in der Erde, kommen wilde Araber, drei, vier hinten, und denken, viel Geld bei dir – und töten dich, töten dich.») Die Sachlage war nun auffallend klar. Der nächste Zug nach Souk-Ahras ging aber erst um zwölf Uhr. Zu Hause zu bleiben war mir zu dumm. Ich sagte dem Ali: «Nun, ich habe einen Revolver. Wir werden nicht zu weit gehen und nicht ins Gebüsch, sondern an freie Stellen. Du warst ja Soldat und bist kein Feigling. Ich werde dir meinen Revolver geben, und du wirst aufpassen, während ich Ameisen suche.» Diese Worte elektrisierten ihn, sein Gesicht wurde heiterer und stolzer. So taten wir. Wir probierten sogar etwas weiter den Revolver, der ganz gut ging, und kamen ohne Abenteuer davon.

Wir kamen nun nach dem Kreuzungspunkt Souk-Ahras in Algier, die ausgehungerte Kroumirgegend hinter uns lassend, und fuhren sofort am 15. April morgens mit der damals ganz neuen Eisenbahn nach der hochinteressanten



alten römischen Stadt Tebessa mit Sehenswürdigkeiten wie die Triumphbögen des Kaisers Caracalla und der Tempel der Minerva. Dort war ich einem katholischen Priester, Herrn Delapart, empfohlen, der rührende Liebe und Umsicht mit Wissenschaft und Humanität verband. Hunderte kleiner Araberkinder schwärmten um ihn.

Am 26. April war ich wieder im Burghölzli und erfreute meine Angehörigen mit einem lebenden Chamäleon, das mit der Zunge nach Fliegen schnappte, mit einer lebenden Schildkröte und vielen arabischen Spezialitäten.

In diesem Jahre gab ich einem neuen Volontärarzt, Herrn Schiller, als Thema für seine Doktordissertation: Die Vergleichung der Zahl der Nervenfasern im Querschnitt eines bestimmten Nerven (Augenbewegungsnerve) bei der neugeborenen und der erwachsenen Katze. Siehe da, die Zahl war fast die gleiche, trotzdem der Nerv bei der erwachsenen Katze ungemein viel dicker ist. Es zeigte sich, daß der Dickenunterschied vor allem auf dem Dickenwachstum der Markscheiden beruhte, eine indirekte Bestätigung der Neuronenlehre.

Allmählich fing man in Zürich an, sich mehr für die Alkoholfrage zu interessieren und die Abstinente etwas weniger für verrückt zu halten. Immerhin mag es ungefähr zu jener Zeit gewesen sein, daß mich der Redakteur des «Schaffhauser Intelligenzblattes» in seiner Zeitung «für den verrücktesten aller Geisteskranken in der Irrenanstalt Burghölzli» erklärte. Ich lachte nur darüber, aber später habe ich bedauert, die gute Gelegenheit zu einer Gerichtsklage verpaßt zu haben, bei der ich etwas Geld für die Abstinenz hätte gewinnen können!

Am 22. Januar 1890 wurde ich von Herrn Plötz mit der Mitteilung von der Gründung eines Abstinenzvereins überrascht, von der wir seit einem Jahr gesprochen hatten, die wir aber noch für verfrüht hielten. Er hatte dies mit ein paar jungen Leuten, unter andern Herrn Henkell (Dichter), Herrn Luchs und dem Sozialisten Otto Lang bewerkstelligt, ohne es mir vorher zu melden, und hatte einen Aufruf vorbereitet. Der Verein sollte international werden und «Internationaler Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses» heißen.

Am 3. Februar trat ein neuer Assistenzarzt, Dr. Delbrück aus Norddeutschland, in die Anstalt ein. Er war schon Assistenzarzt in einer andern Anstalt (Alt-Scherbitz) gewesen, gefiel mir außerordentlich und wurde in der Folge meine rechte Hand. Mit ihm bekam auch meine Frau eine bedeutende musikalische Hilfe, und die Unterhaltungen der Kranken blühten noch mehr auf.

Es war damals die Zeit, wo Bismarck in Ungnade fiel und als Reichskanzler zurücktrat. Ein kleines politisches Erlebnis der Schweiz aus jener Zeit ist nicht ohne Interesse: Nicht sehr lange vor Bismarcks Rücktritt hatte sich der sogenannte Wohlgemuth-Handel zwischen Deutschland und der Schweiz abge-

spielt. Bismarcks Drohungen hatten den eingeschüchterten schweizerischen Bundesrat veranlaßt, eine sogenannte politische Polizei, das heißt Geheimspezial, anzustellen. Mit seiner gewohnten Unverfrorenheit äußerte sich Bismarck darüber (nach den «Dressener Nachrichten») wie folgt: «In der Wohlgemuth-Angelegenheit haben wir einen sehr schönen diplomatischen Sieg davongetragen. Wir wollten einfach erlangen, daß die Schweiz mit unsern Sozialdemokraten weniger freundlich umgehe, und das haben wir vollkommen erreicht. Daß man sich einmal hierbei so stellt, als wollte man die ganze Schweiz auffressen, das ist eben so. Aber das sind Dummköpfe, die nicht wissen, wie's gemacht wird.»

Im August bekamen wir zwei Besuche: Herrn Jesuitenpater Wasmann und Herrn Professor Dr. P. J. Möbius, welcher letzterer auf Grund seiner unglücklichen Ehe ein großer Weiberfeind war. Ersterer machte damals trotz seiner Jugend schon Studien über die sogenannten Ameisengäste und fing gerade mit dem Versuch an, die Evolutionslehre dem Jesuitismus anzupassen. Er blieb einige Tage bei mir und war uns durch sein freundliches Wesen sehr angenehm. Wir hatten große Diskussionen. Zum Schluß sagte er mir, daß er zwar die wissenschaftlichen Resultate immer anerkenne, aber die Wissenschaft wisse vieles nicht, und in solchen Fällen halte er dafür, daß der Glaube, das heißt Rom, entscheiden müsse. Darauf erwiderte ich ihm, daß für mich die Wissenschaft einzig und allein entscheide, und daß ich, wenn sie etwas noch nicht wisse, einfach ein Fragezeichen stelle und warte. Damit waren wir zu Ende. Er bat mich, für mich beten zu dürfen, was ich aber für verlorene Liebesmühe erklärte.

Im Anstaltsleben fehlten auch heitere Vorkommnisse nicht. Eines Tages meldete man mir, daß ein Mann von der Straße her plötzlich über die Anstaltsmauer gesprungen und in den Frauengarten erster Klasse eingebrochen sei, man habe ihn soeben festgenommen. Entrüstet sprang ich die Treppe hinunter. Im Gang der Anstalt kamen mir bereits zwei Wärter, die den Mann festhielten, entgegen. Barsch fragte ich ihn, was ihm einfallen und was er wolle. Mit verworrenem Blick antwortete er mir gutmütig mit echtem waadtländischem Akzent: «Oh, là, Monsieur, on a voulu boire un verre.» («Ach, Doktor, man hat ein Glas Wein trinken wollen!») Ich war entwaффnet. Der Mann zitterte, wußte nicht, wo er war, und die Diagnose «Säuferwahnsinn» war mir sofort klar. Bei näherer Prüfung ergab es sich, daß er, durch das Rebenlaub der Anstaltsmauer getäuscht, sich vor einer Weinkneipe geglaubt hatte. Unbewußt und wider seinen Willen war er aber an einen richtigeren Ort gelangt. Um ihn jedoch behalten zu können, mußte ich einen Arzt kommen lassen, der ein Zeugnis für ihn schrieb. Nach und nach wurde er klarer und erzählte, er

habe mit einem Freund eine Reise nach der deutschen Schweiz gemacht und sich am Wein so gütlich getan, daß ihm die Sache in den Kopf gestiegen war. Er war aus Epesses, mitten im waadtländischen Weinland. Ich ließ seine Frau kommen. Diese gab das Trinken ihres Mannes zu, erklärte sich mit der Abstinenz einverstanden, fügte aber hinzu: «Hélas, Monsieur, nous sommes toutes veuves.» («Leider, Doktor, sind wir alle Witwen!») Als ich aber nun ihrem herbeigeholten Mann die ihm drohende Gefahr schilderte, gegen welche die totale Abstinenz das einzige Heilmittel sei, und ihm erklärte, er werde sonst an weitem Deliriumanfällen (waadtländisch: «la charmante») sterben, wurde der bisher so gutmütige Mann plötzlich grimmig wild und erklärte mir kurz und bündig: «Plutôt mourir!» («Lieber sterben!») Es war nichts mit ihm zu machen, und die Frau riet ebenfalls: «Eh bien, Monsieur, puisqu'il veut mourir, il faut le laisser mourir.» («Na ja, Doktor, wenn er sterben will, muß man ihn sterben lassen!») Die tragikomische Szene war damit aus, und ich entließ beide nach Hause. Eine künftige Witwe mehr zu den vielen andern!

Die Anstalt Ellikon entwickelte sich inzwischen zu voller Blüte. Ich hatte Reglemente, Statuten und Jahresberichte ausgearbeitet und vom Komitee genehmigen lassen. Die Jahresberichte wurden sehr sorgfältig mit Hilfe von Herrn Boßhardt nach meinen Angaben veröffentlicht. Ich besuchte die Heilstätte monatlich einmal und stellte die Diagnosen der Fälle fest. Alle Kranken wurden nach ihrer Entlassung genau kontrolliert und Rückfälle bzw. definitive Heilung sorgfältig festgestellt und die Erfahrungen im Jahresbericht niedergelegt. Später gaben wir Herrn Boßhardt eine bestimmte Summe, damit er alljährlich eine Reise zu den einzelnen entlassenen Patienten in der Schweiz machen konnte. Diese neuen, sorgfältigen wissenschaftlichen Feststellungen wurden in keiner Trinkerheilanstalt bis dahin gemacht. Herr Boßhardt entwickelte eine riesige Tätigkeit und Aufopferung in allen Richtungen und gestaltete Ellikon allmählich zu einer wahren Musteranstalt. Anfangs wollte er auf Grund seines religiösen Glaubens das Bestehen von unheilbaren, ethisch defekten Trinkern nicht anerkennen; aber schon nach anderthalb Jahren hatte er solch bittere Erfahrungen gemacht, daß er zu Kreuze kroch und mir zugab: «Ja, leider, Herr Direktor, muß ich es zugeben, es gibt unheilbare, erblich ethisch-defekte Menschen, ich habe es jetzt genug zu meinem Bedauern erfahren.» Mit der Zeit wurden die Heilresultate von Ellikon immer besser; die Hälfte bis drei Viertel der Kranken blieben nach ihrer Entlassung geheilt, das heißt abstinent.

Nun sollte der dritte Kongreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Kristiania stattfinden. Als nunmehriger Vorsitzender des Permanenzkomitees hatte ich mir die Mühe genommen, nicht nur dem Komitee in Kristiania alle

mögliche Hilfe zu leisten, sondern auch einen ausführlichen statistischen Bericht über die Antialkoholbewegung in den letzten drei Jahren auf der ganzen Welt dem Kongreß vorzulegen. Meine Frau entschloß sich, diesmal die Reise mitzumachen. Wir reisten am 14. August zunächst nach Hamburg, wo wir erfuhren, was ich zuerst für einen Witz hielt, daß die verheiratete Frau auf den norwegischen Schiffen zum halben Preis reist. Mit dem Schiff «Lofoten» fuhren wir direkt nach Bergen. Aber unser Schiff konnte nicht landen, da sein Platz bereits besetzt war. Ärgerlich, aber leise, sagte der Kapitän: «Der verfluchte ‚Swede‘ hat uns unsern Platz genommen.» Dieser milde Fluch war der einzige, den ich in Norwegen hörte. Von Bergen fuhren wir zum Teil per Bahn, zum Teil per Schiff und, was uns besonders freute, per Stoolkjære (kleiner, zweirädriger Wagen) vorbei an Fjorden und Moorseen und über flechtenbewachsene Berge nach Kristiania. Dasselbst mußte ich einen öffentlichen Vortrag halten, der die Grundlage zu meiner später erschienenen Broschüre «Die Trinksitten» bildete. Nach dem gutgelungenen Kongreß reisten wir nach Stockholm.

Hier versäumte ich nicht, den berühmten Hypnotiseur Dr. W. Wetterstrand aufzusuchen. Dieser stellte mir eine etwa vierundvierzigjährige Dame vor, die über zwanzig Jahre lang an beiden Beinen gelähmt gewesen war, stets auf einem Rollstuhl gelegen hatte und nun, dank der Hypnose, seit ein paar Wochen wieder frei gehen konnte (hysterische Lähmung). Ihre eigene, fast vierundzwanzigjährige Tochter erschrak förmlich, als sie zum erstenmal in ihrem Leben ihre Mutter gehen sah.

Das Präsidium unseres internationalen Vereins zur Bekämpfung des Alkoholenusses wurde nach dem Weggang des Herrn Dr. Plötz von Zürich durch Herrn Dr. Frick übernommen. Ich hatte in Kristiania mit Herrn Pfarrer Bovet vom Blauen Kreuz in Bern und einem Dänen, Herrn Lehrer Wagener, die Pläne zur Gründung einer internationalen Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten geschmiedet. Die Sache wurde dann wirklich ins Werk gesetzt, und Herr Wagener wurde Redaktor. Die erste Nummer erschien im Januar 1891.

Am 6. Dezember starb nach fast dreijährigem Leiden meine arme Mutter. Sie wurde in Vaux begraben.

Am Schluß des Jahres wurde nun unser Assistenzarzt Dr. Ludwig Frank auf Empfehlung hin Direktor der Irrenanstalt Münsterlingen im Kanton Thurgau. Wir freuten uns sehr über die Sache und feierten am 2. Januar 1891 seinen Abschied. Damit war abermals ein abstinenter Irrenarzt Anstaltsleiter geworden. Herr Direktor Bleuler in Rheinau und Herr Professor von Speyr in Bern waren längst abstinenter.

Ich bekam damals einen recht interessanten Fall von einer gebildeten hysterischen Dame, die ich von ihren schweren Zuständen zunächst mit Hypnotis-



mus heilte. Nach einem Rückfall, den sie bekam, schickte ich sie dann zu einem Bauern zur landwirtschaftlichen Arbeit. Sie wurde dort definitiv und so vollkommen geheilt, daß sie später eine bedeutende Arbeitskraft gewann und als Leiterin einer großen Pflegerinnenschule tätig war. Dies war für mich der erste Anlaß, an die Frage der Heilung von Gemüts- und Geisteskranken durch körperliche Arbeit und Beschäftigung heranzutreten (sogenannte Arbeitstherapie).

Am 18. Mai wurde ich in meiner Eigenschaft als Waadtländer mit zur Stiftung der Hochschule Lausanne, die dem Beispiel der früheren Genfer Akademie gefolgt war und eine medizinische Fakultät errichtet hatte, zum Delegierten gewählt. Wie in Montpellier, waren aus allen Ländern Professoren in ihren bunten Talaren erschienen, und die Einwohner der kleinen Stadt Lausanne machten erstaunte Augen. Dort machte ich während einer Schifffahrt nach Vevey die Bekanntschaft des berühmten Lausanner Professoren und Philosophen Charles Secretan. Er war mit meinem nun verstorbenen Großonkel Alexis Forel sehr befreundet gewesen. Bei allen Protestanten, besonders der freien Kirche, galt er als der «christliche Philosoph der Freiheit». Der Mann war früher in der Tat sehr christlich gewesen, aber sein offener Geist hatte die Schwächen unserer engherzigen Orthodoxie immer mehr erkannt, und er war in seinen alten Tagen immer freier geworden – zum größten Ärger unserer waadtländischen Mucker. Er war damals ungefähr achtzig Jahre alt. Er zog mich beiseite und sprach mir sein höchstes Interesse für meine Studien über den Hypnotismus aus. Dann, ängstlich nach allen Seiten blickend, sagte er wörtlich zu mir: «Herr Forel, sind wir allein? Denn hier in diesem Lande, Sie wissen, wie engherzig hier die Leute sind! Herr Forel, Ihre Studien geben viel zu denken, wissen Sie, wissen Sie, Christus – Ist doch niemand da? – Christus war ein großer Hypnotiseur!!» Ich mußte herzlich lachen und gab ihm selbstverständlich sehr recht; er dachte dabei natürlich vorwiegend an die Wunderheilungen. Aber er fügte seufzend hinzu: «Ach, in diesem Lande hier darf man es nicht sagen, die Leute sind so furchtbar engherzig.» Zum Entsetzen der Lausanner habe ich später diesen Ausspruch des Charles Secretan im dortigen Volkshaus öffentlich wiederholt. Leider wurde das Fest später im Hotel Beau-Rivage, wo sich alle Gäste versammelten, dadurch schwer getrübt, daß einige unserer höchsten schweizerischen Persönlichkeiten, unter welchen ein Deutschschweizer und ein welscher Bundesrat, sich in Frack und Glacéhandschuhen, vollständig betrunken, zum besten gaben. Besonders die französischen Gäste bissen sich in die Lippen. Ich wußte vor Scham für meine Landsleute nicht, wo ich mich verstecken sollte. Möge es in Zukunft besser werden! Im übrigen verlief das Stiftungsfest recht schön.

In der nächsten Zeit bekamen wir verschiedene erfreuliche Besuche: zunächst den des berühmten Professors Delbœuf aus Lüttich, der ebenso stark in den alten Sprachen wie in der Mathematik, in der Philosophie wie im Hypnotismus und außerdem ein vorzüglicher Schriftsteller war, ein Mann von erstaunlicher Tatkraft und Lebhaftigkeit und begabt mit einem sprudelnden Witz. Ich hatte ihn schon beim Pariser Psychologenkongreß kennengelernt. Als ich dort einen etwas schwachen Toast vorgebracht hatte und unmutig sagte: «Ich habe Dummheiten gesagt», antwortete der neben mir sitzende Delbœuf: «Oh, das ist nicht das erste und sicher auch nicht das letzte Mal.» Seine aufrichtige Derbheit hatte mich für den Mann sehr eingenommen. Er sagte mir auch einmal: «Ich habe eine große Schwäche, ich hasse nämlich alle Titel und Dekorationen. Das ist ein großer Fehler, denn das sind Kräfte, das sind Kräfte!» Ich lernte in meinem Leben immer mehr, wie recht der Mann hatte, konnte mich aber trotzdem in der gleichen Abneigung gegen alle diese Auszeichnungen ebensowenig ändern wie er.

Ich hatte mich entschlossen, diesmal meinen Urlaub in Bulgarien zuzubringen. Am 26. Juli 1891 reiste ich von Zürich ab und kam über Wien und Budapest schon am 27. abends nach Belgrad und fuhr gleich weiter nach Sofia. Dort gab es nur ein Hotel «ohne Wanzen», da aber dort das Zimmer zehn Franken kostete, zog ich ein Hotel «mit Wanzen» vor. Damals glich Sofia einer zerstörten Stadt, die man in fieberhafter Tätigkeit wieder aufbaute, alles Türkische mußte weg. Ich hatte Empfehlungen für den Justizminister Grecoff, der mich sehr freundlich empfing. Man riet mir sehr, das Kloster Rilo aufzusuchen, wo ich übernachtete. Die Ignoranz der Mönche (Popen) und der Schmutz, der dort herrschte, spotteten jeder Beschreibung. Ich machte in der Umgebung einige interessante Funde (Ameisen). Minister Grecoff gab mir für meine beabsichtigte Reise nach dem Osten des Landes Herrn Christovitsch mit, der Ornithologe war und für das Museum jagte. Herr Christovitsch erzählte mir unterwegs so viel von den Räubern in den dortigen Wäldern und von ihrer Ritterlichkeit, daß ich schließlich sagte: «Bei uns wären Ihre Räuber Regierungsräte.» – «Sie haben nicht so unrecht», antwortete er mir, «ein ehemaliger Räuber, dessen ganze Familie von den Türken getötet wurde, sitzt heute in unserer Skupschtina.» Wir setzten unsere Reise in Begleitung und unter dem Schutze eines Gendarms bis nach Sare Mussa fort. Christovitsch und ich reisten allein zurück nach Burgas und weiter nach Hause. Nachträglich erfuhr ich durch einen Bulgaren, daß der Gouverneur in Burgas wegen meiner Tour nach Sare Mussa eine Höllenangst ausgestanden hätte, da die Gegend damals ganz von Räubern infiziert war.

Meine Reise nach Bulgarien bildete ein höchst lehrreiches Gegenstück zu jener nach Tunis. Dort hatte ich relativ noch wilde und infolge des Islams sehr schwer zivilisierbare, jedoch von einem Kulturvolk, den Franzosen, beherrschte Araber gesehen. Hier fand ich nun ein von dem barbarischen türkischen Joch erst kürzlich befreites Kulturvolk, das sich selbst mit fieberhaftem Eifer zivilisieren wollte. Natürlich herrschten bei den Bulgaren damals noch viele türkische Sitten. Die sexuellen Sitten waren noch relativ sehr rein, aber die Gebräuche der Eheschließung zum Teil recht primitiv. Die bulgarischen Bauern kauften ihre Braut noch dem Vater für vielleicht zweihundert bis dreihundert Franken ab. Wenn der Vater aber einen zu hohen Preis forderte, wurde nicht selten die Braut geraubt. Es war damals schwer, im bulgarischen Charakter dasjenige, was auf barbarischen Überlieferungen beruhte, von erblichen Charaktereigenschaften zu unterscheiden. Viele romantische Züge lagen im bulgarischen Wesen: ein feuriger Patriotismus und Nationalismus, gepaart mit einem glühenden Haß gegen die Türken und die Griechen. Aber nachdem sie selbst kaum vom Türkenjoch befreit waren, fingen die Bulgaren bereits an, die Griechen in ihrem Lande schwer zu unterdrücken! Das kam ihnen ganz natürlich vor, waren sie doch unter dem barbarischen Recht des Stärkeren erzogen. Ein Verständnis für demokratische Einrichtungen fehlte ihnen völlig. Der jetzige König, damals noch Fürst Ferdinand, regierte erst seit kurzem. Bald nach meinem Weggang wurde Stambuloff, dessen Energie ich sehr bewunderte, meuchlings ermordet. Er war ein echter bulgarischer Patriot, aber auch ein rücksichtsloser Tyrann, dem alle Mittel gut genug waren.

In mancher Beziehung erinnerten mich die Bulgaren durch ihren unendlichen Fleiß und ihre geistige Regsamkeit, aber auch durch ihre Streitsucht und ihren Argwohn an unsere Deutschschweizer, was das Erbliche in ihrem Charakter betrifft. Diese Eigenschaften, verbunden mit ihrer noch vorhandenen Halbbarbarei, machten sie auch gegeneinander ungemein mißtrauisch und tückisch. Verrat und rücksichtslose Ausbeutung waren und sind heute noch bei ihnen an der Tagesordnung. Damals schon bewunderte ich aber ihre Energie bei ihren Kulturbestrebungen. Bei einer spätern Reise mußte ich die seitdem errungenen Fortschritte noch mehr bewundern, aber ihre barbarischen Instinkte haben sich dennoch nur zu sehr im Balkankrieg 1913 und erst recht 1915 wieder gezeigt. Einige Jahre genügen eben noch nicht, um das menschliche Raubtier sozialer zu gestalten; dies wird durch den Haß der Balkanvölker untereinander heute drastisch genug illustriert.

## SYNTHESEN

Freude an Entdeckungen und Pflichtgefühl · «La petite maman» · Vorbeugen ist besser als Heilen · Lebensrevolution · Tierseele und Menschenseele · Gehirnleben · Nur Gradunterschiede der Zurechnungsfähigkeit · «Du mußt Apostel der Wahrheit werden» · Soziale Hygiene · Alkoholfrage · Pädagogik · Sexuelle Frage · Rationelle Zuchtwahl · Frauenfrage · Welthilfssprache Esperanto · Rassenfrage · Großer Kampf um Wahrheit · Gründung der Guttemplerloge «Helvetia Nr. 1» · Angriffe · Interessante Besuche · Lombroso · Besuch in Algier · Bemerkenswerte hypnotische Fälle · Narkotische Sucht · Abstinentes Volkshaus · Abstinenzwirtschaften.

Es ist hier wohl der Augenblick gekommen, einen Rückblick auf die psychologischen Synthesen zu werfen, die sich seit 1879 in mir gebildet hatten. Sie bestimmten die Richtung meines weiteren Denkens, Wirkens und Forschens. Ich sagte mir: «Du hast höhere Pflichten, als Ameisen zu beschreiben und zu beobachten, oder neue Zusammenhänge von Fasern und Zellen im Gehirn zu suchen.» Welcher Art aber diese höhern Pflichten waren, ergab sich immer klarer aus den Kenntnissen, die ich dem Studium der Evolution des Lebens und speziell des Lebens des menschlichen Gehirns verdankte.

Nach innen hatten Glück und Optimismus meinem frühern Pessimismus Platz gemacht. Meine liebe Frau entwickelte sich immer mehr zum Muster einer verständnisvollen, liebevollen Gefährtin, in deren bescheidenem Wesen eine rastlose Arbeitskraft sich mit künstlerischem Können verband, das unser vielseitiges Wirkungsfeld beseelte. Sie hatte die Gabe, auch das tägliche Leben, besonders durch ihre musikalische Begabung, zu schmücken. Aus ihrer stillen, fast unmerklichen Tätigkeit strahlte kluge Güte auf die Kranken, auf unsere neuen Abstinenten, auf unsere Kinder, auf das ganze Anstaltspersonal, die Ärzte inbegriffen, aus. Ihr immer heiteres, gleichmäßiges, liebevolles Wesen wirkte mächtig auf mich wie auf alle, den Frieden wortlos gebietend. Nicht umsonst nannte man sie «la petite maman».

Draußen jedoch, zunächst in der kleinen Außenwelt der Irrenanstalt, aber auch in der größeren Außenwelt, strömte noch viel mächtiger der Jammer, der Streit und das Unglück bei den Menschen – ein wilder, trüber Strom, dem gegenüber die Augen zu verschließen mir feige und fast gemein vorgekommen wäre, auch wenn nicht schon meine Pflicht als Irrenarzt mich zur Tat aufgefordert hätte.

Daraus ergab sich die Richtung meiner zukünftigen Tätigkeit. Bestimmend wirkte auch, daß in der Hauptsache die freie Praxis der Medizin durch Mammons Macht bis ins innerste Mark korrumpiert ist, was aber kein Grund ist, dieser Korruption nachzugeben, wenn man sie erkannt hat. Instinktiv hatte ich ja schon seinerzeit eine Staatsstellung gesucht, um der Praxisjagd zu ent-



gehen. Ferner wurde mir immer klarer, daß der alte Spruch der Hygiene: «Vorbeugen ist besser als Heilen» viel mehr in den Vordergrund unseres Strebens treten müsse. Dieser Spruch wird zwar laut gepredigt, aber verzweifelt wenig, vor allem nicht rationell und aufrichtig, in die Tat umgesetzt. Und doch werfen die Synthesen der Lebensrevolution einen Strom von Licht auf jene Wahrheit, deren allgemeine Verkenntung mich immer im Innersten empörte. Daß nicht nur Theologen und verknöcherte Juristen, sondern auch die naturwissenschaftlich denkenden Ärzte so gern im alten Schlendrian fortfahren, schmerzte mich tief. Und gerade bei ihnen war und ist noch heute das Übel am krassesten. Gehen wir nun zu den einzelnen Gegenständen der Synthese über.

Die Ameisen hatten mir Verständnis für die Evolution des sozialen Lebens und Stoff für die vergleichende Psychologie gegeben. Durch Tierexperimente hatte ich diesem Zweig der Wissenschaft einige Beiträge geliefert. Diese Studien bildeten für mich fast den einzigen erlaubten Leckerbissen meines reinen Egoismus.

Außer den Ameisen hatte ich die Anatomie des Gehirns, verbunden mit physiologischen Experimenten, intensiv und mit Erfolg studiert (Haubenregion, Neuronentheorie usw.); aber je länger, desto mehr sah ich ein, daß die höchst langwierigen und umständlichen hirnanatomischen Untersuchungen sich mit meiner furchtbaren Arbeitslast nicht mehr vertrugen. Ich hatte mit Hilfe verschiedener Assistenten und Schüler zwar noch einige interessante Arbeiten veröffentlicht und Tierexperimente gemacht. Aber ich mußte nun, wenn auch mit schwerem Herzen, das Laboratorium, diese Stätte stiller wissenschaftlicher Arbeit, von Jahr zu Jahr mehr und schließlich fast ganz den andern überlassen. Es ging einfach nicht mehr. Doch hatte mir die vergleichende Anatomie ebenso klar den ununterbrochenen Zusammenhang der Entwicklung zwischen den Tiergehirnen und dem Menschengehirn bewiesen, wie die vergleichende Psychologie und Physiologie samt Ameisen mir den ununterbrochenen Zusammenhang zwischen der Tierseele und der Menschenseele gezeigt hatten.

Der Hypnotismus hatte mir endlich die Wesensidentität zwischen dem bewußten und dem unbewußten Zustande unserer menschlichen Psychologie klargemacht. Die stärkere Dissoziation des Unterbewußtseins bedingt ja durch dessen häufige funktionelle Ausschaltung allein den Unterschied. Dadurch war ich über das Scheinproblem der als Wesenheit von der reinen Introspektion getrennten Bewußtseinstätigkeit hinweggekommen. Außerdem bewiesen mir die Erfolge der Psychotherapie die Tatsache, daß eine Reihe Krankheiten, deren Sitz man früher in andern Teilen des Körpers gesucht hatte, in Wirklichkeit Störungen der Gehirnfunktionen sind.

Mit Hilfe der genannten Gebiete war mir nun der ganze Umfang und die große Tragweite der Psychiatrie, meines Spezialfaches, auch klar geworden. So wie Gehirnfunktion und Seele Teile des einheitlichen Lebens sind, so stellen die Gehirnkrankheiten mitsamt den Nervenkrankheiten nur einen Teil der Pathologie des gesamten Körperlebens dar. Während aber der übrige Körper nur vegetativ lebt, und während die Muskeln nur die letzten Diener des Gehirns darstellen, greifen alle Störungen des Gehirns in höchstem Grade in das ganze menschliche Dasein ein – ja, das Gehirn ist der Mensch im Menschen, und seine Krankheiten bedeuten demnach alle Störungen des innern Menschen in seinem Denken, Fühlen und Handeln. Was sind Theologie, Recht, Wissenschaft, Kunst, Phantasie, Krieg, Lust, Unlust, Haß, Liebe in unserer ganzen Kulturgeschichte, wenn nicht individuelle und soziale Vorgänge unseres Gehirnlebens? Und wie viele dieser Vorgänge erweisen sich nicht als pathologisch (Propheten, Psychopathen aller Sorten, Aberglauben usw.), wenn man sie an Hand unserer heutigen Kenntnisse genauer prüft? Und ferner: Was man früher Nervenkrankheit genannt hat und vielfach noch nennt, ist zum allergrößten Teil Gehirnstörung, denn die wirklichen Krankheiten der peripheren Körpernerven bilden nur einen winzigen Teil unserer bisher mißverstandenen und von der Psychiatrie künstlich getrennten Neurologie.

In Wirklichkeit werden uns in die Irrenanstalten zum größten Teil nur die unheilbaren und immer nur die schwersten Krankheiten des Gehirns zugewiesen, nachdem man sie oft jahrelang mißdeutet und falsch behandelt hat, und der Kranke entweder gefährlich oder blödsinnig geworden ist, so daß man sich draußen nicht mehr mit ihm zu helfen weiß. Da, beim Tor des Irrenhauses, das sich hinter ihnen schließt, liegt die ganze Grenze zwischen Psychiatrie und Neurologie, zwischen Geisteskrankheit und Nerven- beziehungsweise Körperkrankheit.

Daraus ergibt sich, daß die Frage der Zurechnungsfähigkeit, auf welcher unser ganzes Strafrecht beruht, grundsätzlich falsch gestellt wurde. Grenzen gibt es nicht zwischen Unzurechnungsfähigkeit und Zurechnungsfähigkeit, nur Gradunterschiede in der Zurechnungsfähigkeit. Ein zurechnungsfähiger Mensch ist ein sozial gut anpassungsfähiger Mensch, während ein unzurechnungsfähiger mehr oder weniger schlecht anpassungsfähig ist, bis die Sache so weit geht, daß er zum gefährlichen Individuum, zum Verbrecher oder zum Selbstverderber, infolge verschrobener Gehirntätigkeit wird. Laut schrie in mir eine Stimme, die dem Psychiater sagte: «Hinaus aus deinen Mauern, zur Verkündigung jener Wahrheiten an die Öffentlichkeit sowie zum Studium der Seelenabnormitäten außerhalb der Anstalten. Du mußt Apostel der Wahrheit werden. Was nützt es denn, ewig dazubleiben, um die verlorenen Opfer des

Unverstandes der Menschheit als Trümmer in geschlossenen Irrenhäusern zu pflegen und dabei die Ursachen dieses ganzen Elendes ruhig weiterbestehen zu lassen? Das ist Feigheit!» Die soziale Hygiene erfordert eine totale Umwälzung unserer Anschauungen, um das Übel an der Wurzel zu fassen, vor allem eine rationelle menschliche Zuchtwahl.

Aber noch mehr. Die Alkoholfrage hatte sich mir mächtig aufgedrängt. Ich hatte bereits gesehen und öffentlich gesagt, daß ich mehr geistesranke Alkoholiker in den Abstinenzvereinen – ob christlich oder ungläubig – kuriert hatte, als andere Geistesranke in Irrenanstalten während meiner ganzen Tätigkeit! Und ferner: Diejenigen der geheilten Patienten, die an andern Krankheiten gelitten hatten, waren mit Hilfe der Zeit fast von selbst gesund geworden, während die Alkoholiker mitsamt ihren Familien durch die Abstinenz gerettet worden waren. Dennoch befriedigte mich diese ganze Tätigkeit, Ellikon inbegriffen, nicht vollauf. Auch hier retteten wir nur die von der menschlichen Gesellschaft und speziell vom Alkoholkapital und von den Trinksitten verschuldeten Trümmer, während die Schuldigen weiter sündigten. Und letztere sündigten nicht nur an ihren Mitmenschen und oft an sich selbst, sondern an der ganzen zukünftigen Menschheit durch Vergiftung ihrer Keime in den männlichen und weiblichen Geschlechtszellen. Da wurde mir ein großartiges Feld der sozialen Hygiene offenbar, das bisher unter dem Namen einer falschen Moral von der Religion der verschiedenen Glaubensarten allein annektiert worden war. Der Alkoholiker ist nicht der Sünder, den man mit Bekehrung zu Gott retten muß, er ist das Opfer der Blindheit und Unwissenheit seiner Mitmenschen und Vorfahren. Alkoholismus, soziale Frage, Psychiatrie, Strafrecht und Wissenschaft hängen durch intime Fäden untrennbar zusammen.

Die Pädagogik, das heißt die ganze Frage der Schulerziehung, der Erziehung überhaupt, drängte sich mir dabei ebenfalls auf. Das Kind ist nur eine ontogenetische Zwischenstufe zwischen Keimzelle und Erwachsenem. Die herkömmliche Erziehung legt zum Beispiel durch verfrühte und gewaltsame Glaubensbeeinflussung seiner freien Entwicklung zuviel Zwang an, und der pedantische Zopf der Lehrer läßt es dann schwer zu selbständigem Denken, zur Entwicklung seiner eigenen Persönlichkeit kommen. Fort mit dem Alkohol bei der Jugend, Freiheit des Glaubens und Belehrung des Kindes über die wissenschaftliche Wahrheit und über seine sozialen Pflichten, Reform der ganzen Schule durch konkrete Anschauung mit der Beseitigung aller aufgedrängten und dem Kinde unverdaulichen Metaphysik der Erwachsenen.

Weiter war ich durch die Abolitionisten auf die wichtige sexuelle Frage gebracht worden. Hier sah ich wiederum überall das tiefste Elend und Unglück auf Grund von Vorurteilen, Glaubenstyrannie und menschlichem Unverstand.

Die Verschrobenheiten unserer sexuellen Ethik spotteten ja jeder Beschreibung. Mit der Bekämpfung der Prostitution sollte der Anfang gemacht werden zu einer sexuellen Reform, die zu einer zugleich natürlichen und rationalen Zuchtwahl führen muß, wenn nicht unsere ganze Kultur nach und nach zugrundegehen soll.

Noch drei Fragen beschäftigten mich: Erstens die Frauenfrage, das heißt die ungerechte Knechtung des Weibes durch den Mann, welche der Mensch allein im ganzen Tierreich erfunden hat. Ich wurde dadurch zu einem eifrigen Apostel des Frauenstimmrechts, der Frauenrechte überhaupt. Ferner die Frage der internationalen Sprache oder besser Welthilfssprache, die den internationalen Frieden und das gegenseitige Verständnis unendlich fördern würde. Ich hatte angefangen, Volapük zu studieren und ging später zum Esperanto über. Endlich die menschlichen Rassenfragen. Welche Rassen sind für die Weiterentwicklung der Menschheit brauchbar, welche nicht? Und wenn die niedrigsten Rassen unbrauchbar sind, wie soll man sie allmählich ausmerzen?

Ich glaube, mit diesen Zeilen kurz den Nachweis geliefert zu haben, daß meine scheinbar so weit auseinanderliegenden Tätigkeiten einen tieferen, untrennbaren Zusammenhang besitzen, den nur die Kurzsichtigkeit unseres leider heute so üblichen einseitigen Fachgeistes übersieht.

Die Kirchen haben die wahre menschliche Ethik auf ein konstruiertes Jenseitsleben gerichtet und sie dadurch gefälscht. Sie haben den menschlichen Egoismus und seine Angst vor dem Tode mit Hilfe der Staatenleiter weidlich mißbraucht.

Die allgemeine Feigheit hemmt die Anwendung der Ergebnisse der wissenschaftlich erkannten Wahrheit. Die Helden sind recht selten geworden und entstehen viel leichter auf Grund persönlicher Leidenschaft als infolge einer durch wissenschaftliche Erkenntnisse geklärten Humanität. Der natürliche Cliquengeist (respektive im großen der Nationalismus) führt auf allen Seiten den Menschen dazu, sich zwar für sein Vaterland im Kriege töten zu lassen, heute aber noch kaum dazu, für das Wohl der ganzen Menschheit schwere Leiden zu ertragen. Dies muß aber anders werden, und ein ehrlicher Sozialismus macht den Anfang dazu.

Die Geschichte der Menschheit lehrt, daß viele große und sogar manche edle Kulturen untergingen und immer wieder durch Barbarei ersetzt wurden. Soll das immer so fortgehen? Nein, denn dank der Druckerei, dem Dampf und der Elektrizität ist die Raschheit des Verkehrs derart, daß Entdeckungen sich blitzartig verbreiten und nicht mehr verlorengehen. Was ist an unsern jetzigen wissenschaftlichen Entdeckungen wirklich und sicher neu und zugleich sozial brauchbar? Wieviel beruht auf alter, hunderttausend- oder mil-



lionenjähriger atavistischer Vererbung unseres Gehirns, wieviel auf der durch das gleiche Gehirn erworbenen und durch die Enzyklopädie unserer Vorfahren gesammelten Kultur?

Manche dieser Fragen dämmerten mir erst auf. Sicher aber war mir die verderbliche Wirkung metaphysischer Dogmen auf den Menschen. Mögen dieselben als Gott, Religion, Weltanschauung, Weltallsystem und wie sie nur heißen mögen, verkündet werden, sie bekunden nur die Eitelkeit und die Kurzsichtigkeit ihrer Stifter und Bekenner, welche die Fragen des Weltalls in ihrem kleinen Leben durch ein abgeschlossenes System lösen zu können sich einbilden. Fort mit diesem Größenwahn und den Vorurteilen, die aus demselben stammen. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. «Ja», antwortete Voltaire darauf, «aber der Mensch gab ihm jene Schöpfung weidlich zurück!»

Um logisch zu sein, mußte ich nun mutig in den großen Kampf für die Wahrheit gehen, unbekümmert um die vielen Feindschaften, die ich schon hatte und mir immer mehr zuziehen würde. «Aber», sagte man mir, «was wollen Sie denn den Armen, Elenden, Unwissenden und Schwachen an Stelle des von ihnen erwarteten Paradieses geben, das ihnen versprochen und ihnen nach dem Christentum um so mehr bieten wird, je schwerer sie auf Erden gelitten haben?» Große, gute und aufrichtige Geister zauderten deshalb, gegen den christlichen Glauben vorzugehen. Doch was hilft es, in so feiger und jesuitischer Weise den Irrtum für einen vermeintlich guten Zweck verteidigen zu wollen? Ist das Wahre nicht gut, so kann das Falsche auf die Dauer nicht besser werden. Wenn der Mensch nur auf Grund von Jesuitenversprechungen, die dem Egoismus entgegenkommen, das Gute tut, so muß dieses Gute leicht in Schlechtes arten. Tatsächlich aber hemmt man die Erkenntnis, die Bildung und das zukünftige Glück der Massen mit derartigen abergläubischen Grundlagen der Ethik. Eine solche Ethik ist gar zu fadenscheinig.

In dem Kampf, der mir bevorstand, konnte ich auf Grund des Gesagten keineswegs auf meine ärztlichen Kollegen rechnen, ich mußte selbst zum Volk.

So ging ich nun an die Gründung des Guttemplerordens in Zürich. Ich konnte einfach nicht länger warten. Ein Wort des Herrn Josef Malins, Großtemplers der Großloge Englands, hatte mich tief ins Herz getroffen: «Ja, im kontinentalen Europa habt Ihr vortreffliche Generale, aber keine Soldaten.» Bekanntlich trifft nur die Wahrheit, und diese Wahrheit über unsere zentral-europäische Abstinenzbewegung hatte mir eine Wunde geschlagen. Mit Hilfe der Miß Gray hatte ich mich mit Mühe und Not in den Wust der anglo-amerikanischen Verfassungen des Ordens einigermaßen hineingearbeitet. Es war viel amerikanischer Bürokratismus darin, aber diese Verfassungen mußten studiert werden, und ich war zunächst Schüler. Endlich hatte ich die erforder-

lichen zwölf Abstinenten zusammengebracht, die zur Gründung der ersten Guttemplerloge notwendig waren. Darunter war der Schuhmacher, der das Geschäft des Herrn Boßhardt übernommen hatte, Herr Siegfried Kammerer, ferner eine treue, alte, waadtländische Wärterin der Anstalt, Frau Bonzon. Die übrigen waren fast alle zum Teil entlassene und zum Teil noch in der Anstalt sich befindende Trinker. Mit ihnen wurde ich am 7. Januar 1892 feierlich in den Orden eingeweiht. Als ich das mit englischem Akzent von Miß Gray gesprochene Ritual zum erstenmal hörte, wurde mir aber fast übel. Erstens waren die darin enthaltenen ethischen Verpflichtungen, wollte man sie wörtlich nehmen, fast übermenschlich, zweitens war die in Schleswig gemachte deutsche Übersetzung schlecht, drittens waren die zahlreichen Bibelsprüche und englisch-orthodox-religiösen Formeln für mich unannehmbar. Ich fügte mich aber vorderhand. Unsere junge Loge wurde «*Helvetia Nr. 1*» getauft und bekam Gratulationen aus allen Erdteilen. Nolens volens mußte ich natürlich die geistige Leitung der Loge übernehmen. So mußte ich jeden Donnerstag zur Loge pilgern, ihr neue Mitglieder zuwenden und die ganze komplizierte Organisation weiter ausbauen, damit die Sache auf fester Grundlage stehen könne. Und siehe da! Mit meiner Arbeit für die Loge wuchs auch meine Liebe für sie und ebenso das Interesse und die Zuneigung der andern Mitglieder. Trotz den großen Mängeln kamen immer neue Mitglieder hinzu, und der dem internationalen Verein fehlende brüderliche Zusammenhang zwischen den Gesellschaftsklassen wurde immer fester. Eine Frau aus der Zürcher Aristokratie, Frau von Wyß-Kündig, trat ein und übernahm den sogenannten Kindertempel (Jugendorganisation).

Im Sommer 1892 erhielten wir mehrere interessante Besuche; zuerst den des genialen italienischen Juden, Professors Lombroso, mit dem ich mich befreundete. Die kolossale Phantasie dieses Mannes hat zwar viele Sprünge gemacht und war an Irrtümern und Übertreibungen reich, aber er hat die Wissenschaft und das Recht durch viele Anregungen ungemein befruchtet. Die Irrtümer, wie zum Beispiel der besondere Typus des Verbrechers als solcher, wurden bald korrigiert. Lombrosos Geist ist es zu verdanken, daß das versumpftete Strafrecht in neue Bahnen gelenkt wurde, deren Vertreter sich in der internationalen kriminalistischen Vereinigung sammelten.

Ferner bekam ich noch den Besuch der hervorragenden Frau Professor Déjerine aus Paris, die als Ärztin mit ihrem Mann zusammen ein großes hirnanatomisches Buch herausgab. Sie zeigte großes Interesse an unserem Laboratorium und an unseren Arbeiten.

Im Jahre 1892 habe ich auch ziemlich viel geschrieben. In der Gesellschaft der Ärzte brachte Huguenin die Theorie der Neuronen als Neuigkeit vor, mich

dabei natürlich völlig ignorierend. Da ich anwesend war, konnte ich die Sache richtigstellen. Auf dem Gebiete des Hypnotismus gründete ich mit Herrn Dr. Großmann in Berlin die «Zeitschrift für Hypnotismus und Suggestionstherapie». Ich leitete die Zeitschrift mit einem Aufsatz über «Suggestionstheorie und Wissenschaft» ein und schrieb seitdem viele kleine Aufsätze in diesem Blatt.

Meinen Urlaub verbrachte ich im Jahre 1893 im westlichen Teil Algeriens (Provinz Oran), und zwar zum Teil mit meinem Schwager, Professor Bugnion. Wir besuchten Perrégaux, Mecheria im Süden der Provinz, El Kreider, Franchetti, Les Trembles, Tlemcen, Terni, Ain Temouchent, Bou Tlelis usw. Am 21. April kam ich mit großer Ausbeute und bereichert durch schöne biologische Entdeckungen wieder nach Zürich zurück.

In der Anstalt hatten wir um diese Zeit einige bemerkenswerte Fälle, die in meinem Buche über den Hypnotismus beschrieben sind. Nur einen lehrreichen Fall möchte ich hier erwähnen. Eine total verwirrte, tobsüchtige Frau war ganz kurz vor ihrer Aufnahme in die Anstalt von ihrem Manne zum fünfzehnten Male geschwängert worden. Als wir die Schwangerschaft bemerkten, bekam ich eine Höllenangst, daß die Frau, wenn sie nachts niederkäme, ihr Kind in ihrer Zelle umbringen würde. Als die Zeit der Geburt sich näherte, schloß ich sie, trotz dem Kopfschütteln meiner Ärzte, in einem vergitterten Zimmer der Wachabteilung ein, ließ vor der Türe meine am zuverlässigsten hypnotisierbare Wärterin schlafen und gab ihr die Suggestion, daß sie die ersten Anzeichen der Geburt sofort im Schlafe merken, dann erwachen, nachsehen und die Oberwärterin, den Arzt und mich sofort rufen würde. Ich wiederholte die Suggestion mehrmals. Eines Abends untersuchte Herr Dr. Mercier die Kranke und hatte die Unvorsichtigkeit, der Wärterin zu sagen: «Sie können diese Nacht ruhig schlafen, die Geburt kommt noch nicht.» Zum Glück gehorchte die Wärterin nur mir. Sie schlief wie gewohnt um neun Uhr ein. Um elf Uhr erwachte sie plötzlich, sprang ins Zimmer der Kranken, wo sie Wasser am Boden sah, und rief die Oberwärterin. Letztere behauptete, es sei wie gewöhnlich nur Urin, aber die Wärterin sagte ihr: «Nein, die Geburt kommt, rufen Sie sofort den Arzt und den Direktor.»

Sie hatte vollkommen recht. Der Assistent kam gerade zum Empfang des Kopfes des Kindes und ich zur Unterbindung der Nabelschnur, während man die Kranke, die tobte und schimpfte, durch vier Wärterinnen ans Bett fesseln mußte. Der Hypnotismus hatte sich also hier bewährt. Die Wärterin wußte eigentlich nicht recht, was sie geweckt hatte. Sie muß irgendwie eine ungewöhnliche Veränderung im Schreien der Kranken wahrgenommen haben. Das Kind starb zwei Monate später an Keuchhusten. Die Mutter des Kindes wurde erst dreiviertel Jahre nach der Geburt wieder klar und gesund. Als man ihr

hierauf die Sache erzählte, glaubte sie, man mache einen schlechten Witz. Sie hatte auch nicht die Spur einer Erinnerung, weder an die Schwangerschaft noch an die Geburt.

Herr Dr. Mercier trat im August 1893 als Sekundärarzt zurück und ging als Kurarzt nach Arosa. Herr Dr. Delbrück wurde nun zum Sekundärarzt der Anstalt Burghölzli ernannt, wodurch ich eine sehr starke Stütze und eine große geistige und seelische Beruhigung bekam. Unser Verhältnis war ungemein herzlich. Fräulein Pauline Gottschall, eine Abstinentin, wurde zur Volontärärztin ernannt. Sie war von heiterem Gemüt, und ihre starke Körperkraft erlaubte ihr, die bisher von den Ärztinnen gemiedene männliche Abteilung für Unruhige zu betreten. Dabei erwies es sich, daß die aufgeregten Männer viel weniger erotisch sind als die aufgeregten Frauen, so daß Fräulein Gottschall ohne jede Schwierigkeit die genannten Abteilungen betreuen konnte.

Zu jener Zeit bearbeitete Herr Dizzard bei mir als Dissertation die Behandlung der narkotischen Suchten (Morphinismus, Kokainismus usw.). Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß die Heilung solcher Kranker viel sicherer und dauerhafter ist, wenn man sie zu gleicher Zeit alkoholabstinenter macht, als wenn sie sich durch Wein und dergleichen für die Entziehung anderer Narkotika trösten. In der Tat fallen sie im Katzenjammer eines Wein- oder Bierrausches ungemein leicht in ihre narkotische Sucht zurück.

Wir hatten in jenem Jahr den Besuch des Herrn Professor Bernheim aus Nancy mit seiner Frau. Ich hatte große Freude daran, meinem einstigen Lehrer meine hypnotischen Experimente vorzuführen. Auch mein alter Ameisenfreund Professor Emery erfreute uns mit einem Besuch, und wir tauschten vielfach Ameisenerfahrungen aus.

Dieses Jahr fand der vierte internationale Kongreß gegen den Alkoholismus im Haag vom 14. bis 20. August statt.

Am 23. Oktober fand in meiner Wohnung im Burghölzli eine sehr wichtige Vorbesprechung statt. Ein abstinenter Berliner, der in unsere Loge Helvetia eingetreten war, sonst aber sich einer recht zweifelhaften Lebensführung befleiß, hatte die Idee der Gründung eines abstinenten Volkshauses in Zürich mit ziemlicher Konsequenz verfolgt. Der Mann war recht intelligent, hatte gute Gedanken, war aber unzuverlässig. Er wollte für seine Volkshausgründung in Zürich einen großen Bazar veranstalten. Mit Recht entgegnete man ihm damals, daß Zürich noch nicht für ein solches Unternehmen reif sei und daß ein Bazar nicht genüge, um ein Volkshaus zustandezubringen, wäre er auch noch so erfolgreich. Nun luden wir viele maßgebende Damen und Herren zu uns ein, um zu der ganzen Frage Stellung zu nehmen. Die Damen, unter welchen sehr gebildete und hochstehende Frauen waren, machten ihre Gegen-



ansicht geltend und erklärten sich bereit, einen Bazar zwar nicht für ein Volks-  
haus, sondern zunächst für einfache, aber musterhafte Abstinenzwirtschaften  
veranstalten zu wollen. Unter diesen Damen befanden sich auch Frau Pro-  
fessor Orelli und Fräulein Rinderknecht, welche sehr eifrige Abstinентinnen  
waren. Ich verhielt mich neutral, da mir die ganze Sache noch nicht klar  
genug war, aber die Ansichten der Damen trugen den Sieg davon. Es wurde  
beschlossen, im nächsten Jahr den Bazar wirklich zu veranstalten. Ich ver-  
tröstete den Herrn aus Berlin auf später und erklärte mich bereit, ihm zur  
Ausarbeitung des Planes eines abstinenten Volkshauses behilflich zu sein.  
Später wurde dieser Plan auch richtig entworfen, indem wir Herrn Pfarrer  
Bion dafür gewannen, doch blieb er noch viele Jahre auf dem Papier. Die Saat  
war jedoch nicht verloren. Die gleichen Damen, deren Wirtschaften sich später  
blühend entwickelten und zum Vorbild für ganz Europa wurden, halfen selbst  
mächtig beim Entwurf des abstinenten Volkshauses Zürich, das heute stolz  
in Außersihl steht und für welches man schließlich auch die Hilfe des Staates  
bekam, die damals unmöglich erlangt worden wäre.

## ARBEITSHETZE

Die Morphiumtorte · Ameisenpilzgärten · Experte für Bau der Tessiner Irrenanstalt · Frau  
Professor Orelli stellt 17 000 Franken Einnahmen fest · Alkoholfreier Marthahof · «Herr  
Professor, Sie haben sich geirrt!» · Kaiserliche Hoheit durch Alkoholvortrag verblüfft · Die  
Presse macht gut mit · Verein zur Hebung der Sittlichkeit · Volksinitiative · Sitzung der  
Großloge · Basler Kongreß · Fehde zwischen Mäßigen und Abstinēten · «Ach, min liebe  
Forel, wenn me doch nu nit so firchtig vill liige mießt!» · Ethische Kultur · Entwurf eines  
schweizerischen Irrengesetzes · Erholungsurlaub.

Eines Tages hatte ich eine sonderbare Überraschung. Man brachte mir eine  
schöne Torte, deren Absender ich nicht kannte. Als meine Frau sie anschnitt,  
fanden wir darin Morphiumspritzen und viele Morphiumpulver versteckt!  
Da ging mir ein Licht auf. Wir hatten einen Morphinisten in der Anstalt.  
Weitere Untersuchungen über den Absender ergaben, daß eine Dame diese  
Gegenstände in der Konditorei hineingesteckt hatte; doch war die Adresse,  
statt an den Patienten, aus Versehen an mich geschrieben worden! Ein schöner  
Beleg zu den Mitteln, welche die Morphinisten benutzen, um ihrer Sucht gegen  
ihren eigenen Vorteil nachzugehen.

Meine Arbeitshetze steigerte sich von Monat zu Monat. Sitzungen folgten  
auf Sitzungen. Ich war vollauf mit sozialen Werken beschäftigt, und dennoch  
durfte die Leitung der Anstalt nicht darunter leiden. Ich weiß kaum, wie ich  
damals ohne Delbrücks Hilfe durchgekommen wäre.

Ich bearbeitete den Entwurf für ein schweizerisches Irrengesetz, der dann 1894 vom Psychiaterverein mit wenigen Änderungen angenommen wurde. Mit Professor Stoops (damals Professor der Rechte in Bern, später in Wien) hatte ich Diskussionen über den Vorentwurf zum schweizerischen Strafgesetz, sowohl bezüglich der Alkoholiker als bezüglich der vermindert zurechnungsfähigen, gefährlichen Psychopathen.

Unsere Zeitschrift für Hypnotismus gedieh weiter. Ich schrieb in jenem Jahr darin über meine Erfahrung betreffend die Stuhlverstopfung, die man irrtümlicherweise als lokale Darmstörung betrachtet, statt einzusehen, daß sie so häufig nur auf einer vom Gehirn ausgehenden Störung der Innervation beruht und durch Suggestion am schnellsten und wirksamsten kuriert wird.

Was die Ameisenforschungen betrifft, so schrieb mir Herr Dr. Moeller in Santa Catharina (Brasilien) zu jener Zeit von seinen herrlichen Untersuchungen und Entdeckungen über die Pilzgärten der Ameisen und schickte mir sein bezügliches Ameisenmaterial zur Bestimmung, nebst Angaben über seine biologischen Befunde. Ich war von der Sache begeistert und sah dann, daß die Entwicklung des Pilzgarteninstinktes mit der von mir vorher gefundenen phylogenetischen Verwandtschaft der Arten genau stimmte, und zwar so, daß diejenigen Arten, die sich durch ihren Bau als die ältesten erwiesen, zugleich diejenigen sind, bei welchen die Gärtnereiinstinkte am primitivsten und am wenigsten entwickelt sind. Derartige Feststellungen gehören zu den reinsten und schönsten Freuden des Lebens, indem sie uns einen Schritt in der Erkenntnis der Natur weiterbringen. Ich schrieb darüber eine kleine Arbeit: «Note sur les Attini.» Ferner bekam ich aus Birma eine neue Ameisengattung, wohl eine der wunderlichsten der Welt, die ich Myrmoteras (Ameisenwunder) nannte.

Ich wurde damals beauftragt, mit Herrn Dr. Gonzales aus Mailand als Experte für die neue tessinische Irrenanstalt nach Casvegno (Mendrisio) zu gehen. Die Sache gestaltete sich possierlich. Ohne Rücksicht auf die armeligen Verhältnisse des Kantons forderte Herr Gonzales eine großartige Umfassungsmauer und ein Desinfektionshaus für sämtliche Wäsche der Kranken, die nach seiner Ansicht bei jeder Reinigung ganz und gar desinfiziert werden sollte. Diese unsinnigen Forderungen hätten allein die Hälfte der Summe, die der Kanton zum Bau besaß, verschlungen. Wir sahen uns das Terrain an. Ich empfahl ein sehr einfaches Pavillonsystem mit ganz unsymmetrischen Bauten, erklärte eine Mauer für total überflüssig und einen kleinen Desinfektionsapparat für Epidemiefälle als genügend. Die Leute wollten die ganze Anstalt mit fünfhunderttausend oder sechshunderttausend Franken bauen. Als sie merkten, daß ich die Sache uneigennützig behandelte, und als sie die horren-

den Forderungen des Herrn Dr. Gonzales sahen, die sich auch auf sein Honorar erstreckten, dankten sie diesen ab und beauftragten mich allein mit dem Bauplan der Anstalt. Ich sah mir alles genau an und gab mir mit Hilfe des der Liberalen Partei angehörenden, sehr geschickten Baumeisters alle Mühe, mit den geringsten Mitteln das Beste fertigzubringen. Es gelang auch mit der Zeit, und dank den billigen Arbeitskräften erbaute man eine sehr zweckmäßige und billige Irrenanstalt mit vielen kleinen Pavillons, an deren Besichtigung ich später meine Freude hatte. Es wurde dann Dr. Ris, der damalige Assistent von Direktor Bleuler in Rheinau, zur Überwachung der Bauten bis zur Fertigstellung der neuen Anstalt in Casvegno ernannt. Er arbeitete auch weitere Details der Pläne aus.

Unterdessen hatten die Damen der alkoholfreien Wirtschaften den von Herrn Moos angeregten Bazar im großen Stil vorbereitet. Die vornehmsten Herren und Damen der Stadt Zürich wurden mobil gemacht. Alle Abstinenten halfen mit größtem Eifer. Am 19. und 20. Juni fand der Bazar statt, wobei alle «Schönheiten» Zürichs im vollsten Glanze erschienen. Reden wurden gehalten und alle möglichen Vergnügungen veranstaltet. In der Nähe der Kasse befand sich Frau Professor Orelli, die mit strahlender Freude die reichlich zufließenden Gelder einsammeln half. Am Schluß wurde eine Einnahme von rund siebzehntausend Franken festgestellt. Bald genug waren diejenigen, die mehr zum Vergnügen und Flirt in ihren schönsten Toiletten erschienen waren, verfliegen. Aber die klingende Münze war geblieben. Nun begann die Tätigkeit der guten Frau Professor Orelli. Ihr bescheidenes und stilles Wesen wie ihre ausdauernde, umsichtige und im höchsten Grade uneigennützig Tätigkeit machte sie uns von Anfang an unschätzbar. Am Stadelhoferplatz mietete sie ein kleines Lokal, den «Marthahof». Dies wurde ihre Experimentierstation. Sie ging mit dem Geld sehr sparsam um und verwendete zunächst, wie ich glaube, nicht mehr als sechstausend bis siebentausend Franken zur Einrichtung der Musterwirtschaft. Ihr Grundsatz war: nur die beste Warenqualität mit sehr kleinem, aber ständigem Profit zu verkaufen und die Waren en gros zu beziehen. Trinkgelder wurden grundsätzlich ausgeschlossen, aber das Dienstpersonal dafür sehr gut behandelt. Diesen Grundsätzen blieb sie immer treu, und nach und nach schritt sie, auf Grund solider Erfahrungen, zur Gründung weiterer kleiner alkoholfreier Restaurants in Zürich. Freilich war mit Frau Professor Orelli noch ein Damenkomitee tätig; Frau Orelli überließ sogar andern Damen oft die leitenden Ehrenstellen, aber tatsächlich war und blieb sie von Anfang an die Seele der ganzen Sache, der sie aufs freigebigste ihre Zeit und ihre Kraft widmete. Der Alkoholgegnerbund zog dann sehr bald für seine Sitzungen in den «Marthahof».

Im Juli 1894 besuchte mich ein junger Arzt namens Dr. Oskar Vogt<sup>1</sup>. Er bat mich, meine Kliniken, meine Vorlesungen und mein Laboratorium (letzteres war allerdings, wie gesagt, bedenklich verödet) besuchen zu dürfen, und sagte mir etwa folgendes: «Herr Professor, ich habe ziemlich viel hirnanatomische Studien gemacht, speziell über den Fornix (einen Gehirnteil), und ich habe gefunden, daß Sie sich da sehr geirrt haben. Ich möchte Ihnen die Sache zeigen.» In der ersten Sekunde kam mir diese Art, sich bei mir einzuführen, etwas sonderbar vor, und ich hatte einen Augenblick innern Ärger; doch ließ ich es nicht merken und sagte zu ihm: «Nun gut, wir wollen die Sache zusammen anschauen, und wenn Sie recht haben, sollen Sie meine Irrtümer nur gründlich und ungeniert widerlegen.» Er zeigte mir in der Tat eine ganze Reihe sehr guter Gehirnpräparate, und ich mußte mich überzeugen, daß er recht hatte. Seine ungeschminkte Art und vor allem seine wissenschaftliche Objektivität imponierten mir sehr, da sie wohlthuend mit den gewöhnlichen höflichen Schmeicheleien oder Lobhudeleien kontrastierten, so daß wir bald gute Freunde wurden. Herr Dr. Vogt blieb längere Zeit in Zürich und interessierte sich sehr für meine hypnotischen Demonstrationen, so daß er auch auf diesem Gebiet ein sehr tüchtiger Forscher wurde. Mit ihm gab ich später das «Journal für Psychologie und Neurologie» heraus, das die Fortsetzung der Zeitschrift für Hypnotismus wurde.

Am 12. September unternahm ich mit meiner Frau eine größere Ferienreise, die uns auf Umwegen nach Wien zur Naturforscherversammlung führte. Die Personen, die allgemeine Vorträge gehalten hatten, wurden bei Hof empfangen, und zwar von einem alten Erzherzog. Ich amüsierte mich dabei über den großen Unsinn der Dekorationen. Der gute Erzherzog mußte mit den anwesenden Gelehrten ein paar freundliche Worte sprechen und jedem eine kurze Unterhaltung gewähren. Ich bemerkte nun, wie die Journalisten oben auf einer Tribüne standen und eifrig notierten. Professor Schwiedland hatte mir bereits gesagt, daß alles in die Zeitungen kommen würde. Die ganze Sache ödete mich ziemlich an, aber plötzlich kam mir ein guter Einfall, nämlich meine Unterhaltung mit dem Erzherzog zur Verbreitung des Abstinenzgedankens zu «mißbrauchen». Ich machte mir rasch einen kleinen Plan, während meine vor mir empfangenen Kollegen mit ihm Banalitäten austauschten. Ein Höfling hielt stets dem Erzherzog kleine Notizen mit Namen und Titel der Professoren vor. Als ich dran kam, sagte mir seine Kaiserliche Hoheit: «So, Herr Professor, Sie sind Irrenarzt in Zürich. Gibt es dort viele Geisteskranke?»

<sup>1</sup> Gegenwärtig Direktor des Neuro-Biologischen Institutes in Berlin, Professor und ganz hervorragender Hirnanatom, den ich inzwischen gebeten habe, mein Gehirn nach meinem Tode histologisch zu untersuchen, da ich einen Schlaganfall erlitt. (Siehe später!)



Das kam mir gerade recht. «O ja, Kaiserliche Hoheit, es gibt sehr viele Geistes-  
kranke in Zürich, und eine Hauptursache ihres Leidens ist das Trinken, der  
Alkoholismus.» Und weiter sprach ich laut und eingehend über die ganze  
Antialkoholbewegung.

Der gute Mann war über meinen Redefluß ganz verblüfft. Er war sichtlich  
froh, selbst nicht viel reden zu müssen, und ich konnte meinen kleinen Vortrag  
zuhanden der stenographierenden Zeitungsschreiber ungehindert abwickeln.  
Der Spaß gelang, denn meine Rede wurde anderntags in allen Zeitungen  
Wiens und Österreichs abgedruckt. Es mag etwas albern aussehen, aber es ist  
Tatsache, daß dadurch der erste Anstoß zur Abstinenzbewegung in Österreich  
gegeben wurde.

Etwa anfangs Oktober 1894 fand endlich die früher erwähnte Generalver-  
sammlung des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit im Schwurgerichtssaal  
Zürich statt. Herr Boos-Jegher und ich wurden mit der Mission beauftragt,  
ein Gesetz zur Aufhebung der Bordelle auszuarbeiten und eine diesbezügliche  
Volksinitiative in Bewegung zu setzen. Wir stellten ein verstärktes Komitee  
mit Personen, die zu entscheidenden Schritten entschlossen waren, zusammen.  
Als Staatsbeamter und Direktor der Irrenanstalt hatte ich nicht gut Zeit, die  
politische Agitation zu leiten; dagegen übernahm ich es, den Gesetzesentwurf  
vorzubereiten, während Herr Boos mit Hilfe des neu organisierten Komitees  
sich zur praktischen Einleitung der Volksinitiative bereit erklärte. Im Juni  
1895 wurde im ganzen Kanton eifrig geweielt, um Initiativstimmen (stimm-  
fähiger Bürger über zwanzig Jahre) zu sammeln. Das Resultat war, daß nach  
zweieinhalb Monaten statt der erforderlichen fünftausend Stimmen sechzehn-  
tausendachthundert gültige Stimmen gesammelt waren und dem Kantonsrat  
vorgelegt werden konnten, der nun gesetzlich gezwungen war, die Sache dem  
Zürchervolk, allerdings erst nach einem Jahre, vorzulegen.

1895 begab ich mich nach Basel, wo ich die Vorbereitungen zur Sitzung  
der Großloge traf und wo auch der internationale Kongreß gegen den Alkoholo-  
lismus stattfand. Die höchsten Beamten des damals über fünfhunderttausend  
Mitglieder zählenden Ordens waren nach Basel gereist. Ich hatte an den Sit-  
zungstagen eine horrende Arbeit von früh acht bis abends elf Uhr, indem ich  
nicht nur präsidieren, sondern dazu sämtliche Voten der andern vom Deut-  
schen ins Französische und vom Französischen ins Deutsche übersetzen mußte.  
Ich mußte nochmals das Großtempleramt übernehmen. Unsere Mitgliederzahl  
hatte sich nahezu verdoppelt; wir hatten nun siebzehn Logen.

Der Basler Kongreß gestaltete sich zu einem der besten, wenn nicht dem  
besten überhaupt, der je stattfand. Die dort gelieferten Arbeiten waren vor-  
züglich und machten den Organisatoren alle Ehre. Die Herren Dr. Smith und

Führer brachten ihre klassischen, unter der Leitung Kräpelins vorgenommenen Untersuchungen über die Einwirkung kleiner Alkoholdosen auf einfache psychische Vorgänge (Denken, Fühlen, Bewegung) vor. Herr Dr. Plötz sprach über «Alkohol und Rassenhygiene», Dr. Bleuler über die Trinkerheilstätte Ellikon usw. usw., während unsere akademische Jugend der schweizerischen Gymnasien und Hochschulen durch einen ihrer Pioniere, Herrn Walter Inhelder, über «Die Aufgabe der akademischen Jugend im Kampf gegen den Alkohol» ihre Stimme verlauten ließ. Aber auch die «Mäßigen» hatten ihre besten Kräfte gebracht, die ungeschminkt selbst den Genuß von Schnaps empfahlen und ihre interessierten Hintergedanken, obwohl verschminkt, doch deutlich durchblicken ließen. Unter ihnen glänzte besonders der holländische Staatsminister Borgesius, der russische Regierungsvertreter Minzloff und natürlich unser Monopoldirektor Milliet, der unterdessen für seine bezüglichen Verdienste den Dokortitel h. c. bekommen hatte! Diese Herren griffen uns an, soviel sie nur konnten. So entstand die berühmt gewordene Fehde, die bis zum Jahre 1911 zwischen Abstinente und Mäßigen dauerte, indem sich die mehr oder weniger verkappten Alkoholinteressenten zu Wortführern der Mäßigkeit in den Kongressen derart aufdrängten, daß die harmlosen, wirklichen Mäßigen sich von ihnen leiten ließen. Unser Präsident, Professor Dr. Burckhardt, in Basel, war ein durchaus wahrer Mensch, und die vielen üblichen Höflichkeiten waren ihm zuwider. Gegen den Schluß des Kongresses nahm er mich beiseite und sagte mir in echtem Basler Deutsch: «Ach, min liebe Forel, wenn me doch nu nit so firchtig vill liige mießt!» In Basel wurde die bald nachher erfolgende Verschmelzung unseres internationalen Vereins mit dem Alkoholgegnerbund der Herren Tienken und Bode in Deutschland angebahnt.

Mit einigen Erweiterungen und Verbesserungen durch den Schweizerischen Irrenärzteverein wurde meine frühere Skizze über das schweizerische Irrengesetz veröffentlicht als «Grundsätze zu einem Bundesgesetz zum Schutze der Geisteskranken». Diese Arbeit wurde in der waadtländischen Zeitung «L'Estafette» sehr giftig angegriffen, wogegen ich mich energisch wehren mußte. Der engherzige Standpunkt dieses Blattes sah natürlich in unsern Bestrebungen nichts als Zentralisationstendenzen. An jenem sogenannten «Kantönligeist» sollten in der Tat alle unsere Anstrengungen zur Besserung des Loses der Geisteskranken in der Schweiz zerschellen. Immerhin wurde später von einzelnen Kantonen vieles davon benutzt, und zwar – dank der Initiative meines frühern Schülers und Freundes, Professors Maheim, aus Belgien, Direktor der Anstalt Cery bei Lausanne – auch in meinem Heimatkanton Waadt!

Ich fühlte mich derart übermüdet, daß ich um einen längern Urlaub von drei Monaten (nach sechzehnjährigem Dienst) mit Stellvertretung durch mei-

nen Sekundärarzt Dr. Delbrück einkam. Mein Schwager, Professor Bugnion, war von einem sehr reichen Franzosen, Herrn Graf Dalmas, zu einer Reise auf seiner Privatjacht nach Zentralamerika eingeladen worden. Auch ich wurde eingeladen, den Herren dorthin nachzureisen, was ich annahm, nachdem mein Urlaub bewilligt worden war.

## REISE NACH KOLUMBIEN

Beschreibung der Reisegesellschaft · Der Erzbischof beißt nicht an · Der Erzbischof will verführen · Aasgeier · Tolle Fasnacht der Kolumbier · Auf Magdalenenfluß · Wunderbare Vögel und Fische · Kaimane · Tropennacht auf Lagune · Neue Ameisenarten · Immer noch ist alles verkleidet · Endlich im Urwald · Nachbarschaft von Ameisen (Parabiose) · Mächtige Nester der *Atta columbica* · Pilzgärten · Von Ameisen in die Flucht geschlagen · Erbeutete Pilzgärten · Mutterherrschaft und Polygamie bei den Guajiren · Uralter Indianerpfad · Ameisenjagden vom Maultier aus · Fünfzig Meter lange Luftwurzeln · Hexenkünste der Aruaken · Springende Leuchtkäfer · Überwältigender Anblick des Antillenmeeres · Koka-Lecken · Erdbeben · Ameisen in den trockenen Savannengräsern · Schwerer Absturz in Felsschlucht · Der «letzte» Moment · Die Wunden heilen · Garapaten (Juckmilben) · Auf der Jacht · Schlimme Abenteuer des Grafen Brettes · Jamaikas Irrenanstalt · Neger zumeist heiter-geisteskrank, Engländer melancholisch · Spinnen mit Kalkhaut · Revolution auf Haiti · Tropische Vegetation auf Antille Santa Lucia · «Tée dôle qu'on péfée les fomis aux jeunes filles» · Ein tapferer Neger wehrt sich gegen Übergriffe · Britische Disziplin · Besuch bei dem gefangengehaltenen Negerkönig Béhanzin von Dahomey · Erster Minister und Scharfrichter von vielen hundert Menschen · Guadeloupe · Vera macaque (Fliegenmade) · Schneiden versagt, Indianermittel (Tabaksaft) hilft · Europäische Vegetation erscheint bei Rückkehr zwerghaft · Ankunft im Burghölzli · Geburt einer Tochter.

Anfangs des Jahres 1896 trat ich von Bordeaux aus meine Reise nach Kolumbien auf dem Dampfer «Kanada» an. Nach einer Stunde begann der Dampfer zu schwanken, und ich wurde seekrank. Von Santander an ging es mir aber wieder sehr gut. Ich schlief mehr als zehn Stunden lang und entwickelte einen Riesenappetit. Auf dem Schiff befand sich eine sehr gemischte und recht interessante Gesellschaft. Der Kapitän Geffroy war mustergültig in allen Hinsichten: nüchtern, die äußerste Ordnung und Reinlichkeit beobachtend, dabei ungemein höflich, bescheiden und leutselig, mit tieferstem Gemüt. Er hatte als Schiffsverwalter einen vornehmen Adligen, der sein Vermögen verloren hatte; auch dieser war ein tadelloser Beamter. Der Schiffsarzt war ein kleiner, lustiger, kugelrunder Feinschmecker, der es sich nach jeder Mahlzeit mit dem zweiten Offizier und mit dem Erzbischof der Insel Guadeloupe, der sich auf der Rückreise befand, bei feinen Weinen wohlsein ließ.

Der Erzbischof hatte Dispens, angeblich wegen seines Magens, und aß Fleisch am Freitag, während arme magere Nonnen und niedere katholische

Geistliche fasteten. Trotzdem wurde der Erzbischof sehr gefeiert. Ich knüpfte mit ihm Bekanntschaft an. Er war sehr höflich und intelligent. Aus Bosheit gab ich ihm, weil ich ihn viel trinken sah, meine Broschüre über den Guttemplerorden zu lesen, den er aus Kanada zu kennen angab. Er las sie, kannte bereits unsere Grundsätze, lobte meine Bestrebungen, machte aber selbst durchaus keine Miene, anbeißen zu wollen, obwohl ich ihm die Sache indirekt nahelegte. Eines Tages hatte ich mich nach dem Mittagessen an Ananas gütlich getan und war länger geblieben als die andern. Als ich aufstand, saßen natürlich die drei Genannten, wie immer, noch am Tisch und hatten kleine Likörgläschen mit Chartreuse vor sich. Der Erzbischof hob sein Glas und wollte auf meine Gesundheit trinken. Ich holte schnell ein Glas Wasser, um anzustoßen. Alle drei waren mit ihren Gläsern aufgestanden, und der Erzbischof, offenbar der Anführer, sagte zu mir: «Pfui doch, man stößt nicht mit Wasser an; ein Gläschen Chartreuse, mein teurer Doktor!» Dabei packten mich alle drei am Rock und wollten mir Chartreuse aufzwingen. Nun wurde mir klar, daß die Leute eine Wette gemacht hatten, mich zum Trinken zu veranlassen. Mein Wassertrinken war überhaupt allen Leuten ein Rätsel und ein Dorn im Auge. Die Heuchelei des Erzbischofs, der ja meine Broschüre gelesen hatte, empörte mich im Innersten, und blitzartig beschloß ich, ihm eine Lektion zu geben, die er sich merken müsse. – «Aber, Monsignore, Sie wissen, daß ich Guttempler bin, daß ich feierlich versprochen habe, keine alkoholischen Getränke zu mir zu nehmen. Sie wollen doch nicht, daß ich mein Gelübde breche.» – «Ah, so ein Gelübde ist nicht ernst zu nehmen, man macht viele Ausnahmen» (wie er selbst mit dem Fleisch am Freitag). «Ah, Monseigneur, il est avec le ciel des accomodements!<sup>1</sup>» Ich lächelte höhnisch, indem ich ihm dieses berühmte Wort des Tartuffe von Molière zuwarf, und ging weg.

Nun mußte das Schiff einen langen Umweg um die gefährliche Küste der Guajira-Halbinsel machen. Ich hatte viel zu tun, um meine Ameisenschätze zu ordnen. Der Kapitän erzählte mir wunderbare Sachen über die wilden karibischen Indianer der Halbinsel Guajira. Alle Seeleute fürchteten sich sehr vor ihnen und behaupteten, daß diese Indianer die Schiffbrüchigen nicht nur plünderten und töteten, sondern sogar verspeisten, was mir allerdings fabelhaft vorkam.

Am 15. landeten wir endlich in Sabanilla. Diesmal war mein Schwager Bugnion sehr pünktlich und erwartete mich bereits am Quai, was mich sehr freute. Ich nahm vom Kapitän herzlich Abschied.

Herr Graf Dalmas war unterdessen mit einem französischen Forschungsreisenden, dem Grafen de Brettes, zu den Chimilas-Indianern gereist, dem

<sup>1</sup> «Ah, Monseigneur, es gibt also mit dem Himmel allerlei Kompromisse!»



Rest eines wilden Stammes, der noch mit Bogen und Pfeil schoß. Da wir mitten in die Fasnacht der Kolumbier kamen, bei welcher es so toll herging, daß eine Reise im Land unmöglich war, sahen wir uns zu unserm Ärger gezwungen, einige Tage im Hotel Suisse im trockenen Barranquilla zu verweilen. Der Wirt war ein St. Galler, ein Verwandter eines meiner frühern Kranken vom Burghölzli. Im schönen Garten des Hotels fand ich viele Ameisen und beobachtete den wunderbaren Aasgeier Kolumbiens, der, wenn er zornig oder ängstlich ist, seinen stinkenden Mageninhalt auf den Ruhestörer zu ergießen pflegt. Dieser Vogel ist halb zahm und reinigt das Land von allen Tierleichen. An der Küste hatte ich vorher viele fliegende graue Pelikane bewundert.

Nichts ist toller als der Karneval in Kolumbien. Die Bevölkerung Barranquillas (fünfundzwanzigtausend Menschen) besteht hauptsächlich aus Negern und Mulatten, gemischt mit Kreolen, Europäern und wenigen Indianern. Der Hauptfasnachtswitz der Leute bestand darin, daß die Männer sich als Frauen und die Frauen als Männer verkleideten und daß alle, besonders die Kinder, sich mit Flaschen bewaffneten, die eine grobe Anilinfarbe enthalten, mit welcher alle Leute bespritzt wurden, bis schließlich alle Kleider mit schmutzigen roten Flecken bedeckt waren. Unser Wagen wurde sogar von einem als Weib in ein weißes Gewand gekleideten Kutscher gefahren. Mit Mühe gelang es uns, mit Herrn Sorgler am 17. ein kleines Schiff des Magdalenaflusses, das eher einem Baggerschiff ähnlich sah, für die Fahrt nach Santa Marta aufzutreiben, wo wir den Grafen Dalmas treffen sollten. Dieses sonderbare Fahrzeug hatte eine obere Etage, in welcher wir unsere Hängematten und Moskitonetze aufhängten. Mein Schwager und ich hatten uns nämlich diese beiden für Kolumbien unentbehrlichen Gegenstände in Barranquilla gekauft. Mit meinem Schwager war sein Assistent, Herr Santschi (jetzt Arzt in Tunesien und hervorragender Ameisenforscher), gereist.

Das Fahrzeug wurde noch mit Holz (alten ausgerissenen Wurzeln) geheizt und fuhr unendlich langsam durch die wunderschöne Lagune des Magdalena hindurch. Die Mündung des mächtigen Flusses war wirklich imposant. Auf beiden Seiten der Lagune schwirrten und sangen wunderbare Vögel. Ferner sah man durch das Schiff aufgeschreckte, eigenartige Fische, die, einzig ihren Schwanz als Triebkraft gebrauchend, auf der Oberfläche gleichsam dahinfliegen, obwohl sie keine Flugflossen besaßen. Am Fluß selbst sah man zahlreiche mächtige Kaimane; ich beobachtete sieben zu gleicher Zeit. Sie lagen meistens still im Wasser. Herr Sorgler schoß mit einer kleinen Flinte auf sie, bewirkte aber nur, daß einmal eines der großen Tiere sich umdrehte und wuschwamm. Auf dem Schiff setzte sich die Fasnacht fort, indem der Kapitän und ein anderer Beamter, mit Jaguarfellen bekleidet, allerlei Faxen machten.

Im Holzvorrat des Schiffes entdeckte ich eine wunderbare neue Ameisenart, gerade bevor sie samt Nest verbrannt wurde. Wir erlebten eine geradezu feenhafte Tropennacht auf der Lagune, die mir unvergeßlich blieb. Am andern Morgen landete das Schiff endlich an einer primitiven Landungsstelle in der Nähe der Ortschaft Vico. Die beiden falschen Jaguare verkrochen sich unter ihre Tigerhäute und rannten wie verrückt zum Karneval nach Cienaga, während wir mit Gepäck und Karren eine Stunde lang nach derselben Ortschaft fuhren. Das Gasthaus dort wurde von einem vierundachtzigjährigen Alkoholabstinenten geführt, einem Mestizen aus Jamaica, der sich damit brüstete, drei Mätressen und sechzehn Kinder zu haben. Unter den Ziegeln seines Hofes fand ich eine neue Ameisenart. Dicht daneben tanzten alle Leute in einer stinkenden Wirtsstube; Männlein wie Weiblein betranken sich dort bis zur Bewußtlosigkeit. Der Polizeichef (Alcalde) war selbst dabei. Solche Orgien endigen dort fast immer mit Messerstechereien infolge von Eifersucht. Endlich kamen wir nach Santa Marta, wohin jedoch Graf Dalmas noch nicht zurückgekommen war. Santa Marta ist ein nettes, von Urwald umgebenes Küstenstädtchen. Während Herr Bugnion seine Sachen ordnete, machten Herr Santschi und ich wundervolle Ausflüge in den nahen Urwald und erzielten eine ungemein reichliche Ameisenausbeute. Endlich war ich im echten Urwald, dem Ziel meiner langjährigen Sehnsucht, und konnte mich an seiner großartigen Vegetation nicht genug ergötzen. Hier sah man Palmen, deren Stamm durch die verzweigten Schlingen einer Schmarotzerpflanze allmählich erstickt wird, während diese selbst zum mächtigen Baum emporwächst. Diese Merkwürdigkeit konnte ich besonders später in San Antonia in allen Stadien beobachten. In Santa Marta entdeckte ich auch zum erstenmal eine interessante, damals ganz neue Erscheinung des Ameisenlebens, daß nämlich zwei ganz verschiedene Arten, sogar Unterfamilien, ohne ihre Brut und ihre Einwohner zu vermischen, in freundlicher Nachbarschaft leben, wie etwa verschiedene, ein gleiches Haus bewohnende Menschenfamilien. Ihre Brut befand sich in verschiedenen Kammern eines alten Termitenbaues, und die Arbeiter beider Sorten gingen in gemeinschaftlichen Zügen auf die Weide, obwohl ihr Endziel verschieden war. Ich habe dieses Verhältnis später Parabiose genannt.

Im Schatten der Bananenpflanzung gelangten wir am folgenden Morgen, der Peon mit einer Schaufel ausgerüstet, zu einem der mächtigen Nester der *Atta columbica*, der kolumbischen Pilzzüchterameise. Es waren deren mehrere in der Umgebung. Ich konnte experimentell feststellen, daß sie zu einer einzigen großen Kolonie gehörten, zwischen deren Einwohnern keine Feindschaft herrschte. Das Ameisennest hatte fünf bis sechs Meter Durchmesser und einen Meter Höhe; es öffnete sich an der Oberfläche in großen Trichtern. Ein Teil

der Arbeiterameisen lief mit frisch geschnittenen Blättern hinein, andere mit den braunen, unbrauchbar gewordenen, kugelförmigen Resten ihrer Pilzgärten heraus. Diese Reste warfen sie um die Nestöffnungen herum, so daß hohe Kegel davon entstanden. Die Tiere schienen zuerst ganz friedlich. Ich wollte aber das Innere des Nestes sehen und befahl dem Peon, mit seiner Schaufel einen großen Querschnitt durch dasselbe zu machen. Kaum war das geschehen, so stürzten sich die großköpfigen Arbeiter wütend auf uns. Der barfußige Peon warf erschrocken seine Schaufel weg und lief davon. Ich wollte bleiben und beobachten, wurde aber in einem Augenblick an den Händen und bis ins Gesicht von den schneidenden Kiefern der Attas derart blutig geschnitten, daß ich ebenfalls weglaufen mußte und Mühe hatte, mich von den Tieren zu befreien. Diese verfolgten mich rasend viele Meter weit und verbissen sich in meine Kleider und in meine Haut. Meine Hosen mußte ich unten mit Taschentüchern zubinden und mein Gesicht mit einem Drahtgitter schützen und meine Hände mit Handschuhen bedecken. Dann lief ich mehrmals im Laufschrift zum Nest zurück und konnte etwa zwanzig Pilzgartenhöhlungen entdecken. Dieselben waren etwa fünfzehn bis zwanzig Zentimeter lang und acht bis zwölf Zentimeter hoch und enthielten den schwammartigen Pilzgarten mit Tausenden von Maden und Ameisen. Es gelang mir trotz allem Beißen der Tiere, einen solchen Pilzgarten in eine Schachtel zu legen und mitzunehmen.

Im Parterre eines Hauses fand ich eine andere, kleine, pilzzüchtende Art, die einen einzigen Pilzgarten einen halben Meter tief baut. Am andern Tag war die Schachtel, in die ich den Pilzgarten der Ameisen ohne die letzteren gestellt hatte, ganz und gar mit weißen Schimmelfäden ausgefüllt, während die Ameisen im Nest jene Fäden immerwährend abschneiden. Jene Produkte, die ich später Herrn Professor Moeller einsandte, erlaubten demselben, festzustellen, daß die Pilzart die gleiche ist wie diejenige der kleinen Pilzzüchter Südbraziiliens.

Zusammen mit Herrn Santschi machten wir mit der Bahn noch einen kleinen, erfolgreichen Ausflug nach Santa Cruz bei Santa Marta. Ich hatte früher eine Ameisengattung «Azteca» aufgestellt, die ich nun in zahlreichen Arten im Urwald fand. Diese Tiere, die höchst interessante Sitten haben, wohnen fast immer in Kartonnestern, sei es auf den Ästen, sei es in den hohlen Stämmen oder Pflanzenstengeln des Urwaldes.

Am 26. Februar kam endlich Graf Dalmas mit Graf de Brettes zurück und lud den Gouverneur von Santa Marta mit seiner Familie an Bord seiner Jacht, wo wir zusammen speisten. Die Leute (Kreolen) waren uns durch ihr größliches Klimpern auf dem Klavier nicht gerade angenehm. Graf Dalmas wollte durchaus mit dem Grafen de Brettes nach der gefährlichen Halbinsel Guajira

reisen, wo de Brettes mehrere Frauen in verschiedenen Indianerstämmen besaß. Herr de Brettes durfte aber nur eine Person dorthin mitnehmen. Die Guajiren sind keine Menschenfresser, berauben aber alle in ihre Hände fallenden Schiffe und töten deren Mannschaft. Als Zugehöriger der Guajirenstämme konnte Graf de Brettes jedoch ohne große Gefahr einen Freund mit sich dorthin nehmen. Bei den Guajiren herrscht das Matriarchat zugleich mit der Polygamie. Der Mann muß die Frau kaufen und ihr ein eigenes Stück Land mit Rancho bebauen. Das Ganze gehört dann samt den Kindern der Frau. Wenn der Mann nun eine zweite Frau heiraten will, muß dasselbe geschehen.

Wir machten aus, daß Herr Bugnion, Herr Santschi und ich mit Maultieren eine Urwaldreise nach San Antonio auf der Sierra Nevada de Santa Marta und bis zu dem Küstenort Dibulla machen wollten. In Dibulla sollte uns alsdann Graf Dalmas mit seiner Jacht abholen. Schon vom Schiff aus hatte ich die schönen, schneebedeckten, nahezu sechstausend Meter hohen Gipfel der mächtigen Sierra Nevada bewundert und freute mich ungemein auf die Tour. Es ging mir, von der Moskitoplage abgesehen, gesundheitlich sehr gut; aber durch die jahrelange geistige Arbeit, neben ungenügender körperlicher Bewegung, waren meine Muskeln ungemein geschwächt, so daß ich keinen längern Marsch in der Tropenhitze ertrug, während mein Schwager Bugnion umgekehrt ein sehr eifriger Alpenklubist und starker Fußgänger war. Herr Gauthier hatte die Güte, uns zwei tüchtige Begleiter mit drei Maultieren zu verschaffen, von denen eines für den Proviant bestimmt war; denn wir mußten im Urwald übernachten und daher große Eßvorräte mitnehmen. Dort lernte ich aus bitteren Erfahrungen den Wert der Kochkunst, die keiner von uns verstand, erst schätzen. Wir nahmen vor allem Reis, Biskuite, Konserven und sogenannte Panella (roher Rohrzucker) mit.

Am 27. Februar brachen wir zu dritt auf, Bugnion zu Fuß, Santschi und ich auf Maultieren. Der Weg von Santa Marta nach Dibulla führt von Westen nach Osten und zieht sich fortwährend im Urwald, nahe der Küste am Fuße der Sierra hin. Er besteht aus einem uralten Indianerpfad, der schon vor Kolumbus' und Cortez' Zeiten bestand. Jetzt ist an den Bäumen des Waldes längs des Weges ein moderner Telegraphendraht angebracht, der Dibulla und San Antonio mit Rio Hacha, Santa Marta und Barranquilla verbindet. Auf meinem Maultier reitend, fing ich beständig von seinem Rücken aus Ameisen mit meinem Schmetterlingsnetz, die Zügel mit der linken Hand haltend, wie ich es früher in Sare Moussa (Bulgarien) gemacht hatte. Die Nacht brachten wir im Urwald in unseren Hängematten unter dem Moskitonetz, beide romantisch zwischen Baumstämmen ausgespannt, zu. Vor Einbruch der Nacht beobachtete ich noch die Kartongänge einer Varietät einer Azteca sowie die Kämpfe



zwischen einer andern Azteca und einer Wanderameise der Gattung Eciton. Mitten im Urwald befand sich ein Drahtgitter als Einzäunung eines Grundstückes, was die ganze Poesie sehr störte. Wie die Indianer von Cooper mußten wir mit verfaultem Holz Feuer anzünden, um unsere Speisen zu kochen, aber kaum, um Jaguare zu verscheuchen! Unsere Kocherei war bedenklich, und wir waren froh, die wilden, mehligten und faden Bananen, Platanos genannt, die man dort überall findet, roh dazu zu haben. Ich war müde und schlief tief und fest. Gegen Morgen wurde ich jedoch durch vorübergehende Indianer geweckt, die mich etwas beunruhigten, so daß ich es für geraten fand, unsere Sachen zu bewachen. Die Leute sprachen jedoch freundlich mit unsern Peons und gingen weiter. Am Morgen war das Feuer erloschen. Ich frug den Peon Brito (der andere hieß Luiz), ob er für seine Maultiere keine Angst vor den Jaguaren hätte. Er lachte und antwortete stolz, die Jaguare fürchteten sich vor seinen Maultieren; wenn ich jedoch so schnarchte, wie ich es in der Nacht getan hätte, so ziehe das die Jaguare an!

Am 28. früh reisten wir weiter nach Calabasso, und zwar auf unglaublichen Wegen, die beständig steil auf und ab stiegen, so daß wir nur zwanzig Kilometer zurücklegen konnten. Hohe, gestürzte Bäume versperrten häufig den Weg, so daß man, wenn man nicht samt dem Maultier unter denselben durchreiten konnte, große, zeitraubende Umwege mit Hilfe des Macheten<sup>1</sup> machen mußte. Der Weg war oft durch die Maultierfüße derart tief ausgetreten, daß man die Knie heraufziehen mußte, um durchzukommen, während oben lange, stachelige Palmenblätter und Lianen unsere Gesichter zerrissen. Für mich war es die reinste akrobatische Reitschule. Mehrmals mußten wir über Flüsse, in deren Schlamm mein Maultier manchmal stecken blieb, so daß ich es herausziehen mußte. Der Urwald war geradezu bezaubernd schön mit seinen aus einer Höhe von fünfzig und mehr Metern herabhängenden Phyllodendron (Luftwurzeln). Wir ritten durch verlassene Plantagen, über die hinweg der Urwald gewachsen war.

Endlich kamen wir ans Meeresufer in die verlassene Plantage eines Franzosen, Juan Matard, der an Krebs gestorben war. Dieser Mann hatte sich durch einen indianischen Hexenmeister völlig beschwindeln und berauben lassen, ein Zeichen, daß auch der europäische Kulturmensch in Kolumbien verkommen kann. Noch sah man das Viereck der Umzäunung seiner frühern, jetzt ganz verwilderten Kulturen. Wir mußten über den größern Rio Guatschaka, wo wir nur mit Mühe auf unsern Maultieren, die bis zum Bauch ins Wasser sanken, auf der Sandbank zwischen Meer und Fluß, das heißt zwischen Haifischen und Kaimanen, reiten konnten. Am 1. März übernachteten wir am

<sup>1</sup> Ein bei den Indianern gebräuchliches Instrument, das als Axt und Messer dient.



FRAU EMMA FOREL 1908



ÄRZTLICHER MORGENRAPPORT 1890 Dr. Delbrück, Forel, Dr. Bach, Fräulein Dr. Gottschall



Meeresufer. Mein armes Maultier war ziemlich geschunden. Die Indianer behaupteten, es käme von blutsaugenden Fledermäusen (Vampiren), die ich aber nirgends wahrnehmen konnte. Am 2. März setzten wir unsern Weg fort durch den Rio Burithaka, dessen Lagune ganz voll Kaimane ist. Ohne dies zu bedenken, suchte ich im Schilf Wasserkäfer, als mir plötzlich die Gefahr des Aufgeschnapptwerdens zum Bewußtsein kam und ich meine Hand zurückzog. Kurz vorher war einem Franzosen, der daran nicht glauben wollte, beim Baden von einem Kaiman ein Bein abgebissen worden, so daß er sofort verblutete. Die Lage von Burithaka ist geradezu idyllisch schön. Ich fand dort prachtvolle Ameisen.

Am Abend des gleichen Tages gelangten wir nach Don Diego, einer französischen Teeplantage, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden und zwei Nächte verbrachten. Der Plantagendirektor war ein energischer Mann. Er hatte zwei wundervolle, gezähmte Peccaris, die mir sogar aus der Hand fraßen. Dort machten wir am 3. März schöne Ausflüge und sehr schöne Insektenfunde. Man hatte uns schon vorher gesagt, daß der Weg über die sogenannten Pasos (Klippen) nach Dibulla ziemlich gefährlich und schlimm sei. Als sehr schlechter Reiter zauderte ich, durchzureiten. Mein Schwager und ich hatten uns immerwährend geneckt. Er lachte über mein Wassertrinken und ich über seine Rumzusätze zum Wasser. Ich behauptete, indem ich sogar in den Niederungen «Krokodildekot», das heißt stinkendes, braunes Wasser aus dem Sumpf, trank, daß es nur darauf ankomme, ob der Mensch die Bakterien oder die Bakterien den Menschen im Kampfe zwischen beiden umbringen. Wenn mein Magen gut verdaue, bringe ich die Bakterien um, während der Rum dem Magen und dem Gehirn schade und so die Bakterien züchte. In der Tat hatte Bugnion immerwährend Verdauungsbeschwerden. In Don Diego bekam ich aber selbst Diarrhöe und wurde sehr elend. Der Direktor mußte mittels eines sogenannten Cayuco (größeres Ruderboot, welches aus einem einzigen, ausgehöhlten Baumstamm verfertigt wird) am 4. März mit Negerbegleitung ein Weib nach Dibulla spedieren, weil zwei Diener sich wegen desselben halb totgeschlagen hatten. Er bot mir an, mit diesem Cayuco über das Meer nach Dibulla zu fahren, während meine beiden Kollegen lieber durch die Pasos ritten. Ich nahm an, packte rasch meine Ameisensachen und begab mich mit einem Empfehlungsbrief von Herrn Gauthier an einen französischen Teeplanzer in Dibulla, Herrn Lallemand, auf den Cayuco, auf dem ich eine scheußliche Nacht verbrachte. Ich wurde furchtbar seekrank durch die heftigen Wellen, während die rudernden Neger lustig sangen.

Am 6. März kamen Bugnion und Santschi endlich an. Ein Maultier war an den Pasos gestürzt und hatte wegen Beinbruchs getötet werden müssen. Der



Peon Luiz hatte sich verletzt, und so war die Reise recht schlimm gewesen. Mit Mühe und Not fanden wir nun drei Ochsen, um nach San Antonio zu reiten, da die dortigen kleinen Maultiere solche Bergbesteigungen nicht ertragen. Wir nahmen dazu einen andern Peon. San Antonio ist ein von dem Indianerstamm der Aruaken bewohntes Bergdorf auf der Sierra Nevada. Im Gegensatz zu den Guajiren sind die Aruaken klein, fett, furchtsam und friedlich. Sie halten Vieh und treiben Ackerbau. Sie sind aber infolge ihrer abergläubischen Hexenkünste von den Guajiren sehr gefürchtet, so daß beide Stämme einander meiden.

Wir ritten bis zu einer Stelle, Volador genannt (verlassener Rancho), wo wir übernachteten und fünf von Herrn Santschi geschossene Bekassinen verspeisten. Der immer auf und ab steigende Weg war sehr schön und malerisch. Am 9. übernachteten wir, immer im Urwald, im Rancho de la Cueva. Ich entdeckte schöne Nester der *Atta cephalotes* mit Pilzgärten. Diese Tiere haben ganz andere Sitten als die *Atta columbica* und die *Atta laevigata*. Wir mußten viele kleine Flüsse durchschreiten. In der Nacht sah ich die schönen, großen, springenden Leuchtkäfer (*Elater*) und fing auch einige davon. Der Peon zeigte mir, wie man sie dort mit Hilfe eines bewegten glühenden Holzstückes fängt. Das Männchen glaubt, sein Weibchen da zu erblicken, und fliegt hinzu. Ich konnte selbst die Sache bestätigen. Nachts hörten wir das Geschrei von Raubtieren und wurden ziemlich stark verregnet. Am 10. März kamen wir endlich aus dem Wald auf eine Savanne heraus, von deren Hügel wir plötzlich in weiter Ferne, von uns durch den mächtigen Urwald getrennt, das Antillenmeer erblickten. Diesen Anblick werde ich nie vergessen; er war überwältigend. An Insekten und wunderbaren Pflanzenfunden war dieser Ausflug reich. In San Antonio waren wir einer Señora Ducas empfohlen worden, die uns den Schlüssel zu einem Rancho gab. Bei dieser Señora hatte früher der berühmte Geograph Elisée Reclus, der bekannte friedliche Anarchist, gewohnt und die Sierra Nevada geographisch studiert. Daß der Aufenthalt nicht erstklassig war, geht daraus hervor, daß ich bei der Señora Ducas mit einem halben Löffel und einer zerbrochenen Gabel, mitten unter ihren Schweinen und Hühnern, aß. Auch der Rancho war höchst einfach: ein paar Pfähle, dazwischen festgestampfte Erde, dürre Palmblätter als Dach. Wir holten selbst Äste und Blätter herbei, um uns ein Lager zu bereiten.

Ich freute mich am Spiel der tropischen Glühwürmer, deren Licht im Fliegen intermittierend ist. Die Aruaken-Indianer haben einen olivengelben Teint, platte Nase und glatte Haare. Sie sind recht furchtsam, aber fleißig. Auf dem sogenannten Poporo (einer Art länglicher, an einem Stock befestigter Kalkpfeife) lecken sie mit Leidenschaft Koka.

Die folgende Nacht verbrachte ich allein im Rancho Ducas. Plötzlich wurde ich mit Gewalt zweimal nacheinander gegen die Wand geschleudert. Indem ich mich aufsetzte, hörte ich ein unterirdisches Rollen und begriff, daß es ein starkes Erdbeben war. Sofort kam mir die Überlegung, daß ein Dach aus Palmenzweigen ja nicht gefährlich sei, und so legte ich mich wieder nieder. Zugleich aber entstand ein Höllenlärm von Kühen, Hunden und Menschen im ganzen Ort und dauerte vielleicht eine Viertelstunde. Dann schlief alles, auch ich, wieder ein.

In den folgenden Tagen setzte ich meine Ameisenstudien fort. Ich hatte gerade einen Riesenceibabaum bewundert und sann darüber nach, wo denn die vielen Ameisen in der Savanne wohnen könnten, deren Nester nicht in der Erde zu finden waren. Ich setzte mich an den Rand eines Feldes mit großen Savannengräsern. Plötzlich kam mir der Einfall: Wenn die Tiere etwa in den Gräsern selbst wohnen würden? Das ist kaum denkbar! Ich nahm ein paar starke Savannengrashalme und brach sie ab. Bereits aus dem dritten fielen eine ganze Anzahl Ameisen (*Pseudomyrma*) mit Larven und geflügelten Tieren heraus. Im nächsten Augenblick hatte ich noch andere Ameisenarten aus ähnlichen Halmen geschüttelt. Da ging mir ein Licht auf. Wenn dem so war, so enthielten wohl auch die zahlreichen trockenen Stengel des Gebüsches Ameisennester. Hätte ich nur früher daran gedacht! Es war zwölf Uhr. Ich stieg hinunter zu Señora Ducas, aß schnell etwas und begab mich nachher in das Gebüsch, nahe dem Flusse. Dieser kleine Ausflug brachte mir eine Offenbarung. Aus jedem dritten oder vierten trockenen Stengel fielen Ameisen der verschiedensten Arten, auch große Seltenheiten, heraus. Um die so entdeckten Schätze rascher einzuheimsen, brach ich solche Stengel an zwei Stellen und blies einfach den Inhalt in ein Alkoholgläschen. Auf diese Weise konnte ich in kurzer Zeit viel Interessantes sammeln.

Am 13. abends kamen Bugnion und Santschi zurück. Das Erdbeben hätte ihnen gefährlich werden können, denn es hatte an dem von ihnen bestiegenen Berg, aber glücklicherweise auf dem andern Abhang, einen größeren Berg-rutsch verursacht.

Am 14. fuhren wir mit zwei Ochsen nach Dibulla zurück, ich auf dem einen reitend. Dieser Ochse war jedoch nicht gewohnt, geritten zu werden, und wankte bedenklich. Nahe am San Antoniofluß, auf einem sehr steilen Bergabhang, rutschte er plötzlich auf allen vieren in die ungefähr acht Meter hohe Flußschlucht. Wie ein Blitz überkamen mich die Gedanken: erstens: Ich bin verloren; zweitens: Wenn ich mich nur an einem Ast anklammern kann. Schnell hob ich den rechten Arm und erwischte zufällig einen solchen, aber der Fall war sehr heftig, und meine Füße hingen noch halb im Steigbügel, so daß ich

mich nicht halten konnte, sondern mir, wie es sich später herausstellte, die Sehne des Supraspinalmuskels zerriß. Ich stieß mit dem Kopf an und war unten. Von dem berühmten Durchleben des eigenen Daseins, wie es Professor Heim in Zürich beim Abrutschen oder Fallen empfunden zu haben behauptet, verspürte ich nichts. Ich hatte das Gefühl, mein Gehirn sei zermalmt, so heftig hatte der Knochen gekracht. Ich dachte aber: «Cogito, ergo sum» (ich denke, also bin ich); mein Gehirn kann somit nicht ganz kaputt sein. Ich öffnete ein Auge und sah den unter mir liegenden Ochsen, der mich ganz verdutzt anglotzte. Rasch ermannte ich mich etwas, betastete mit der allein freien linken Hand meinen Kopf und fand wenigstens den Schädel noch ganz, fuhr aber dabei im Gesicht in eine vielleicht vier Zentimeter lange, blutende Wunde und spürte darin die wackelnden Nasenknochen. Nun, dachte ich mir, es ist nur die Nase, das tut nichts. Aber ich hatte die Empfindung, als ob mein rechter Arm weg sei, als ob er auf dem Baum geblieben wäre, und außerdem konnte ich meine Beine nicht rühren. Ich rief nun, so heftig ich konnte. Mein Schwager, der mich hatte verschwinden sehen, suchte mich im Dickicht und fand mich auf diese Weise. Statt viele Worte zu machen, stellte er mich, trotz meinem Protest und Schreien, auf meine Füße. Die Schmerzen waren infolge schwerer Quetschungen heftig, aber die Beine waren wirklich noch ganz. Der rechte Arm war auch am Platz, obwohl stark schmerzend. Nun wurde ich aus dem Gestrüpp herausgezogen und auf einen flachen Stein am Flußufer unter den Schutz meines Regenschirmes gelegt. Zum Glück hatte Bugnion ein kleines Schächtelchen mit Jodoform und Verbandwatte bei sich. Er wusch die Nasenwunde, die den Tränensack nicht erreicht hatte, und nähte sie mit vier Nähten mittels Nähnadel und gewöhnlichem Nähfaden. Die Nase war nur rechts gebrochen. Die Wunde wurde dann mit Jodoform und Verbandwatte bedeckt und über das rechte Auge eine Binde gelegt. Was nun tun? Indianer hätten, um mich hinunter zu tragen, einen horrenden Preis gefordert. Ich entschloß mich, trotzdem jeder Schritt mich wie die Stiche von hundert Nadeln schmerzte, langsam zu Fuß zurückzugehen. Wir mußten ja rechtzeitig zum Rendezvous mit Graf Dalmas zurück sein. In der Not erträgt man alles. Mit einem Stock in der linken Hand (der rechte Arm lag in einer Binde), begann ich den Abstieg. Da ich nur ein Auge frei hatte, maß ich die Entfernungen falsch und machte viele Fehltritte, die mich geradezu marterten. Mein Schwager stützte mich beim Durchwaten der Flüsse. Als er einmal nackt, nur mit dem Helm auf dem Kopf und mit dem Schmetterlingsnetz in der Hand, durch ein Flußbett ging, mußte ich trotz meinen Schmerzen herzlich lachen. Schließlich kamen wir an die schon erwähnte Haltestelle Cueva. Ich wurde auf die bessere Hängematte meines Schwagers gelegt, konnte aber nicht schlafen; jede Be-

wegung, vor allem das Sitzen, tat mir furchtbar weh. Der zweite Tag bedeutete eine fast ebenso große Marter. Wir fanden aber wilde Orangen, die mich sehr erfrischten. Total zerschlagen, am Ende meiner Kräfte, kam ich abends im Rancho Andreas an. Hier mußte übernachtet werden. Indianer, die auf dem Weg nach Dibulla waren, kamen uns nach. Der Gedanke kam mir, ihnen schnell ein paar Zeilen für Herrn Lallemand mitzugeben mit der Bitte, mir sein Maultier entgegenzusenden. Ich tat dies und konnte etwas besser schlafen. Am dritten Tag (16. März) fühlte ich mich besser. Nach dreieinhalb Stunden kamen wir im Rancho Volador an, wo wir bereits das Maultier von Herrn Lallemand mit einem Peon vorfanden. Ich fühlte mich wie gerettet. Man mußte mir helfen, das Maultier zu besteigen, aber auf seinem Rücken fühlte ich mich dann wie im Paradiese und wurde wieder ganz heiter, obwohl ich noch am rechten Arm einen Sonnenbrand bekommen hatte. Vom Maultier aus sah ich eine sehr interessant aussehende Öffnung eines Ameisennestes und ließ sie durch meinen Schwager ausgraben. Es war der blumenkelchartig erhabene Ausgang des Nestes der *Pheidole praeusta*, den ich später beschrieben habe. Ich war froh, den langen, heißen Weg unten am Meeresufer nicht gehen zu müssen. Von Herrn Lallemand wurde ich wie in der eigenen Familie empfangen. Meine Wunde war bereits in voller Heilung und sah ganz gut aus. Am ganzen Körper war ich blau, grün und rot, aber das Gehen hatte offenbar wie Massage gewirkt, so daß die Quetschungen gut geheilt waren. Die rechte Schulter war viel besser. Dagegen waren Santschi und ich am ganzen Leib voll Garapaten. Es sind dies winzige Milben, die sich in die Haut einbohren und furchtbares Jucken verursachen. Sie leben ursprünglich auf dem Vieh, bis sich dann die reifen Weibchen an die Äste der Bäume längs des Weges klammern; die kleinen, jungen Tiere lassen sich dann auf die vorbeigehenden Menschen und Haustiere herunterfallen und kriechen unter die Kleider. Santschi und ich mußten uns im Adamskostüm mit Hilfe feiner Insektenpinzetten gegenseitig von dieser Plage befreien. Die Stellen, wo die Tiere waren, juckten noch einen Monat lang. Ich war bereits wieder ganz munter und entdeckte interessante Ameisen in hohlen Stengeln. Am 17. März meldeten uns Kinder: «Vapore, Vapore!» Es war zweifellos die Jacht des Grafen Dalmas, die uns suchte, aber die Lage Dibullas wegen des Urwaldes nicht fand. Ich dachte daran, daß wir mit Hilfe einer hohen Stange ein Signal geben könnten. Wir befestigten Tücher an die Spitze der Stange; ich rannte hin und half die Stange möglichst stark hin und her bewegen. Der Erfolg war, daß nach kurzer Zeit die Jacht sich gegen uns drehte und sich Dibulla näherte. Wir nahmen rasch von Herrn und Frau Lallemand mit wärmstem Dank Abschied und begaben uns mit unsern Schätzen an das Meeresufer. Wir sahen eher wie Räuber



als wie Kulturmenschen aus. Endlich kam ein kleines Boot auf uns zu, und bald waren die wackern bretonischen Seeleute des Grafen Dalmas zur Stelle. Die Wellen brandeten heftig gegen das Ufer, so daß unsere Einschiffung gar nicht leicht vor sich ging. Sie gelang jedoch ohne Unfall, und wir ruderten durch die hochgehenden Wellen zur Jacht. Ich verstehe heute noch nicht, wie wir diese mit Sack und Pack ohne Unfall erreichten. Alles war in Ordnung; nur das Ameisennest aus Naranjo fehlte. Nun gab es beiderseits schöne Erlebnisse zu erzählen! Von der Jacht aus hatte man Dibulla anfangs gar nicht finden können; erst meine Signale hatte der Kapitän endlich gesehen. (Ich erwähne hier, daß Graf Dalmas seine schöne Jacht, «Chazalie» genannt, von der Kaiserin Elisabeth von Österreich käuflich erworben hatte.)

Auf der Halbinsel Guajira hatten die Grafen de Brettes und Dalmas sehr schlimme Abenteuer erlebt. Offenbar waren die Guajiren von kolumbischen Zollbeamten aufgehetzt und betrunken gemacht worden. Graf Dalmas und de Brettes waren gefangengenommen worden und sollten durch die betrunkenen Indianer getötet werden; doch war es den Frauen vom Stamme des Herrn de Brettes gelungen, sie bis zum Morgen zu schützen und sie dann zu befreien. Sie hatten nunmehr ihre Waffen und Pferde wieder bekommen können und den schlimmen Zollbeamten gezwungen, sie bis zur Jacht zu begleiten, indem sie ihm die Pistole entgegenhielten. In Rio Hacha beeilte sich Graf de Brettes, seine liebste indianische Frau, sein Kind und sein ganzes Mobiliar in einer Stunde vor den verblüfften Einwohnern auf die Jacht zu laden und mit Graf Dalmas das Weite zu suchen. Auf der Jacht konnten wir nun ausruhen – leider lange genug, denn Graf Dalmas wollte nur mit Segel und nicht mit Dampf fahren. Der Wind hinderte uns vollständig, nach Trinidad zu gelangen, wohin ich gewollt hatte. So blieben wir im ganzen zehn Tage unnütz auf dem Meere und mußten schließlich nach der Insel Jamaika fahren. Graf Dalmas sah elend aus und litt an Wechselfieberanfällen; ebenso hatte sich Herr Santschi auf der Reise die Malaria geholt. Bugnion litt an furchtbaren Verdauungsbeschwerden und war ganz traurig gestimmt. Ich allein, der Wassertrinker, der obendrein verletzt war, blieb munter und erheiterte die ganze Gesellschaft. Ich konnte dennoch infolge des Juckens der Garapaten kaum schlafen und spürte überdies Entzündungen an der Rückseite des rechten Armes, die ich für Furunkeln hielt. Es ist unglaublich, wie unempfindlich man infolge solcher Strapazen wird. Ich kümmerte mich um all dies gar nicht und sehnte mich nur nach der Ankunft, da ich das Unterbleiben meiner erhofften Fahrt nach Trinidad furchtbar beklagte.

Als wir nach Kingston (Jamaika) kamen, fand man die Papiere der Jacht nicht in Ordnung. Zum Glück war Graf de Brettes Freimaurer, was die Schiffs-

beamten auch überall sind, und mein ärztliches Gutachten, daß kein ansteckender Kranker an Bord sei, genügte, um uns ohne Quarantäne den Eintritt in den Hafen zu gewähren. Dort erfuhr ich, daß ich am 31. März mit dem englischen Dampfer «Orinoko» meinen Anschluß zur Rückkehr auf einem französischen Schiffe durch einen Umweg über Barbados erreichen könne. Ich nahm deshalb eine Fahrkarte zweiter Klasse über Barbados nach Santa Lucia (Antille). Ich hatte Bekanntschaft mit der indianischen Frau des Grafen de Brettes gemacht, die er über Curaçao nach Guajira zurückführen wollte, während er seinen Knaben nach Frankreich mitnahm. In Jamaika fand ich Guttempler, deren einer, Herr Hannan, in seinem Villard House eine Pension hatte, in der ich Wohnung nahm.

Die Fauna Jamaikas ist sehr interessant und eigentümlich. Es gibt dort wunderschöne Baumeidechsen. Ich besuchte die Irrenanstalt, die viele Neger und wenige Engländer enthielt. Die meisten Neger sind heiter, die meisten Engländer dagegen melancholisch-geisteskrank. Die Anstalt ist sehr hübsch und braucht weder Heizung noch Fenster (nur eine Art Holzvergitterung), was den Betrieb sehr erleichtert. Die Kranken werden übrigens sehr frei gehalten. Es gibt in Jamaika ungemein viel progressive Paralyse infolge von Syphilis. Die Ordnung auf der Insel ist musterhaft, wenigstens äußerlich. Die Neger taugen jedoch innerlich kaum mehr als anderswo. Bei Herrn Hannan traf ich außer schwarzen guttemplerischen Ordensbrüdern einen sogenannten deutschen Fructarier, der ausschließlich von Obst lebte, indem er behauptete, dies sei das einzig Richtige, obwohl ein Freund von ihm durch zu schnelles Übergehen zu dieser Lebensweise gestorben war. Er selbst sah elend aus; er war nach Jamaika gekommen, um dort wie ein Urmensch von tropischem Obst zu leben! Ein neunundsechzigjähriger Guttempler arbeitete trotz seinem Alter noch sehr intensiv und behauptete, niemals das Gelbfieber bei Abstinenten gesehen zu haben. Ich freute mich sehr, mit den guten Leuten bekannt zu werden. Herr Hannan fuhr mich mit meinem Schwager und Herrn Santschi nach dem Botanischen Garten von Jamaika, wo ich wunderschöne neue Ameisenarten fand. Ich fand auch Spinnen mit einer Kalkhaut, die sie vor dem Angriff der Wespen schützt.

Wir fuhren nun alle am 31. von Kingston fort und kamen nach Jacmel (Haiti), wo gerade eine Revolution ausgebrochen war. Mit uns reisten verbannte Neger aus Haiti, die mitkämpfen wollten. Bei der Ankunft wurde ihnen bedeutet, daß sie alle erschossen würden, wenn sie landeten, so daß sie nolens volens mit uns unter Fluchen nach Barbados weiterfahren mußten.

Der Dampfer «Orinoko» war furchtbar überfüllt und schmutzig. Man wollte mich in eine Kajüte mit zwei Negern zusammenstecken. Ich konnte aber

den Negergestank seit meiner Reise nicht mehr ertragen und wollte lieber auf dem Gang schlafen. Graf de Brettes sagte mir, man solle sich nie so etwas gefallen lassen. In der Tat genügte eine kleine Reklamation beim zweiten Offizier, um mir eine andere Kajüte zu verschaffen. Am 3. April kamen wir nach der Antille Barbados, wo wir uns trennten. Graf Dalmas, mein Schwager und Santschi fuhren mit dem «Orinoko» weiter nach Frankreich. Graf de Brettes suchte einen Dampfer nach Curaçao, und ich beschloß, mit dem Dampfer «Esk» nach Santa Lucia zu fahren, um dort mein französisches Schiff zur Rückfahrt zu erreichen. Graf de Brettes hatte sich nach herzerreißendem Abschied von seiner Frau getrennt und sie nach Rio Hacha (Guajira) über Curaçao geschickt, ehe er die Reise nach Frankreich antrat. Auf dem Schiff traf ich unter englischen Soldaten einen Guttempler.

Der «Esk», auf dem ich zwei Nächte zubringen mußte, war mit Menschen und Tieren überfüllt. Eine komische Gesellschaft aus allen Weltteilen fand sich da zusammen. Zum Beispiel war da eine sehr hübsche schwarze Frau von indischen Coolies, die ganz voller Perlenschnüre und dergleichen hing; dann waren da eine Menge Neger und Mulatten aus Haiti, deren kindisches Geschwätz (in Französisch) rein zum Kranklachen war. Einige von ihnen hatten Schiffsstühle gekauft und konnten sie nicht öffnen. Da die Neger bekanntlich kein «r» aussprechen können, entspann sich ungefähr folgendes Gespräch: «Toujou pomis beau bateau; autant aller en Angletée; foutu saké couion, moi sais pas comment ouvi cette chais; toi ouvi pemié. Assois dessus si ça tient. Ah, c'est tée chic<sup>1</sup>! Die zum Teil betrunkenen englischen Soldaten sangen; auf dem Verdeck war außerdem ein Höllenglärm von Hunden, Papageien, Gitarren, Flöten usw. Kurz, es war schauderhaft. Der «Esk» wies außerdem eine ganze Insektenfauna auf: Wanzen, Schwabenkäfer, Ameisen und dergleichen. Zudem gab es schließlich noch Regen. Kolumbische Kreolen nannten renommierend ihr Land das schönste der Welt und Bogota das Athen Amerikas; das erstere trifft wohl teilweise zu, das letztere hingegen zeugt von rührender Naivität.

Am 7. kamen wir in Castris auf der Antille Santa Lucia an, die von französischem in englischen Besitz übergegangen ist, doch herrscht bei den Negern immer noch französisches Wesen. Ich nahm in der Kreolenpension «Felicità» Wohnung. Santa Lucia hat eine wunderbar schöne, tropische Vegetation, die etwas an den Urwald erinnert, mit riesigem Bambus usw. In den wenigen Stunden, die ich dort verbrachte, fand ich überaus interessante Ameisen.

<sup>1</sup> «Imme vespochen schön Schiff; fahen nach Bittanien – vedammte Stuhl – weiß nicht, wie machen auf; du mi aufmachen zuest. Setz dich dauf, wenn e hält. Ah, das ist seh schick!»

Die Besitzerin der «Felicità» fand: «Tée dôle qu'on péfée les founmis aux jeunes filles<sup>1</sup>.»

Schon am 8. April kam der französische Verbindungsdampfer «Saint-Domin-gue», auf dem wir uns einschifften. Der artige Neger, der mein Gepäck hinauf-trug, suchte auf dem Schiff noch andere Arbeit und wurde dabei von franzö-sischen Offizieren grundlos beschimpft und bedroht. Er protestierte, bekam aber vom Schiffsoffizier einen heftigen Fußtritt auf die Brust. Daraufhin packte der wütend gewordene Neger den Offizier am Kragen, worauf Hunderte von Negern und Negerinnen, die unten am Landungsplatz waren, händeklat-schend applaudierten, lachten und Steine auf das Schiff warfen. Der Erfolg war, daß die französische Mannschaft ganz still wurde und meinen Neger los-ließ. Dieses kleine Intermezzo ist sehr bezeichnend für die ungeschickte Art, wie die Franzosen mit den Negern umgehen. Deshalb sind letztere auch ihnen gegenüber so frech, während sie vor den Engländern in der Regel Respekt haben. Letztere vermeiden Ungerechtigkeiten; wo sie aber eingreifen müssen, tun sie es konsequent und energisch. Auf dem «Saint-Domingue» schlief ich auf dem Verdeck. Am 9. waren wir wiederum auf Martinique (Fort de France). Graf de Brettes hatte sich in den Kopf gesetzt, den auf Martinique gefangen-gehaltenen grausamen Negerkönig Béhanzin von Dahomey zu besuchen, der seinerzeit viele Hunderte von Menschen durch seinen berüchtigten Scharf-richter und ersten Minister hatte hinrichten lassen. Wir kauften eine Kiste Zigarren für ihn und wurden über eine Zugbrücke in sein Gefängnis – Fort Tartençon – eingelassen. Der dicke, etwas verblödet aussehende Béhanzin erschien, von seinem Scharfrichter, zwei sehr hübschen Negerinnen (seinen Frauen) und seinem Sohn begleitet. Hier in der Gefangenschaft hatte er natürlich keine Amazonen mehr wie früher in Dahomey. Er dankte lebhaft für die Zigarren und erzählte, daß er sich sehr langweile. Der athletische Scharfrichter mit seinem pockennarbigen Gesicht sah viel interessanter aus, aber der Dolmetscher war betrunken und konnte uns nicht helfen. Béhanzin gab dem Söhnchen des Grafen de Brettes einen Kuß. Die ganze Szene stellte das traurige Ende einer gefallenen Größe aus dem tropischen Westafrika dar.

Auf dem Schiff spürte ich mehr als vorher die fünf immer gleich bleiben-den Hautanschwellungen, die ich auf dem rechten Arm und am Kreuz hatte. Ich glaubte immer, es seien Furunkel und hatte absolut nicht darauf geachtet. Als ich auf die eine, die mich juckte, drückte, kam plötzlich die schwarze, stachelige, behaarte Haut einer Fliegenmade zum Vorschein, was ich mit der Lupe unzweideutig feststellte. Mit einem Schlage wurde mir klar, daß meine vermeintlichen Furunkel nichts anderes waren als der gefürchtete Ver ma-

<sup>1</sup> «Seh dollig, Ameisen vozuziehen junge Mädchen!»



caque (Gusano zancudo), den ich so lange bei mir behalten und gefüttert hatte. Ich lief zu meinem Kollegen, dem Schiffsarzt, der sich ziemlich gut auf Chirurgie verstand, obwohl er im übrigen ein Trinker war und den ganzen Tag Bakkarat spielte. Ich wollte die Würmer unbedingt los haben. Er entschloß sich zunächst, bei zwei derselben einzuschneiden. Nur mühsam gelang es ihm, sie zu entfernen. Er behauptete aber, bis zur Sehne des Tricepsmuskels gekommen zu sein, und traute sich nicht weiter. Ich mußte infolgedessen im Bett bleiben und setzte meine Würmer in Alkohol. Der Wärter war aber so schmutzig, daß ich auf weitere Dienste der Chirurgie verzichtete und froh war, als die Wunden zu heilen begannen. Ich klagte dann mein Leid dem Grafen de Brettes, der mir sagte, daß die Indianer die Sache viel einfacher mit Tabaksaft behandelten, indem sie solchen auf die Öffnung, durch welche die Larve atmet, streichen und Heftpflaster darauf legen. Am andern Tag seien die Würmer tot, und man brauche nur etwas zu drücken, um sie herauszubekommen. Ich ließ mir sofort die übriggebliebenen Würmer von ihm auf diese Art behandeln. Alles gelang aufs beste, wie er gesagt hatte, und zwar so, daß die Wunden ohne Narben heilten, während die chirurgisch behandelten ziemlich starke Narben hinterließen! Die Würmer, die ich dann dem Spezialisten Professor Raphael Blanchard in Paris sandte, lieferten den interessanten Beweis, daß die zwei Formen, die man bis jetzt für zwei verschiedene Arten gehalten hatte, nur zwei Entwicklungsstufen der gleichen Art: *Dermatobia noxialis* waren.

Am Morgen des 22. April landeten wir an der französischen Küste in Saint-Nazaire, und ich verabschiedete mich von Graf de Brettes und seinem Sohn. Nach langweiligen Zollformalitäten eilte ich zur Post, wo ich zum Glück die besten Nachrichten von meiner Familie – die ersten seit bald drei Monaten – vorfand und von wo ich nach Hause telegraphierte. Unsere europäische Vegetation, die sich erst im beginnenden Frühling zeigte, machte mir den Eindruck des Zwerghaften. Unsere Bäume, Kirschbäume, Nußbäume, Eichen usw., kamen mir lächerlich klein vor, im Gegensatz zu der eben verlassenen tropischen Vegetation. Am 23. war ich in Paris und am 24. früh im Burghölzli, wo ich alle gesund antraf und mir am 28. Juli meine Frau ein Mädchen gebar, unser sechstes Kind, das wir Cécile nannten.

## DRANG NACH RUHE UND NACH FREIER ARBEIT

Ehrendoktor · Abstinenzenumzug · Internationaler Kongreß für Anthropologie · Regierungsantrag gleicht beinahe Initiativbegehren · Antibordellgesetz geht mit großer Mehrheit durch · Zehn Jahre lange Nachwirkung eines Hypnosekollegs · Frau als Dozentin · Arbeits-

therapie · Immer neue Polemiken · Überbürdung · Drang nach Ruhe und Freiheit · Sonderbarer Fall doppelten Bewußtseins · Rücktrittsmeldungen · Diplomatische Schachzüge · Abstinenz für Rheinau · Frau Orelli kauft «Karl den Großen» · Alkoholfreies Restaurant auf dem Zürichberg · Abschied vom Burghölzli.

Am 3. August fand das hundertfünfzigste Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich statt, und bei dieser Gelegenheit bekam ich unvermutet die Würde eines Dr. phil. honoris causa wegen meiner naturwissenschaftlichen Arbeiten. Ich mußte mich natürlich sehr dafür bedanken, obwohl ich grundsätzlich Ehrentitel und dergleichen nicht mag. Doch «es sind Kräfte», hatte Delbœuf mit Recht gesagt.

Am 16. August veranstalteten wir einen großen Zug aller Abstinenter der Stadt Zürich durch die Stadt selbst nach einem Wald am Zürichberg. Der Zug zählte zwischen tausend und zweitausend Personen, Männer, Frauen und Kinder, und machte großen Eindruck. Unsere zwei ältesten Kinder nahmen daran teil. Im Walde wurden von der Höhe eines leeren Fasses aus Reden geschwungen.

Am 23. August war ich nach Genf zum Internationalen Kongreß für Anthropologie gegangen, wo sehr interessante Diskussionen stattfanden, und wo ich sowohl mit dem berühmten Psychiater und Kriminalanthropologen Cesare Lombroso, der uns schon im Burghölzli besucht hatte, als mit seinem Freund, dem damals noch sozialistischen Abgeordneten Enrico Ferri, diskutierte.

Im Oktober 1896 fand im Hotel «Schwanen» in Zürich eine durch das Aktionskomitee einberufene Versammlung des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit statt, der auch ich beiwohnte. Der Zürcher Regierungs- und Kantonsrat hatten doch gemerkt, daß sie sich, wenn sie in verneinender Stellung beharrten, vor dem Volke gründlich blamieren würden. Und als nun auch die sehr zahlreiche Versammlung beschloß, energisch zu reklamieren und die Ausführung des Gesetzes zu fordern, wurde die Regierung vollends aufgerüttelt, denn bereits am 3. November 1896 rückte sie plötzlich mit einem Antrag heraus, der ihrem früheren Standpunkt widersprach und ziemlich genau, von ganz unwesentlichen Änderungen abgesehen, mit unserm Initiativbegehren übereinstimmte. Leider wurde vom Kantonsrat das Schutzalter der Mädchen von sechzehn auf fünfzehn Jahre reduziert. In andern Beziehungen ging der Kantonsrat sogar etwas weiter als wir. Aus taktischen Gründen machten wir nun aber keine Opposition mehr.

Im Juni des nächsten Jahres fand dann, um es vorauszunehmen, endlich die Abstimmung über die Bordelle statt. Kurz vorher hatten die Bordellwirte eine letzte Anstrengung gemacht und eine gemeine, von Lügen triefende Broschüre im Publikum verbreitet. Die ganze Auflage wurde erwischt, als sie gerade aus einem Bordell kam, und das Faktum konnte noch schnell der

Presse mitgeteilt werden. Der Erfolg der Abstimmung ergab vierzigtausend-fünfhundertvierundsechzig Stimmen für unseren, beziehungsweise für den von uns angenommenen kantonsrätlichen Vorschlag und nur vierzehntausend-sechshundertsiebenundneunzig Stimmen für Beibehaltung der Bordelle.

Es mag ungefähr Ende 1896 gewesen sein, als folgender kleiner, aber bezeichnender Vorfall sich ereignete: Unsere Anstalt war gräßlich überfüllt. Besonders mit den Unruhigen konnte ich mir nicht mehr helfen. Da wurde einmal mitten in der Nacht ein furchtbar aufgeregter Kranker unangemeldet in die Anstalt gebracht, aber seine Aufnahme war leider absolut unmöglich. Ich mußte ihn zurückweisen, gab aber den Leuten alle Ratschläge und Mittel an, wie sie es vorläufig machen könnten, bis mir die Aufnahme möglich sei. Ich hatte seit langer Zeit auf das energischste die Entlastung der Abteilung für Unruhige durch Schaffung von Platz in Rheinau gefordert. Nun bekam ich am andern Tag einen höchst beleidigenden Brief des Landpfarrers des Heimortes des Kranken, worin er mich mit persönlichen Vorwürfen überschüttete. Der Mann war mir ganz unbekannt, und ich konnte seine Wut nicht begreifen. Ich schrieb ihm sehr höflich zurück und erklärte ihm unsere Not. Unterdessen hatte der Kranke bereits aufgenommen werden können.

Der Pfarrer schrieb mir aber nochmals so giftig, mit so sehr an den Haaren herbeigezogenen Vorwürfen, daß ich den Verdacht schöpfte, der Mann müsse etwas gegen mich haben. Ich schrieb ihm dies auch unumwunden und bestand darauf, den eigentlichen Grund seiner Stimmung gegen mich zu erfahren. Schließlich hatte er doch die Offenheit, mir die Wahrheit zu gestehen. Er war es nämlich, der damals (1887), in meiner ersten Vorlesung über Hypnotismus, wo ich die Theologen mit den andern Nichtjuristen und Nichtmedizinern ausschließen mußte, sich «persönlich beleidigt» gefühlt hatte. Nun mußte er zugeben, daß er aus Ärger und Rache gegen mich, den er grundlos als Feind betrachtete, in dieser Weise aufgetreten war! Ich nenne ihn nicht, weil er schließlich die Wahrheit sagte. Aber es ist dies ein sehr schlagender Beweis erstens für den langwährenden Argwohn im Kopf der Deutschschweizer, und zweitens dafür, daß die Pfarrer keine bessern Menschen sind als die andern.

Zu jener Zeit fand auch eine interessante Sitzung des Senats der Zürcher Hochschule statt. Die Frau des Pfarrers Kempin, die tüchtige Studien gemacht hatte, hatte sich zur Habilitation gemeldet. Der Fall war noch nie vorgekommen, und es frug sich, ob überhaupt Frauen als Dozentinnen zugelassen werden sollten. Die meisten alten Zöpfe des Senats waren dagegen und machten aus ihren Vorurteilen kein Hehl; die Juristen waren jedoch meistens dafür, und ich trat auch energisch für das Zulassen der Frauen ein, indem ich sagte, es sei absolut kein stichhaltiger Grund vorhanden, den Frauen das Studium

zu erlauben und das Dozieren zu verbieten. Wir blieben jedoch im Senat mit einem guten Drittel in der Minderheit, verlangten aber, daß auch der Minoritätsantrag der Regierung vorgelegt würde. Letztere zeigte sich aufgeklärter und stimmte der Senatsminderheit bei, so daß Frau Dr. Kempin die Dozentur erhielt.

Ein wirkliches psychologisches Verständnis für Nervenkranken bekundete sich in einer seit kurzem in Zürich bestehenden Unternehmung. Einige Zeit nach der Behandlung und Heilung einer hysterischen Kranken durch Landarbeit im Jahre 1891 hatte ich, ungefähr im Jahre 1893, den Besuch eines Ingenieurs Grohmann gehabt, der, nachdem er früher an nervösen Störungen gelitten hatte und durch Beschäftigung geheilt worden war, selbst auf die Idee gekommen war, in Zürich eine eigene Beschäftigungsanstalt für Nervenkranken ins Leben zu rufen. Ich hatte ihn sehr dazu ermutigt, denn der Mann war reich an guten Ideen. Möbius und ich publizierten 1896 über die damals neue «Arbeitstherapie». Die Grohmannsche Anstalt ist später infolge Erkrankung des Besitzers eingegangen; seine Grundsätze setzten sich aber mehr und mehr durch. Heute könnte man sich keine psychiatrische Anstalt ohne die segensreiche Arbeitstherapie denken, die den Anblick, das Leben in den Anstalten und den Prozentsatz der Heilungen erheblich gebessert und teilweise verwandelt hat.

Habe ich von Zeit zu Zeit von den nie fehlenden Polemiken berichtet, so brachte gleich der Anfang des Jahres 1897 wieder eine teils in Zeitungen geführte Fehde, in der ich mich gegen eine ganz eigentümliche und unerwartete Anklage zu verteidigen hatte. Eines Tages trat ein treuer, junger, abstinenter Student, Herr Rutishauser (der heutige ärztliche Leiter des Erziehungsheimes in Ermatingen), mit feierlicher Miene in mein Zimmer, schaute mir fest in die Augen und sprach: «Herr Direktor, das hätte ich niemals von Ihnen geglaubt!» «Was denn?» sagte ich lachend. «Sie lachen, ich möchte eher weinen.» «Nun», antwortete ich ernst, «heraus mit der Sprache, was wollen Sie mit dem Zeug sagen?» «Wie haben Sie uns Abstinenten bisher verhehlen können, daß Sie Weinberge besitzen und Wein verkaufen?» Nun lachte ich aber von ganzem Herzen und frug ihn, wer ihm diesen Schwindel vorgeredet habe. «Ich weiß es aus ganz zuverlässiger Quelle, Sie können es nicht leugnen», antwortete er. «So», erwiderte ich, wieder ernst werdend, «nun will ich Ihnen etwas sagen. Entweder nennen Sie mir sofort die Person, die Ihnen gegenüber diese Verleumdung ausgesprochen hat, und ich werde dieselbe vornehmen, oder ich verklage Sie selbst.»

Ich ging von Mann zu Mann der Quelle energisch nach. Es ging wohl im ganzen fünf bis sechs Wochen, da gelangte ich endlich durch etwa zwölf ver-



schiedene, mir unbekannte Personen an – Herrn Dr. Milliet, Direktor des schweizerischen Alkoholmonopols! Diesem schrieb ich dann einen besonders höflichen, aber sehr bestimmten Brief. Ich forderte von ihm eine vollständige Richtigstellung an mich und an die Leute, denen er diese Lüge angegeben hatte. Im Weigerungsfalle, so leid es mir tue, sei ich genötigt, gegen ihn vorzugehen. Ich versicherte, daß ich ihm letzteres gerne ersparen wolle, um ihm in seiner hochstehenden Stellung nicht zu schaden, warnte ihn aber dabei gehörig vor seinen Angriffen in den Kongressen und überhaupt gegen die Abstinenten. Es war dem Manne nicht leicht, meiner Forderung nachzukommen, aber er tat es doch unter der Angabe, «er müsse es natürlich tun, wenn die Leute nicht zu ihren Aussagen stehen wollen»<sup>1</sup>. Ich begnügte mich mit dieser Richtigstellung, um so mehr als seither Herr Dr. Milliet, mit Ausnahme offizieller Begrüßungen, sich fast vollständig schweigsam verhielt, er, der früher das große Wort gegen die Abstinenten geführt hatte!

Ich fühlte mich seit Anfang des Jahres 1897 bereits recht abgespannt und abgehetzt. Seit einiger Zeit hatte sich bei mir die Harnsäure wieder gezeigt. Ich bekam nun richtige Gichtanfälle in den Fingern.

Seit 1892 stand ich fast unausgesetzt in einer rastlosen Hetze, die mich kaum zur Besinnung kommen ließ. Mehr arbeiten, als ich es tat, war eine Sache absoluter Unmöglichkeit, und doch konnte ich mit meinen wachsenden Aufgaben nirgends mehr fertig werden: Direktion der Anstalt, Professur, wissenschaftliche und praktische Weiterentwicklung des Hypnotismus, Abstinenzfrage, Ellikon, Guttemplerorden, soziale Ethik, Prostitutionsfrage, Ameisen- und andere wissenschaftliche Arbeiten, das war für einen Menschen allein zuviel. Ich wollte nichts oberflächlich machen und hatte, wie gesagt, gelernt, oft mit nur halbwegs geeigneten Personen meine Gründungen doch zur Blüte zu bringen. Aber alles hat seine Grenzen, und ich fühlte, daß es bei mir überall zu krachen begann. In der Anstalt selbst begann ich die vielen Meyer, Kunz und Keller, die immer wieder kamen, miteinander zu verwechseln, und es wurde mir klar, daß ein entscheidender Schritt nötig war. Welcher nun und inwieweit? Es war kaum möglich, das eine oder das andere Arbeitsgebiet aufzugeben oder zu vernachlässigen. Bereits hatte ich die Hirnanatomie an den Nagel gehängt, den Vorstand von Ellikon an Bleuler abgegeben und die Ameisenstudien auf ein Minimum reduziert. In pekuniärer Beziehung war mein Gehalt seit 1879 immer das gleiche geblieben, und da ich grundsätzlich so gut wie keine Nebeneinnahmen hatte, weil ich meine Zeit der Anstalt geben

<sup>1</sup> Es handelte sich um eine perfide Ausnützung der Tatsache, daß der frühere, schon erwähnte Vetter, Professor F. A. Forel, in Morges, der Anatom, See- und Gletscherforscher, Weinbergbesitzer war. (Anmerkung des Herausgebers.)

wollte, war es mir klar, daß ich mich im Notfall durch die Privatpraxis fast ebenso gut stellen könnte.

Dazu kam meine Abscheu vor alten Professoren, die ewig da bleiben und für ihre Zuhörer ein Greuel und ein großer Schaden werden. Beizeiten, bevor man senil verblödet, zurückzutreten, heißt im Interesse der Studenten gehandelt. Bei meinen bald vollendeten fünfzig Jahren machte sich überdies ein gewisser Drang nach Ruhe und Freiheit immer mehr bei mir geltend, nicht, um zu faulenz, sondern um gründlicher und freier arbeiten zu können; und namentlich sehnte ich mich danach, mit der Bürokratie, die für mich stets ein Greuel war, nichts mehr zu tun haben zu müssen. Mit mir selbst war ich nichts weniger als zufrieden. Gewiß hatte ich einiges erreicht, aber ich mußte mir den berechtigten Vorwurf machen, daß ich meine Kräfte sehr zersplittert und daher nur Teilerfolge erreicht hatte. Der Abstand zwischen Wollen und Können erschien mir um so größer und peinlicher, und eine innere Stimme sagte mir: «Bis hierher und nicht weiter. Jetzt ist es noch Zeit, ehrlich zurückzutreten; später dürfte es zu spät sein. Nach meinem Rücktritt kann ich mich dann ganz, wie ich will, auf diejenigen sozialen und wissenschaftlichen Arbeiten konzentrieren, die ich für die nötigsten halte.»

Dies waren ungefähr die Überlegungen, die ich anstellte und die ich lange und ausführlich mit meiner lieben Frau besprach. Wir machten aus, die Sache vorläufig ganz und gar unter uns geheimzuhalten und uns im Kanton Waadt nach einer passenden und billigen Unterkunft umzusehen. Am 25. März benutzte ich die Gelegenheit der Gründung einer Loge in Montreux, mit meiner Frau nach Morges zu reisen, wo wir nach einer Wohnung fahndeten. Die Sache war gar nicht leicht, aber schließlich bot mir mein lieber Vetter, Professor F. A. Forel, der nach dem Tode seiner Eltern ganz nach Morges gezogen war, seinen leerstehenden Sommersitz in Chigny zu einem sehr niedrigen Preise an. Chigny liegt kaum dreißig Minuten von Morges entfernt, so daß unsere Kinder die Schule im Städtchen besuchen konnten. So hielten wir diesen Gedanken bereits ziemlich fest.

Als sollte ich, was die Bürokratie anbetrifft, in meinem letzten Direktionsjahr noch etwas erleichtert werden, trat jetzt ein für mich angenehmer Wechsel in der Regierung ein. Herr Regierungsrat Kern wurde nach kurzer Amtsführung als Sanitätsdirektor durch den in die Regierung neu ernannten Sozialisten Herrn Regierungsrat Ernst ersetzt. Das war mir ungemein lieb. Herr Ernst bereitete mir dann die angenehme Überraschung, daß zum erstenmal, seit ich im Burghölzli war, ein Sanitätsdirektor und Präsident der Aufsichtskommission sich verpflichtet fühlte, die Anstalt selbst zu besuchen und genau zu untersuchen. Dies freute mich so sehr, daß ich ihm von ganzem Herzen da-

für dankte und ihn nur bat, wenn ihn etwas befremde, es mir mitzuteilen. Er tat es auch, und so entwickelte sich zum erstenmal mein Verhältnis zur Sanitätsdirektion ganz freundschaftlich.

Zu jener Zeit trat als Unterassistent ein sonderbarer Philosoph, Herr Fritz Brupbacher, ein, der die eigentliche Anstaltsarbeit unter seiner Würde fand. Er wurde später ein großer Anarchist und Führer der anarchistischen Bewegung.

Einen sonderbaren Fall möchte ich noch kurz erwähnen. Ein junger Herr kam zu mir, zeigte mir eine Nummer der «Frankfurter Zeitung», worin das rätselhafte Verschwinden eines Herrn aus Australien berichtet war, und sagte verzweifelt zu mir: «Das muß ich sein, aber ich weiß nichts mehr davon.» Nähere Fragen brachten mich zu der Überzeugung, daß der Mann ein höchst seltener Fall sogenannten doppelten Bewußtseins sein müsse. Er war dem Selbstmord nahe, und ich riet ihm, freiwillig für kurze Zeit in die Anstalt einzutreten, ich wolle ihm dann helfen. Er tat dies sehr gern. Nun stellte es sich heraus, daß er in der Tat volle acht Monate seines Lebens, mit Einschluß seiner Hin- und Rückreise nach Australien, vollständig vergessen hatte. Es gelang mir, nicht nur sein Verhältnis zu seinen Eltern und Behörden wieder in Ordnung zu bringen, sondern ihn auch im Laufe von mehreren Wochen durch Hypnotismus vollständig von seiner Amnesie zu heilen, so daß langsam alle Erinnerungen wieder zum Vorschein kamen. Der Fall ist in meinem Lehrbuch über Hypnotismus, Suggestion und Psychotherapie, sechste bis zwölfte Auflage, Seite 236 (285), unter dem Namen Herr N. genau beschrieben. Mein Assistent, Herr Max Naef, hat über den Fall seine Doktor-dissertation verfaßt.

Unterdessen kam der Moment, wo ich meinen Rücktritt, von dem nur Delbrück wußte, der Regierung reglementarisch, sechs Monate vorher, mitteilen mußte. In der Erkenntnis der Psychologie des Homo sapiens L., der immer Parteien und Cliques bilden muß, plante ich in meinem Kopf eine diabolische Intrigue für das Gute. Ich sagte mir folgendes: Mein Nachfolger müsse erstens sehr tüchtig, redlich und arbeitsam und zweitens abstinent sein, wenn nicht mein ganzes Werk zugrundegehen sollte. Da jedoch weder die Regierung noch die hohe Fakultät für die Abstinenz Verständnis besaßen und beide, wie gesagt, außerdem leicht in die Netze von ehrgeizigen Strebern fallen konnten, müsse man von vornherein womöglich zwei tüchtige Abstinenten zur Wahl aufstellen. Als solche hatte ich erstens meinen lieben Freund und Kollegen Delbrück im Auge, der sich in allen Beziehungen als sehr tüchtig bewährt hatte; zweitens Herrn Direktor Bleuler in Rheinau, dessen Redlichkeit und Tüchtigkeit ebenfalls außer allem Zweifel standen, und der außerdem den großen Vorzug für sich hatte, Zürcher zu sein.





FAMILIENBILD AUS DEM JAHRE 1898

Oben von links nach rechts: Inez, Edouard, Martha

Mitte: Frau Forel und A. Forel Unten: Oskar, Cécile, Daisy





Ich begab mich am 15. zu Regierungsrat Ernst, der gar nicht begreifen konnte, daß ich gerade im Moment, wo Friede und Ruhe vollständig wiederhergestellt waren und wo die Untersuchungskommission mich ganz und gar gerechtfertigt hatte, meine Entlassung nahm. Ich sprach ihm von meiner schwankend gewordenen Gesundheit und setzte hinzu, daß ich nicht hatte weggehen wollen, bevor alles in guter Ordnung war und ich mit ruhigem Gewissen die Anstalt verlassen konnte. Es ist geradezu komisch, wie die Menschen immer meinen, man müsse aus Ärger fort, während ich umgekehrt der Ansicht bin, daß man im Ärger niemals fortgehen wie überhaupt keinen festen Entschluß fassen sollte.

Natürlich mußte sowohl die Regierung wie die Fakultät sofort die Frage der Nachfolge erwägen. Beiden bemerkte ich, wie wichtig es sei, tüchtige Direktoren in Rheinau wie im Burghölzli zu haben; wenn man Direktor Bleuler wähle, würde Rheinau, das gerade Neubauten plane, in große Not geraten, und außerdem habe sich Delbrück bereits als Dozent bewährt. Wenn man ihn nicht nehme, würde er einem Ruf nach Bremen folgen, das wisse ich. Die Fakultät, die in psychiatrischen Dingen sich nicht kompetent fühlte, nahm sich meiner Darstellungen sehr warm an und bat mich um meine Ansichten über die in Frage kommenden Kandidaten, die ich ihr nun im reinen Interesse der Zürcher Anstalten auseinandersetzte.

Die Regierung jedoch, die von vornherein und solange ich in Zürich war, stets argwöhnte, ich hätte mehr oder weniger unaufrichtige Hintergedanken, nahm offenbar an, daß ich unbedingt persönlich für Delbrück eingenommen und gegen Bleuler voreingenommen sei, ferner daß meine Angabe, Delbrück komme, wenn die Wahl auf Bleuler fiele, nach Bremen, nur eine Finte sei. In ihrer Sitzung beschloß die Fakultät nach reiflicher Überlegung, Delbrück allein vorzuschlagen. Sofort, und das hatte ich erwartet, erschienen giftige Artikel in der Presse, worin man die Kandidatur Delbrücks angriff und sich für Bleuler erklärte, den ich offenbar zurücksetze, obwohl er Zürcher sei, und so weiter. Da lachte ich mir ins Fäustchen und dachte bei mir: Da haben wir schon die Parteienbildung, und daraufhin werden die Aussichten aller gefährlichen Streber verblassen. Delbrück und Bleuler traten einander sehr ritterlich, offen und freundlich gegenüber. Ich erklärte Bleuler offen meine Gründe und teilte ihm meine schweren Befürchtungen für Rheinau mit, wenn er ernannt werden würde. Er sprach mir nun von Dr. Ris, der in Casvegno (Tessin) als Direktor angestellt war. Ich erwiderte ihm, daß der Verlust dieses Mannes für den Kanton Tessin, wo eben ein Neubau der Anstalt begonnen wurde, auch recht unangenehm wäre, und außerdem, daß Ris, der von unsern Abstinenzgrundsätzen nichts wissen wolle, doch kaum in seinem Sinne in Rheinau

weiter arbeiten würde. Bleuler hoffte aber doch, eine glückliche Lösung zu finden.

Am 14. Januar ernannte der Regierungsrat, dem Gutachten der Fakultät entgegen, Herrn Direktor Bleuler in Rheinau zu meinem Nachfolger als Professor und Direktor der Irrenanstalt Burghölzli. Nun eilte Bleuler zu Ris und erklärte ihm bündig, daß er ihn nach Rheinau für die Direktionsstelle vorschlagen würde, aber nur unter der Bedingung, daß er sich ihm gegenüber verpflichte, abstinent zu werden. Der Entschluß fiel Dr. Ris schwer, aber der Verkehr mit den Tessinern behagte ihm nicht, und so sagte er schließlich, obwohl er schon viel Arbeit für den Bau in Casvegno geleistet hatte, Bleuler zu.

Da die Wahl Bleulers vorausszusehen gewesen war, hatte ich Delbrück nach Bremen reisen lassen, wo seine Wahl am 18. März erfolgte.

Am 16. Dezember kam eine Hiobspost. Es wurde mir mitgeteilt, daß die Mäßigkeitsapostel unter Dr. Custer in Zürich den genialen Gedanken hätten, ein Haus zu kaufen und daselbst nach dem Muster von La Chaux-de-Fonds billige Speiseanstalten für die Arbeiter einzurichten und damit dem alkoholfreien Speisehaus der Frau Orelli Konkurrenz zu machen. Zufällig kannte ich durch meinen Freund und Ordensbruder Charles Schmitt in La Chaux-de-Fonds die dortigen Verhältnisse ganz genau. Allerdings wurden dort die Speisen etwas unter dem Selbstkostenpreis abgegeben, dafür aber wurde unter dem Namen der Wohltätigkeit ein lebhafter Weinhandel getrieben. Um den guten Schein zu wahren, wurde zwar jedem Konsumenten in der Wirtschaft selbst nicht mehr als ein oder zwei Glas Wein verabfolgt. Dafür konnten diese aber dort Wein kaufen und nach Hause nehmen, soviel sie wollten. Dieser Wohltätigkeitsweinhandel rentierte so vortrefflich, daß die Aktionäre bis zu zehn Prozent Dividenden einheimsten. Ich war verzweifelt und wütend. Es war ein denkwürdiger Abend, als ich Frau Professor Orelli und dem Verein im «Künstlergütli» die Sache mitteilte und den ganzen Schwindel gehörig erläuterte. Ich erklärte mich bereit, sofort einen geharnischten Aufsatz dagegen, mit gründlicher Belehrung der Leser, in der zürcherischen sozialistischen Zeitung zu veröffentlichen; doch wußte ich mir aber darüber hinaus keinen Rat.

Frau Professor Orelli hatte alles tief und ernst und bedächtig angehört. Am Schluß meiner kurzen Auseinandersetzung erklärte sie mir mit dem Blick und dem Ton einer Prophetin kurz und bündig: «Das darf nicht sein, das wird nicht sein!» «Ja», antwortete ich, «den versprochenen Aufsatz werde ich sofort schreiben, aber was Sie sonst tun wollen, verstehe ich nicht. Die verfluchten Leute haben Geld und machen ein gutes Geschäft.» «Lassen Sie mich nur machen, ich werde mir schon helfen», war ihre Antwort. Was geschah? Ich

schrieb meinen Aufsatz, und Frau Orelli setzte sich ans Werk. Schon nach acht Tagen hatte sie das Kapital beisammen und kaufte das Haus zum «Karl dem Großen», das sie somit Herrn Custer und seinen Leuten wegschnappte! Mit ebenso unermüdlicher Arbeitslust ließ sie das Haus sofort reparieren und zu einer alkoholfreien Wirtschaft größern und schönern Stils als bisher umgestalten. Sie vermietete die Räumlichkeiten bis auf den letzten Platz, und es gelang ihr, im gleichen Jahre die Sache rentabel zu machen, so daß der betreffende Kapitalist nichts zu bereuen hatte.

Bereits am 30. März konnte die Eröffnung des alkoholfreien Restaurants zum «Karl dem Großen» stattfinden. Ich konnte meinen Augen kaum trauen angesichts der Kühnheit der Frau Professor, der ich in kurzen Worten meine Hochachtung bezeugte. Aber die Tatkraft dieser Frau wollte mehr. Es wurde mir angst und bang, als sie mir zugleich im Vertrauen noch viel größere Pläne, nämlich die Errichtung eines Restaurants auf dem Zürichberg, entwickelte. Kaum war die eine große Tat erfolgt, wollte sie noch viel weiter gehen! So überzeugend und richtig ihre Gründe in der Tat waren, so zitterte ich förmlich für sie wegen des großen pekuniären Risikos. Ich bat sie inständig, doch ja nichts zu übereilen und zuerst sich mit ihrem «Karl dem Großen» zu begnügen; aber vergebens. Wiederum behielt sie recht, und das große Werk folgte nicht sehr lange nachher; das jetzt weitbekannte alkoholfreie Kurhaus auf dem Zürichberg wurde errichtet. Frau Professor Orelli hatte vorher alles bis aufs kleinste Detail richtig berechnet und richtig vorausgesehen. Davon konnte ich mich später überzeugen.

Über all dem war die Zeit unseres Abschiedes herangekommen. Der Gedanke an ihn hatte uns schon bei der letzten Weihnachtsfeier mit der Anstalt wehmütig gestimmt, hatte doch die stille, liebevolle Tätigkeit meiner Frau alljährlich dieses Fest für Gesunde und Kranke so schön und herzlich zu gestalten gewußt. Eine wie große Hilfe ist sie mir überhaupt in all diesen Jahren nicht nur persönlich, sondern auch beruflich durch ihr verständnisvolles Interesse und ihre liebevolle Fürsorge für die Kranken gewesen! – Trotz aller Arbeit jenes letzten Winters fand sie noch Zeit, ihren mit Frau Dr. Delbrück gehegten Wunsch zu erfüllen und mein letztes Kolleg über Psychologie und Psychiatrie regelmäßig zu besuchen.

Ende März fingen wir an, mit Hilfe von Patienten unser Mobiliar, unsere Bibliothek usw. in Kisten einzupacken. In dem bestellten Eisenbahnwagen sollte meiner Ameisensammlung, die sehr stark gewachsen war, ein Vorzugsplatz eingeräumt werden. Die medizinische Fakultät erwies mir die große Ehre eines Abschiedsessens, bei welchem sehr bedauert wurde, daß ich nur



Wasser trank! Mein Kollege Krönlein wünschte mir ein «Otium cum dignitate». Ich dankte herzlichst, versicherte aber meinen Kollegen, daß ich nicht die Absicht hätte, würdevoll auszuruhen, sondern nur in freierer Weise wissenschaftlich zu arbeiten. Sowohl die Regierung wie die Ärzte, an deren Spitze Dr. Delbrück und seine Frau standen, und die Angestellten vom Burghölzli veranstalteten schöne Abschiedsfeiern für uns.

DRITTER THEIL

CHIGNY – YVORNE



## REISEN NACH KANADA UND RUSSLAND

Endlich frei! · Morges ist fremd geworden · Radfahren steigert Orientierungssinn · Schützenkönig · Ermordung der Kaiserin Elisabeth · Beobachtung des Mörders Luccheni · Vorlesungen über Psychologie · Patienten · Zweigstelle für ethische Kultur · Reise nach Kanada · Nordpolforscher Fridtjof Nansen · Naturforscherin Therese von Bayern · Gerichtsfälle · Für Jahrhundertwende angekündigter Kladderadatsch bleibt aus · Jahrhundert Lamarcks und Darwins · Landerziehungsheime · Apostelreise · Hygiene des Geistes und der Nerven · Petersburg · Moskau · Gefängnisse, Arbeitsanstalten, Findelhäuser · Der Schwiegertochterkerl (Nachaz) · Warschauer Judenquartier · Besuch bei «Ameisenmayr» in Wien.

Frei! Endlich frei! Das war mein erster Seufzer der Erleichterung. Frei von den Anstaltspflichten, frei von den Regierungsräten und der Aufsichtskommission, frei von den Semestervorlesungen, frei von all den drückenden Sorgen, nunmehr in einem kleinen Landnest und dazu ganz in der Nähe meines früheren Heimatortes, wo ich ruhig meinen Kohl pflanzen durfte. Das war immer meine Sehnsucht gewesen; nun war sie erfüllt. Zwar hatte ich das Städtchen Morges inzwischen oft, aber nur vorübergehend besucht. Es schien mir immer noch das alte zu sein und war es auch, vielleicht sogar noch etwas geistloser und schläfriger als früher. Doch war ich, seitdem ich die Heimat der Kindheit verlassen hatte, fünf Jahre in München und (im ganzen) vierundzwanzig Jahre in Zürich gewesen, und ich war es, der sich verändert hatte, und zwar so, daß ich bald merkte, ich sei nicht mehr in Morges zu Hause. Eine Wand, eine dicke Wand fühlte ich zwischen mir und meinen waadtländischen Mitbürgern, und zwar eine Wand, die ein gegenseitiges Verständnis kaum noch möglich machte. Der konservative, geistig beschränkte, philisterhafte Horizont der Morgianer mit ihrer einfältigen Frömmerei kam mir geradezu fossil vor. Für diese Leute war ich ein ganz unverständlicher Mensch geworden. Meine sozialistischen Ideen waren ihnen ein Greuel. Die fremden Nationen kannten sie nur durch Touristen, Bummler und Pensionsschülerinnen. Höhere internationale Gedanken waren ihnen unfassbar. Ich war froh, daß ich in meinem kleinen Bauernnest von hundertzehn Einwohnern ganz freie Hand hatte, und nahm mir vor, ganz schroff und ungeniert meine Ansichten bei den Morgianern zu äußern. Ebenso wollte ich gleich ungeniert mit meinen konservativen Verwandten wie mit den Arbeitern des Städtchens verkehren,



alle Klassenunterschiede und Konventionen mit vollster persönlicher Freiheit durchbrechend. Ich setzte mir in den Kopf, allem Kopfschütteln und Lachen zum Trotz, baldmöglichst eine Guttemplerloge in Morges zu gründen. Das Dörfchen Chigny liegt in waldiger Umgebung eine halbe Stunde oberhalb Morges, von Vaux durch die Schlucht der Morges getrennt, nahe dem Schlosse Vufflens, das kaum zehn Minuten weiter oben liegt.

Mein erstes war, mich im Radfahren zu üben, und allmählich wurde ich sicherer. Diese Übungen machten mir große Freude und verschafften mir jedesmal einen Heißhunger. Nach und nach wagte ich im Laufe des Sommers immer größere Fahrten. Freilich war ich anfangs noch sehr ängstlich und stürzte mehrmals vom Rad. Doch war die Angst bald überwunden, und ich machte die interessante psychologische Beobachtung, daß mein Orientierungssinn sich durch die Schnelligkeit der Bewegung beim Radfahren ungeheuer steigerte, so daß mir bald die ganze geographische Karte des Kantons Waadt plastisch vor Augen lag. Ich begriff dann, warum die Vögel (besonders die Brieftauben), die allerdings noch dazu die Perspektive von oben haben, sich so rasch und sicher in großer Entfernung auskennen, und daß man zur Erklärung dafür keinen besonders magnetischen Sinn anzunehmen braucht, wie es so viele Leute taten. Es wäre heutzutage sehr interessant, wenn man die Erfahrungen der Luftfahrer mit dem Orientierungssinn der Brieftauben genauer vergleiche.

Außerdem betätigte ich mich wieder fleißig bei der alten Bogenschießgesellschaft von Morges, in welcher ich alle meine konservativen und aristokratischen Verwandten und Bekannten traf. Ich hatte sogar am 6. August infolge eines Zufallsschusses das Vergnügen, Schützenkönig zu sein, während ich sonst einer der schlechtesten Schützen war.

Ferner hielt ich an gewissen Wochentagen Konsultationen im Hotel du Mont Blanc (Morges) und fing an, in einem in Morges gemieteten Zimmer Patienten zu hypnotisieren. Ich fand dieses System aber bald zu umständlich und ließ meine Kranken nach Chigny kommen, wo ich nachmittags unsern Salon als Hypnotisierzimmer einrichtete.

Meine Frau hatte viel Freude am Garten und wurde bald eine vorzügliche Gärtnerin, während ich mich damit begnügte, den Schnitt der Pfirsichbäume allmählich zu lernen.

In Morges entdeckte ich einen sozialistischen Schneider, Herrn Schelker, den ich zur Abstinenz bewog. Mit Mühe gelang es mir, mit seiner Hilfe bereits am 22. Mai eine Guttemplerloge in Morges zustandezubringen, die wir «Travail» (Arbeit) Nr. 67 nannten. Ende 1898 besuchte ich in Morges auf Veranlassung meines Ordensbruders Schelker einen tüchtigen, verheirateten

Schreiner, der, obwohl noch nicht gefährlicher Trinker, doch auf dem besten Wege war, sich und seine Familie durch den Alkohol zugrunde zu richten. Er war früher in der französischen Fremdenlegion gewesen. Er gab mir in allen Punkten recht, wollte aber noch nicht in unsere Loge eintreten. Ich brachte ihn mit Frau und Kindern zu unserem Weihnachtsfest der Logenkinder, wo er bis zu Tränen gerührt wurde, doch konnte er sich immer noch nicht entschließen. Da trat ich schließlich am 22. Januar 1899 gerade von unserer Logensitzung plötzlich in seine ärmliche Stube und erklärte ihm, jetzt müsse er einfach kommen.

Er weigerte sich und behauptete, er könne das Versprechen noch nicht halten. Ich aber schleppte ihn förmlich am Arm die Treppe hinunter, und seine Gegenwehr war schwach genug, um mir die Übermacht zu lassen. So brachte ich ihn in unser Lokal; er wurde in die Loge eingeweiht und gab das Guttemplerversprechen ab. Am andern Morgen schämte er sich so vor den Leuten, daß er am Rande der Häuser entlangschlich, weil er fürchtete, man lache ihn aus. Als man ihn umgekehrt beglückwünschte, bekam er Mut, und seither ist er nicht nur ein treuer Abstinenter, sondern sogar unser Distriktstempler (Vorsteher), Großlogenbeamter und dazu noch Hausbesitzer und ein Pionier der Guttempler geworden.

Im September wurde die Kaiserin Elisabeth von Österreich von dem Anarchisten Luccheni ermordet. Der Verteidiger des letztern bat mich um ein Gutachten über seinen Geisteszustand. Ich hatte so Gelegenheit, diesen bereits von Lombroso als lavierten Epileptiker bezeichneten Mann im Gefängnis näher zu beobachten. Er war ein durchaus abnormer, impulsiver und rabiater Psychopath. Ich begutachtete ihn auch als solchen; er wurde trotzdem verurteilt. Luccheni sorgte später selbst dafür, daß ich recht behielt, indem er aus einem nichtigen Beweggrund (weil man ihm nur ein Buch statt zwei aus der Gefängnisbibliothek zu gleicher Zeit gab) einen Mordanschlag auf den Direktor versuchte.

Noch im ersten Jahre in Chigny trat eine eigentümliche Frage an mich heran. Der in Morges wohnende Herr Dr. Jean Morax, der 1872 den von mir im «Lien fédéral» bekämpften Aufsatz gegen das eidgenössische Staatsexamen verfaßt hatte, war jetzt Chef des Sanitätswesens im Kanton Waadt und zeigte sich mir gegenüber immer äußerst freundlich. Nun hatte man in der waadtländischen Anstalt Cery böse Erfahrungen mit ungeeigneten Direktoren gemacht. Ein früherer Freund von mir, der liberale Theologieprofessor Paschoud, hatte mir schon gesagt, man wolle mich fragen, ob ich nicht nach Cery kommen würde. Der mit dieser Frage beauftragte Professor Dind, ein etwas hinterlistiger Herr, stellte sie mir jedoch nicht. Dr. Morax erklärte mir nun das

ganze Pech, in welchem sich die Anstalt befand, und bat mich inständig, deren Leitung zu übernehmen. Ich erklärte ihm jedoch, daß ich nicht vom Burghölzli fort sei, um nach Cery überzusiedeln, daß ich aber bereit sei, ihm einen passenden Direktor zu suchen. Aber ich stellte dabei die gleiche Bedingung, die ich damals Herrn Regierungsrat Spiller in Zürich gestellt hatte, nämlich die, daß die waadtländische Regierung ihn von keinem Verwalter schikanieren lasse. Dieses Versprechen müsse er mir unbedingt geben; das tat er auch sehr bestimmt. Ich überlegte die Sache und kam dahin, Dr. Mahaim in Lüttich zu empfehlen. Dieser wurde denn auch richtig gewählt, und Morax hat sein Versprechen treu gehalten.

Mein Schwager Bugnion, der Professor der Anatomie in Lausanne, veranlaßte mich, in Lausanne während des Wintersemesters einige Vorlesungen über Psychologie zu halten. Dies tat ich zwei Semester lang, unterließ es dann aber später, weil kein genügendes Interesse für die Sache vorhanden war.

An meiner Gesundheit machte ich im Jahre 1898 eine eigentümliche Beobachtung. Trotz dem Radfahren und körperlichen Übungen hatte mein Ohrensausen durchaus nicht aufgehört, während meine Gicht sich umgekehrt gebessert hatte. Ich konsultierte einen Kollegen in Lausanne, der eine langsame Verhärtung des Ohrlabyrinthes infolge chronischen Katarrhs feststellte und mir als «Versuch» Pilocarpin verschrieb, im übrigen aber eine sehr zweifelhafte Prognose stellte. Das Pilocarpin griff mich stark an, hatte aber durchaus keinen Heilerfolg. Daraufhin ergab ich mich ohne weiteres in das Unvermeidliche und erklärte mir selbst oder vielmehr meinem Gehör resolut: Sause soviel du willst, ich achte nicht mehr darauf, und damit basta. Der Erfolg dieser Autosuggestion war geradezu verblüffend. Von diesem Moment an hörte ich, außer bei seltenen starken Erhitzungen, besonders nach dem Radfahren, tatsächlich das Ohrensausen gewöhnlich nicht mehr, weil ich aufhörte, darauf zu achten. Sobald ich aber aus irgendeinem Grunde anfang, daran zu denken, vor allem, wenn ich mit jemandem darüber sprach, hörte ich das Zischen genau so stark wie früher, aber nur für einen Augenblick, und es verschwand wieder, sobald mein Denken und Fühlen sich anderswohin richtete. Das ist auch heute (1928) noch in ganz derselben Weise der Fall. Aber ganz langsam und schwach steigerte sich von Jahr zu Jahr meine Schwerhörigkeit.

Mein Vater war schon einige Zeit leidend und erkrankte im November an Perityphilitis. Er wollte von keinen Maßnahmen hören und sterben. Ich erzwang von ihm jedoch die Erlaubnis, den berühmten Lausanner Chirurgen, Professor César Roux, kommen zu lassen, der, rasch entschlossen, den Abszeß durch die Bauchdecke öffnete. Der Erfolg war vorzüglich. Mein Vater erholte sich zusehends, so daß er etwas später, am 9. März 1899, mit sechsundsiebzig

Jahren, in Lausanne die Blinddarmoperation glücklich überstehen konnte, was ihm erlaubte, bis 1914 weiterzuleben.

Wir nahmen einige leichtere Patienten als Pensionäre bei uns auf, und ich konnte etliche davon mit gutem Erfolg hypnotisieren. Dabei wurde ich zwar nicht reich, konnte aber soviel verdienen, daß ich mit den Zinsen, die ich hatte, durchkommen konnte. Besonders unter sexuell Abnormen, aber auch unter sonstigen Nervenkranken, lernte ich eine andere, meist viel ethischere Art von Patienten kennen als in der Irrenanstalt. Sie waren auch komplizierter, aber heilbar und sehr lehrreich. Im gleichen Jahre kam eine genial veranlagte, nervenleidende Kranke, Fräulein Lydia von Wolfring, aus Rußland (aber in Wien wohnend) zu mir. Sie hatte schon früher von mir gehört; es gelang mir, sie von ihren nervösen Störungen zu heilen. Wie bereits früher bei einem solchen Fall, hatte ich auch hier die Überzeugung, daß nicht nur die körperliche, sondern auch sogar die intensive und begeisterte geistige Beschäftigung von vorzüglichem Erfolg ist. Vielen sonst regsamen Menschen fehlt es an einem bestimmten Lebenszweck. Ich habe umgekehrt sogar sehr tüchtige, arbeitsame Menschen gekannt, die, sowie sie sich zur Ruhe setzten, irgendwie neurotisch wurden. Als ich ihr von Beschäftigung sprach, erklärte mir Fräulein Wolfring, sie habe schon die Absicht, die in Österreich ganz vernachlässigte Frage des Schutzes verwahrloster und mißhandelter Kinder zu untersuchen. Sie leistete später Großartiges auf diesem Gebiet.

Am 4. Februar 1899 kam der bekannte Dr. F. W. Foerster nach Lausanne. Ich hatte nämlich damals den Plan ausgeheckt, als Gegengewicht gegen die waadtländische Muckerei eine Zweiggesellschaft des Vereins für ethische Kultur zu gründen. Ich hatte die Sache mit verschiedenen Freigeistern, unter andern mit meinem alten Studienkameraden, dem durchaus freisinnigen Henri Paschoud, Professor der Theologie, besprochen. Damals war F. W. Foerster noch im Fahrwasser seines Vaters, des berühmten Astronomen Geheimrat Wilhelm Foerster in Berlin, und somit ganz bei der freidenkenden, aber ethischen Kultargesellschaft. Erst später hat er infolge seiner Heirat mit einer katholischen Frau umgesattelt und ist autoritär dogmatisch, wenn auch nicht gerade katholisch geworden. In Zürich hatte ich vordem meine beiden ältern Kinder in seinen Moralunterricht geschickt, der damals sehr gut war. Seine Verwandlung bietet ein interessantes Beispiel unterbewußter Suggestion durch die Ehe. Er half uns damals noch sehr freundlich zur Gründung unseres ethischen Bundes. Letzterer wurde jedoch erst am 28. März definitiv unter dem Namen «Ligue pour l'action morale» in Lausanne gegründet.

Vom 6. Juni bis 30. August unternahm ich eine große Reise nach Toronto (Kanada) als Schatzmeister der Internationalen Suprem Lodge des Guttemp-



lerordens. In dieser Eigenschaft wurde mir meine Reise bezahlt. Außerdem wurde ich von meinem früheren Schüler und Freund Dr. Adolf Meyer, dem späteren, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Europa hochgeschätzten Leiter der psychiatrischen Universitätsklinik in Baltimore, eingeladen, als Vortragender bei dem gerade nach der internationalen Logensitzung stattfindenden Jubelfest der Clark University teilzunehmen. Die Reise ging zunächst über den St. Lorenzfluß und Montreal nach Toronto. Hier gingen alle frommen Amerikaner am Sonntag natürlich in die Kirche, so daß die Verhandlungen der internationalen Loge aussetzen mußten. Ich ging in den großen Park, wo ich den ganzen Tag Ameisen suchte und eine sklavenlose neue Varietät unserer europäischen sklavenhaltenden Ameisen, *Formica sanguinea*, entdeckte. Als ich zur Logensitzung zurückkam, fragten mich alle Leute, in was für einer Kirche ich gewesen sei, da man mich nicht gesehen habe. Daraufhin erwiderte ich, daß ich in der höchsten Kirche gewesen sei, die von Gott selbst erschaffen wurde! Die Leute waren darüber sehr verwundert und fragten ganz erstaunt, was für eine Kirche denn das sei. Ich antwortete: «Die freie Natur!» Nur eine schwedische Ordensschwester drückte mir die Hand und erklärte sich mit meiner Kirche einverstanden.

Nach Bewunderung des Niagarafalles hielt ich in Worcester meine Vorträge (über Hypnotismus und über Biologie der Ameisen, erschienen im Jubelheft der Hochschule) und wurde daraufhin mit der Würde eines Ehrendoktors der Jurisprudenz bekleidet. Dort sah ich, wie die amerikanischen Gelehrten, obwohl recht mäßig, doch das Biertrinken der Deutschen nachahmten.

Kurz darauf fanden in München die Sitzungen der Deutschen Naturforschergesellschaft statt. Ich reiste dorthin, hielt einen kleinen Vortrag und machte, bei Anlaß einer Einladung bei Herrn Professor Hertwig, die persönliche Bekanntschaft von Fridtjof Nansen. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn zu veranlassen, mir die Tatsache seiner persönlichen Abstinenz während seiner berühmten Nordpolfahrt zu bestätigen. Er tat es mit den Worten: «Jawohl, sonst wäre ich nicht zurückgekommen!»

Ich wurde ferner in München von der Prinzessin Therese von Bayern (Tochter des Prinzregenten Luitpold und Schwester des Königs Ludwig III.) wegen einer kranken Hofdame konsultiert. Sie ist eine tüchtige Naturforscherin, hat große Reisen in den Ländern Kolumbien und Brasilien gemacht und mir die von ihr in Kolumbien gesammelten Ameisen zur Bestimmung gegeben. Diese vorzügliche Prinzessin mit hochethischem Charakter schenkte mir später auch ihr wertvolles Buch über ihre brasilianische Reise, worin sich auch sehr interessante Beobachtungen über das Seelenleben des Coati (Waschbärs) befanden.

Ein paar für mich interessante Gerichtsfälle kamen im Jahre 1900 vor. Den einen, Dr. A. Favre, habe ich später (1902 mit Mahaim in unserem Buch «Crime et anomalies mentales constitutionnelles», Genf, Verlag Kündig; deutsch bei Ernst Reinhardt, München 1907) eingehend beschrieben. Dieser A. Favre (er hatte 1887 im Studentenkomitee des Abstinentenkongresses mitgewirkt) wurde von mir als unzurechnungsfähig erklärt, woraufhin ihm die Praxis entzogen wurde. Seine Wut richtete sich nun auf mich, und er wurde darin von dem Sozialistenführer Walter Biolley bestärkt, der gegen mich auch ein Buch «Irresponsable?» («Unzurechnungsfähig?») veröffentlichte! Mehr noch. Favre hielt überall verrückte Vorträge gegen mich, und es gelang ihm, sich von den damals von Biolley und ihm eingenommenen Sozialisten in La Chaux-de-Fonds in den Neuenburger Kantonsrat wählen zu lassen! Ich lachte nun ins Fäustchen und schwieg wohlweislich. Favre war nämlich wegen verbrecherischer Kindesabtreibung angeklagt und hätte mir dankbar sein sollen; aber er litt an einem Gemisch von Querulantenwahnsinn und «pathologischem Schwindel». Nun kam die Strafe. Zwei oder drei Jahre lang ödete er den Kantonsrat bei jeder Gelegenheit mit Schimpfereien gegen mich und die Irrenärzte in verrückter Weise an, so daß seinen Wählern nach und nach die Augen aufgingen und er dann nicht mehr gewählt wurde. Seine Vorträge hatten für ihn den gleichen Erfolg. Ich aber sammelte alle seine verrückten Schriftstücke und verwendete sie erbarmungslos in meinem genannten Buch. Auch W. Biolley bekam seinen Teil. Favre nannte mich nur «Ce cochon de Forel, cette canaille de Forel» und dergleichen. Doch hat man als alter Direktor einer Irrenanstalt längst verlernt, sich durch solche Ausdrücke beleidigen zu lassen.

Im Jahre 1900 bekam ich Besuch von Herrn Kantonsrat Thélin, der sich über das von uns Ärzten vorgeschlagene eidgenössische Irrengesetz bei mir erkundigte. Durch sein Mitwirken wurde ein blasser Auszug davon wenigstens für den Kanton Waadt zustandegebracht, immerhin besser als gar nichts.

Große Freude machte uns in diesem Jahre das soziale Werk eines Bekannten. Ein sozialistisches, tätiges Mitglied unserer «Ligue pour l'Action morale», Herr Professor G. Renard, hatte sich mit einem ethisch hochstehenden und bescheidenen Juristen, Herrn Dr. Anton Suter-Ruffy, besprochen, mit der Absicht, ein Volkshaus (Maison du Peuple) in Lausanne unter dem Patronat unserer Liga zu gründen. Ein kleiner Anfang wurde zunächst in einem alten Gebäude auf der Place St-François gemacht. In der Folge wurde Herr Dr. Suter die Seele der ganzen Sache, die er mit großen Opfern an Geld und persönlicher Arbeit soweit förderte, daß er ein geräumiges Gebäude auf dem Platz «La Caroline» erwerben und umbauen lassen konnte. Heute steht dort das segensreich wirkende «Maison du Peuple».

Das Ende dieses Jahres stimmte uns als Jahrhundertwende besonders nachdenklich. Der von den Sozialisten prophezeite «Kladderadatsch», die soziale Revolution, war nicht eingetreten. Was würde uns nun das zwanzigste Jahrhundert bringen? Diese Frage gab der Neujahrsfeier diesmal ein ernstes Gepräge. Aber mag auch die Gegenwart noch so trübe und die Zukunft noch so dunkel erscheinen, seine soziale Pflicht der Menschheit gegenüber muß man einfach erfüllen, komme was da wolle. Man wird mir einen Rückblick auf das neunzehnte Jahrhundert erlassen. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte unter dem Zeichen der Französischen Revolution gestanden, deren Folgen noch das ganze Jahrhundert beeinflussten; die in rasendem Tempo folgenden Entdeckungen der Wissenschaft und der Technik, ferner die Namen Napoleons I., Lamarcks, Darwins und Bismarcks gaben ihm das weitere Gepräge. Wenn ich zu wählen hätte, würde ich es das Jahrhundert Lamarcks und Darwins nennen, in dem die Folgen der Evolutionslehre den Kern zur Entdeckung der Identität der menschlichen Seele mit dem Gehirn gelegt und somit dem Dualismus zwischen Körper und Seele den Todesstoß versetzt haben. Was bedeuten daneben Eroberer, Diplomaten und technische Entdeckungen!

Am 6. April reiste ich zum Antialkoholkongreß nach Wien. Unsere dortigen Freunde Dr. Fröhlich und Dr. Wlassack hatten sich große Mühe mit der Organisation gegeben, und der Erfolg des Kongresses war glänzend. Auch der Leiter der österreichischen Sozialistenpartei, Dr. Viktor Adler, war anwesend und für die Abstinenz gewonnen worden. In den riesigen Sophiensälen fand eine von mehr als dreitausend Personen besuchte Versammlung statt, worin Professor Gruber, Otto Lang von Zürich und ich Ansprachen hielten. Die Diskussion dauerte bis nach Mitternacht. Außerdem hielt ich am 15. vor dreihundert Frauen einen Vortrag, nach welchem sogleich fünfunddreißig Damen einen abstinenten Frauenverein ins Leben riefen. Am 16. reiste ich nach Graz, wo ich für die Arbeiter in Anwesenheit der Polizei einen Vortrag über den Alkoholismus vom hygienischen und sozialen Standpunkt aus hielt. Zweitausend Personen waren anwesend, und obwohl sehr viele stehen mußten, wurde die bis ein Uhr nachts dauernde Diskussion mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt.

Ich bekam alsdann eine Depesche aus Budapest mit der Bitte, dort einen Vortrag behufs Gründung eines Mäßigkeitsvereins abzuhalten. Ich antwortete, ich würde nur für die Abstinenz, nicht für die Mäßigkeit, dorthin reisen. Man nahm dies an. Das war das Werk von Dr. Chyzer. Nun reiste ich am 17. nachts nach Budapest, wo ich am 18. früh, etwa sechs Uhr, ankam. Viele Herren in Frack und Glacéhandschuhen warteten bereits auf mich. Ich wurde im schönen Salon des Herrn Dr. Szalkai empfangen und bei ihm einlogiert. Dort entspann

sich, vor allem mit den Damen, eine lebhafte Diskussion, worin ich energisch erklärte, die Mäßigkeit sei verlorene Mühe, in allen Ländern mache man die gleiche Erfahrung, und ich finge hier in Ungarn nur mit der Abstinenz an. Es wurde beschlossen, am folgenden Nachmittag eine Frauenversammlung zu halten, und ich sprach die Absicht aus, am Abend nach dieser Versammlung noch direkt vor meiner Abreise einen Abstinenzverein gründen zu wollen. Zunächst fand am ersten Abend mein Vortrag statt. Mein energisches Eintreten für die Abstinenz stieß zuerst auf heftigen Widerspruch. Ein Offizier ging demonstrativ fort, und die Arbeiter verstanden von der ganzen Sache noch nichts; aber ich hielt energisch stand und lud öffentlich die Leute, die für die Frage Verständnis hatten, für den folgenden Abend um sieben Uhr ins Café X, vor dem Bahnhof, zur Gründung eines Abstinenzvereins ein. Als ich dort ankam, waren bereits über dreißig Personen da, darunter ein Lehrer, Professor Török, Dr. Szalkai und ein mir damals noch unbekannter Kollege, Dr. Philipp Stein. Nach klarer Darlegung meiner Gründe ließ ich nicht los, bis die Anwesenden meinen Statutenentwurf tale quale angenommen hatten, und abends neun Uhr reiste ich wieder heim. Miß Gray kam bald darauf nach Budapest, erkannte die besondere Tüchtigkeit des Dr. Stein und gründete mit seiner Hilfe die erste Guttemplerloge Ungarns. Dr. Stein wurde später als internationaler Kanzler des neutralen Ordens mein Stellvertreter.

Vom 8. bis 28. August nahm ich in Berlin am Zoologischen Kongreß teil und besuchte auf dem Rückweg das neue Landerziehungsheim Haubinda bei Hildburghausen, wohin mittlerweile mein Sohn Edouard aus Ilsenburg mit Dr. Lietz gezogen war. Dort traf ich auch meine alten abstinenten Freunde Dr. Frei und Zuberbühler, beide Schweizer, die den Plan hatten, im Schloß Glarisegg im Kanton Thurgau eine ähnliche Schule zu gründen. Am 28. März 1902 wurde diese dann eröffnet und hat sich glänzend bewährt. Seither bin ich energisch überall für das freie System der Landerziehungsheime eingetreten, die mit den Grundfehlern unserer alten zopfigen Schulerziehung gründlich aufräumen. Leider zwingt die pekuniäre Frage vorläufig noch diese Reformschulen dazu, gewissermaßen Standesschulen für die Vermöglichen zu sein. Für die Zukunft sollte das System als Externat für alle Primar- und Sekundarschulen sowie für die Gymnasien vom Staat übernommen und die Schulen demgemäß eingerichtet werden, was vor allem auf dem Lande sehr gut ginge. (Siehe später die Schulreform Glöckels in Österreich.)

Ich war in Brüssel von einem Herrn de Miomandre wegen Einführung des Guttemplerordens in Belgien befragt worden. Der Mann schien energisch. Im «Maison du Peuple» hielt ich unter dem Vorsitz des bereits abstinenten, überzeugungstreuen Sozialisten Vandervelde einen Antialkoholvortrag. Da-



mals gehörte Vandervelde noch keinem Verein an und hatte keine Verpflichtung übernommen. Ein einziges Mal hatte er sich in München im Hofbräuhaus überreden lassen, einen halben Schoppen Bier zu trinken. Sofort wurde von den Alkoholfreunden und -interessenten in aller Welt ausposaunt, Vandervelde sei doch nicht abstinent. Ich benutzte eine gemeinsame Eisenbahnfahrt, um ihm die Wichtigkeit der Totalabstinenz klarzumachen und ihm zu zeigen, wie unsere Gegner jede, auch die leiseste Inkonsequenz unsererseits mißbrauchen. Er hörte aufmerksam zu, und die Folge war, daß er, wenn auch noch nicht gleich, so doch später in den Guttemplerorden eintrat (im Jahre 1908 hatten wir die Freude seines Besuches in Yvorne). Wir gingen dann in alle möglichen Arbeiterquartiere der Vorstädte und auch in andere Ortschaften. Es war eine reine Apostelreise. Herr de Miomandre erklärte aber, daß alle und jede Glaubensart aus dem Ritual fort müsse, sonst könnte man niemanden bekommen, da es in Brüssel nur Freidenker und bigotte Katholiken gebe und letztere nur katholischen Vereinen angehören wollten. Er bot sich an, unser Ritual demgemäß umzuarbeiten, was aber, wie wir vermuteten, von der Weltloge des IOGT nicht gestattet wurde. Somit mußte ich die ganze Sache vorläufig auf meine eigene Verantwortung nehmen und mit derselben decken. Schon lange waren mir die christlichen Phrasen unseres Rituals gründlich zuwider, und ich fing an, eine Reform im Sinne der Glaubensneutralität zu planen. Das bestimmte Auftreten des Herrn de Miomandre ermutigte mich dazu. Geld bettelte ich in Brüssel bei alten bekannten Patienten, und so wurde die Sache in Eile, so gut es ging, ins Werk gesetzt. Die Hauptloge wurde durch Herrn de Miomandre geleitet und «La stricte Observance» genannt.

Die mehr und mehr steigenden Kosten der Kindererziehung forderten von mir höhere Einnahmen. Im Jahre 1902 konnte ich mein Einkommen durch Aufnahme von Pensionären in Chigny wie auch durch auswärtige Konsultationen verbessern. Bei solchen Anlässen bekam ich aber, zumal bei hochgestellten Personen, einen tieferen Einblick in eine Art menschliches «Elend», die durch Korruption und heuchlerische Schmeichelei ausgebeutet wird. Reichtum und hohe Stellung sind eben bekanntlich ein Fluch sowohl für deren Inhaber wie für die ganze Menschheit. Zugleich steigerte sich die Zahl der von mir geforderten Vorträge mehr und mehr. Vom 1. bis 18. April allein mußte ich in der Schweiz neunzehn Reden in verschiedenen Ortschaften, meist über die Alkoholfrage, halten.

Vom Verlag E. H. Moritz in Stuttgart wurde ich aufgefordert, ein volkstümliches Buch über die Hygiene der Nerven und des Geistes zu schreiben. Die Aufgabe war schwierig, doch entschloß ich mich, ihr zu entsprechen. Das Buch erschien 1903. Es erlebte 1922 seine siebente Auflage und wurde

1906 von mir selbst unter dem Titel «L'âme et le système nerveux» ins Französische übersetzt. Die französische Auflage erzielte jedoch wenig Beachtung. In diesem Buch versuchte ich Psychologie, Anatomie, Entwicklungsgeschichte, Pathologie und Hygiene des Nervensystems, vor allem des Gehirns, kurz und zugleich populär zu kondensieren. Wie konnte man anders dem Volke den innigen Zusammenhang dieser genannten Gebiete verständlich machen. Verbunden mit meinen eigenen Forschungen, hatte mich das Studium moderner Psychologen wie H. Spencer, Wundt, Höffding usw. zur Ablehnung des sogenannten Parallelismus zwischen Seele und Gehirnfunktion, als jenes unwürdigen Kompromisses zwischen Dualismus und Monismus geführt und mich zur Identitätslehre mit allen ihren wissenschaftlichen und sozialen Folgen gebracht. Für die Wahrheit der letzteren hatte ich bereits von Kindheit auf ein intuitives Gefühl gehabt. Hier, zwischen mystischer Metaphysik und wissenschaftlichem induktivem Agnostizismus, zwischen Autoritätsglauben und erforschbarem Wissen, gibt es keine haltbare Brücke, sondern nur ein «Entweder-Oder». Parallelismus ist ein leeres, ausweichendes Wort, so daß ich mein Buch auf der Grundlage der Identitätslehre verfaßte. Wenn die von uns allein erkennbaren introspezierten Erscheinungen der Außenwelt das eine Mal direkt betrachtet, das andere Mal indirekt durch Vergleichung unserer Sinnesempfindungen untereinander uns zu wissenschaftlichen Induktionen führen, so bedeutet dies wahrhaftig keinen «Parallelismus».

Als Mitglied der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung hatte ich vom russischen Justizminister Muraview eine Einladung zu deren Sitzung in Petersburg im September 1902 erhalten. Die Bedingungen waren für die Fremden äußerst günstig. Aber ich verstand kein Wort Russisch! Nun bot sich Frau von Wolfring, die ebenfalls hinfuhr, als Dolmetscher an. So ergriff ich diese einzige Gelegenheit, Rußland zu sehen. Am Kongreß selbst lernte ich den sehr intelligenten Muraview persönlich kennen. In der Versammlung sprach er auffallend liberal, seinen Taten kaum entsprechend. Überhaupt standen die von den Häuptern des Kongresses vertretenen Reformen des Strafrechts in grellem Widerspruch mit den überall in der Rechtspraxis noch üblichen metaphysischen Grundsätzen (absolute Willensfreiheit und dergleichen mehr). Auf offener Straße und am hellen Tag sah ich die Polizei einen Vaganten mit der Knute schlagen und viele Gebildete Heiligenbilder und dergleichen küssen. Frau von Wolfring führte mich in ein sehr schönes Volks- haus mit einem Theater für zweitausend Zuschauer und einem tadellosen alkoholfreien Restaurant. Wir besuchten ferner die schrecklich überfüllte Nicolas-Irrenanstalt, wo die Zwangsmittel florierten und wo ein Tuch quer über den innern Hofraum zur Aufnahme sich etwa herabstürzender Kranker

gespannt war. Ein sehr unwissender Assistent zeigte mir die ganze Herrlichkeit. Doch wurde ich auch durch eine luxuriös ausgestattete Irrenanstalt geführt. Dann besuchten wir die von eintönigen nordischen Wäldern umgebene Residenz Peterhof, wo wir die Gemächer des Zaren besichtigten. Nachts ein Uhr wurde ich von einem Diener geweckt, der mir eine offizielle Gastmahls-einladung zum Unterzeichnen brachte.

Am 22. September fuhren wir dann alle mit einem Extrazug nach Moskau. Die vielen bunten Kirchen, der Kremlpalast, worin wir unter vielem anderm einen wunderschönen Elfenbeinadler, ein Geschenk Japans für Rußland, bewunderten, die oft betrunkenen Kutscher mit ihrer dick wattierten, unförmigen Kleidung, die gutmütige, naive Bevölkerung, kurz, die ganze Stadt machte auf mich einen merkwürdigen Eindruck. Frau von Wolfring weihte mich in alle Details des Moskauer Lebens ein. Wir wurden vom Bürgermeister von Moskau, Fürst Galizin, großartig empfangen und durch alle Anstalten und Gefängnisse der Stadt geführt. Dann lud er alle Gäste zu einem Abendessen ein, wobei mit Champagner ein Hoch auf den Zaren ausgebracht wurde. Zum großen Entsetzen der Frau von Wolfring machte ich nicht mit, da kein Wasser vorhanden war!

Im Gefängnis zu Moskau waren damals neunhundsiebzig Gefangene, darunter neunhundert infolge von Elend, Trunksucht usw. Rückfällige. Außerdem besuchten wir ein sogenanntes Transportgefängnis für ganz Rußland mit tausend Gefangenen, wovon neunzig Prozent Mörder. Nach Sibirien kommen jährlich zehntausend bis fünfzehntausend Gefangene, wovon die meisten Mörder sind, auch Frauen, die ihre Ehemänner ermordet haben. Alle hatten Ketten an den Füßen.

Die städtische Arbeitsanstalt hatte eine Abteilung für freiwillig dort eingetretene Arbeitslose (fünfhundert) und eine für polizeilich Verhaftete (tausendfünfhundert), letztere zu neunzig Prozent Alkoholiker. Sehr interessant war ferner ein Findelhaus, das Kinder aus ganz Rußland aufnahm. Die Mutter kann und muß sogar als monatlich mit sieben Rubel bezahlte Amme mit eintreten, falls sie stillen kann. Ausweise werden nur für uneheliche Kinder gefordert. Es werden dort an die achtzehntausend Kinder jährlich gepflegt, die zwei bis drei Monate bleiben und dann bis zum sechzehnten Jahre auf Regierungskosten auf dem Lande in der Nähe Moskaus erzogen werden. Der Schulbesuch ist obligatorisch für sie. Später kann die Mutter, wenn sie will, ihr Kind wieder zu sich nehmen; sie wird dann, wie die sonst das Kind verpflegende Bauernfamilie, von der Regierung bezahlt.

Wir besuchten ferner die sehr interessanten Bildergalerien und die recht guten alkoholfreien Wirtschaften (Kuchmisterskaja) mit weiblicher Bedie-

nung. Dann gingen wir noch ins Volkstheater, worin ein echt russisches historisches Volksstück (der Zar wird darin bei einem Überfall durch die Polen von einem alten Bauern gerettet, der für ihn sein Leben opfert) gegeben wurde. Der Beifall der zahlreichen Zuschauer war geradezu frenetisch.

Das Patriarchat erzeugte damals in Rußland schlimme Blüten. Mit dem Ausdruck «Nachaz» (Schwiegertochterkerl) bezeichnete man den üblichen sexuellen Mißbrauch der Schwiegertochter von seiten des omnipotenten Schwiegervaters. Daraus stammen viele Verbrechen und Niederträchtigkeiten. Moskau bot damals ein sonderbares Gemisch von Barbarentum und Kultur mit schlagenden Kontrasten zwischen Reichtum und Armut, Bildung und Unbildung, Güte und Korruption, reichem Essen und Verhungern. Es gährte überall.

Am 30. September reisten wir direkt von Moskau nach Warschau zurück. Während eines dreitägigen Aufenthaltes dort wurde ich mit dem Bruder und der Schwägerin der Frau von Wolfring bekannt. Ersterer wurde später Gouverneur der russischen Provinz Grodno. Dr. Piltz zeigte mir seine Nervenabteilung und das unglaublich armselige Judenquartier mit den wachsgelb aussehenden Menschenschatten, dem Proletariat.

Am 4. Oktober fuhren wir dann nach Wien, wo mir Frau von Wolfring ihr prachtvolles, neues, von ihr erdachtes Kinderheimsystem mit familienartigen Gruppen vorführte. In Wien sprach ich im Arbeiterheim über die Organisation des Antialkoholkampfes, besuchte Schwiedland und meinen alten Freund, den «Ameisen-Mayr», und reiste dann über Graz in die Schweiz zurück.

## KAMPF GEGEN DEN ALKOHOL

### «LA FOURMILIERE»

Walter Biolley wird Guttempler · Sexuelle Frage · Typische Angst der Kinder, aufzufallen · Englischer Bergsteiger Whympy bringt Ameisen aus den Rocky Mountains · Kronprinzessin Luise von Sachsen als Patientin · Ausbruch des Mont Pelé · Richard Semons «Mneme» · Kopenhagener Abstinentskongreß · Schattenseiten der Zweisprachigkeit · «Français fédéral» · Polemik mit Wasmann · Nachbar Paderewski · Schweizerische Großloge · Belfast · Der betrunkene Schrankenwärter · Die Eidfrage · Sachverständiger in einem Ludwig-Thoma-Prozeß · Bild im Gerichtssaal müßte verhängt werden · Angriffe wegen Eidesvorbehalt · Esperantokongreß in Genf · Keimschädigung · Ameisensäure mache «stark» · Tod der Tochter Cécile · Besuche des Jahres 1906 · Ausdauerndes Hirn · Yvorne · «La Fourmilière» · Vorbereitung zum Austritt aus altem Guttemplerorden · Absinthtrinker ermordet Frau und Kinder · Gesetz des Absinthverbotes · Absinthverbot für die Schweiz · Täglich zwei Vorträge · Umzug nach Yvorne.

Der Sozialist und Schriftsteller Walter Biolley in La Chaux-de-Fonds, der damals für A. Favre gegen mich sein Buch «Irresponsable?» geschrieben



hatte, worin er mich als Professor Cocardel karikierte, hatte sich unterdessen verheiratet, war durch seine Frau abstinenter geworden und sprach davon, Guttempler zu werden. Trotz seinem großen Einflusse wollten aber unsere Brüder wegen seines gegen mich gerichteten Buches zunächst nichts davon wissen. Ich kannte Biolley nicht, hörte aber, daß er sonst sehr tüchtig sei. So ließ ich ihn von einem gemeinsamen Freund einladen. Als er eintrat, stellte er sich mir selbst vor: «Walter Biolley!» «Le Professeur Cocardel!» antwortete ich lachend. Biolley wurde krebsrot und sagte: «Nun, wenn Sie die Sache so auffassen, habe ich nichts beizufügen.» Ich gab ihm nun die Hand und sagte: «Wir haben wirklich Besseres zu tun, als auf diese dumme Sache zurückzukommen. Freilich werden Sie gestatten müssen, daß in einem Buch (Crimes . . . usw.), das gerade erscheint und in dem der Fall Favre behandelt wird, auch Sie etwas unsanft von mir berührt werden. Aber damit wollen wir Schluß machen und zusammen gegen den Fluch des Alkohols kämpfen.» Das taten wir auch, und Biolley wurde Guttempler. Der Arme war aber so zerknirscht, daß er, ohne es mir zu sagen, den ganzen Rest der Auflage seines bezüglichen Buches einstampfen ließ, was ich ihm um so höher anrechnete, als er pekuniär schlecht stand. Wir wurden gute Freunde und Ordensbrüder. Er schrieb und dichtete vorzügliche antialkoholische Werke (Le Grand Coupable, L'Araignée usw.) und arbeitete auch für den «Bon Templier Suisse».

Mehr und mehr erhielt ich Patienten mit nervösen Leiden der sexuellen Sphäre zur Behandlung, so daß ein alter, von meiner lieben Frau unterstützter Plan, ein Buch über die sexuelle Frage im weiten und sozialen Sinn zu schreiben, in mir zu reifen begann. So ging ich an die Bearbeitung des Werkes über die sexuelle Frage, der gegenüber ich den gleichen psychologischen Standpunkt einnahm, den ich oben bei der «Hygiene der Nerven und des Geistes» geschildert habe.

Aus dem engern Kreise sei hier nur erwähnt: Einmal, nachts um ein Uhr, hörten meine Frau und ich ein Geräusch unten in der Küche. Einen Dieb vermutend, nahm ich eine Axt in die Hand und lief im Hemd hinunter. Ich hörte Schritte, sprang hinzu und erblickte unsere vollständig angekleidete kleine Tochter Daisy<sup>1</sup>, die, von ihren Geburtstagsgeschenken träumend, sich schon am Morgen währte, und die ihr Geschenktischchen nochmals sehen wollte! Die Begegnung war possierlich.

Die typische Angst der Kinder, aufzufallen, und der Wunsch, in allem den andern gleich zu sein, veranlaßte meine Töchter, trotz ihrem freien Denken, den Konfirmandenunterricht zu besuchen, während meine beiden

<sup>1</sup> Später Krankenschwester und Missionarin geworden in Belgisch-Kongo. (Anmerkung des Herausgebers.)

Söhne die Konfirmation verweigerten. Der Pfarrer in Vufflens, der mir gegenüber den Liberalen spielte und die Gottheit Christi leugnete, den Bauern jedoch eine krasse Orthodoxie vorpredigte, erbot sich, meinen Töchtern einen liberalen und privaten Sonderunterricht zu geben. Ich bezeichnete dies als feige Heuchelei, wollte aber meinen Grundsätzen der individuellen Freiheit nicht untreu werden und ließ es geschehen. Für den traurigen Zwang der Sitten und ihre Gewalt über die Menschen, besonders über die Jugend, die sich nun einmal nicht gern vom Tun der andern emanzipiert, ist dies wieder einmal ein Beweis. Frömmer wurden jedoch meine beiden Töchter dadurch keineswegs.

Eines Tages erhielt ich den Besuch des berühmten, alten englischen Bergsteigers Eduard Whymper (des «Besiegers» des Matterhorns), der mir eine Schachtel voll Ameisen aus den Rocky Mountains mitbrachte. Er war ein großes Original, das unter anderm in seinem Alter täglich sechzig Kilometer in gemessenen Schritten, angeblich zur Erhaltung seiner Muskelstärke, zurücklegte – echt englisch.

Als interessante Patientin bekam ich zur Begutachtung die Kronprinzessin Luise von Sachsen, die damals bekanntlich mit dem Hauslehrer Giron durchgebrannt war. Ihr Anwalt hätte sie gern von mir als vorübergehend geisteskrank erklären lassen, was jedoch nicht anging. Da jene Dame ihr und ihrer königlichen Familie Privatleben der breiten Öffentlichkeit preisgegeben und sogar später selbst veröffentlicht hat, bin ich wie im Fall A. Favre zu keiner Wahrung ärztlichen Geheimnisses mehr gehalten. Das Schicksal hätte Luise von Sachsen nicht zur Kronprinzessin, sondern zur Operettensängerin machen sollen. Daß dies nicht geschah, war ihr Unglück. Im übrigen hatte sie viele treffliche Eigenschaften, war offen und natürlich, den ganzen Hofkram und dessen Etikette hassend und verachtend. Für die Monogamie war sie nicht geboren und erklärte mir frank und frei, die Liebe so aufzufassen, daß, wenn man darin A fühle, man noch bis zum Z zu gehen habe. Darin blieb sie allerdings konsequent. In der Privatanstalt, wohin sie zur Begutachtung kam, machte sie sich bei allen Leuten beliebt und half spontan bei der Krankenpflege. Ihr allein gelang es zum Beispiel, einer Schwermütigen das Essen durch Zuspruch beizubringen und dadurch die Sondenfütterung zu vermeiden. Sie erklärte mir, von jeher an die Pflege hysterischer Hofdamen gewöhnt zu sein! Obwohl damals hochschwanger, folgte sie meiner Einladung, nach Chigny zu kommen, von wo sie dann wieder zu Fuß nach Morges hinunterging.

Am 8. Mai 1902 fand der furchtbare vulkanische Ausbruch des Mont Pelé auf der westindischen Insel Martinique statt, im merkwürdigen Zusammen-

spiel mit mittelamerikanischen Vulkanen. Die Stadt Saint-Pierre mit neun- und zwanzigtausend Einwohnern wurde dabei vernichtet und die reiche Umgebung verwüstet. Dies ging mir um so näher, als ich ja früher selbst dort war. Nun fragte ich meinen Vetter F. A. Forel, der zu allem andern auch Meteorologe war, ob er nicht, wie seinerzeit beim Ausbruch des Krakatau, ebenfalls großartige Beleuchtungserscheinungen des Himmels abends und morgens erwarte. Er antwortete mir, daß dies, falls es geschehen sollte, nach den Berechnungen erst mehrere Monate später (ich glaube im August) anfangen würde. Da ich den Himmel seitdem aufmerksam betrachtete, konnte ich das genaue Eintreffen der Voraussage meines Vetters bestätigen. Im Oktober und November 1902 hatten wir zum Beispiel einen wunderschönen Abendhimmel mit rötlicher oder violetter Beleuchtung, bis sehr weit hinauf, und zwar auch dann, wenn keine Neigung zu Wolkenbildung vorhanden war. Die ganze Sache war aber viel unregelmäßiger als damals nach dem Krakatau-ausbruch.

Im Jahre 1904 fand in Bern ein zoologischer Kongreß statt, bei welchem Prinzessin Therese von Bayern anwesend war, die mich mit zwei andern Kollegen zu sich in den Gasthof zum Essen einlud. Bei einem gemeinsamen Ausflug der Zoologen saß sie mit uns am Gartentisch. Es schien ihr sichtlich wohlzutun, in der Schweiz wie in den brasilianischen Tropen für kurze Zeit von der Hofetikette der Münchener Residenz befreit zu sein.

Am 16. August starb mein Onkel Edouard Forel in der «Gracieuse». Infolgedessen verließen mein Vater und meine Schwester, die mit ihm dort gelebt und ihn gepflegt hatten, das Haus und siedelten nach Genf über. Die Tochter meines Onkels, Emmeline Forel, die mit ihrem Vetter und Gatten Alexis Forel, dem Radierer, in Terreneuve bei Morges wohnte, verkaufte später (1906) das alte Haus meiner Großeltern an einen Zahnarzt zu einem Preis, der für mich zu hoch gewesen wäre. Jener Zahnarzt war früher samt seinen damals armen Geschwistern in Vaux von meiner Mutter längere Zeit unterstützt worden. Sic transit fatum hominum! Die stille Hoffnung, einmal in die «Gracieuse» zu kommen, war damit für mich vorbei, und wir mußten für die Zukunft auf anderes sinnen.

Von dem mir damals unbekannten Professor Richard Semon aus München bekam ich sein eben erschienenen Buch über die «Mneme» geschenkt. Er bat mich schriftlich, das Buch «zu lesen», da er auf Ewald Hering, Mach und mich seine einzige Hoffnung setze. Vollauf mit der sexuellen Frage, den Guttemplern und meinen Kranken beschäftigt, und der ewigen wiederholten Gedankenplagiate sogenannter wissenschaftlicher Literatur überdrüssig geworden, war ich anfangs über jene Bitte ungehalten. Dennoch fing ich an,

das Buch zu lesen. Bereits die ersten Seiten zeigten mir aber, daß hier etwas ebenso Neues als Tiefgründiges vorlag: das Buch verdiente nicht nur durchgeblättert, sondern gründlich durchstudiert zu werden. Ich machte beim Lesen einen Auszug daraus, den ich 1905 im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie veröffentlichte. Mach wie Hering versagten. Aber mein ausführliches Referat hat, wie Semon selbst angab, viel dazu beigetragen, sein klassisches, aber etwas schwierig geschriebenes Buch bekannt zu machen. Seit Darwin hat meines Erachtens niemand die Evolutionslehre so befestigt, so scharf begründet, so wesentlich ergänzt und so psychologisch verständlich gemacht, wie Richard Semon. Wir wurden Freunde.

Am 6. Juli wurde im Riesensaal des Old-Fellow-Palastes in Kopenhagen der nordische Abstiniententag (Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland) von Herrn Trier, dem Vorsitzenden des dänischen Folkethings (Abgeordnetenhauses), eröffnet.

Am 10. Juli bildete sich ein Riesenzug von ungefähr dreißigtausend Personen mit Hunderten von Fahnen auf dem Boulevard, woran auch ich teilnahm. Von vier bis sechs Uhr gingen wir zwischen dicht gedrängten Menschenreihen. Die meisten elektrischen Trams der Stadt mußten halten. Aus fast allen Häusern wurde enthusiastisch mit Hüten und Tüchern begrüßt. Kurz, etwas so Großartiges habe ich in meinem Leben nie gesehen.

An meinem Buch über die «Sexuelle Frage» arbeitete ich in diesem Jahre emsig, und es nahte seinem Ende. Als Verleger hatte ich für dasselbe unsern Ordensbruder Ernst Reinhardt in München genommen, der seine Verbreitung kräftig an die Hand nehmen wollte. Das Buch widmete ich meiner lieben Frau und treuen Lebensgefährtin. Der Druck des recht stark gewordenen Buches wurde erst im Frühling 1905 beendet. Nebenbei hatte ich eine Zeitungspolemik mit Herrn Dr. Hellpach wegen des schlimmen Falles des sadistischen Lehrers Dippold in Deutschland.

Am 19. Januar 1905 ließ ich aus Lausanne einen jungen Stenographen kommen, dem ich die französische Übersetzung meiner «Sexuellen Frage» diktierte, die bereits am 30. März beendet wurde. Ein entfernter Vetter meiner Frau, der Verleger Georg Steinheil in Paris, übernahm die französische Ausgabe, verlangte aber der französischen Vorurteile wegen den Zusatz «Exposée aux adultes cultivés» auf dem Titel sowie die Fortlassung der Widmung an meine Frau. Die Zweisprachigkeit hat ihre Schattenseiten; man macht Fehler in beiden Sprachen. Eines steht ferner fest, nämlich, daß die Übersetzung des Französischen ins Deutsche viel leichter ist als das Umgekehrte, und gerade Welschschweizer verfallen dabei meistens unwillkürlich in die «deutschen» Redewendungen, die man bei uns Schweizern «Français fédéral» (eidgenös-

Lausanne, 1905. Toulon

Reinhardt



sisches Französisch) getauft hat. Es ist recht schwer, sich davon leidlich zu befreien, und ich bedauerte nachträglich, die «Sexuelle Frage» deutsch begonnen zu haben. Die deutsche Auflage erschien am 23. März und erzielte einen durchschlagenden Erfolg, so daß im gleichen Jahre bereits die vierte Auflage erschien. Die französische Auflage kam erst 1906 heraus. Jetzt (1928) ist aber das Buch in sechzehn Sprachen erschienen: Deutsch, Französisch, Schwedisch, Dänisch, Finnisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch, Russisch, Polnisch, Bulgarisch, Serbisch, Tschechisch, Portugiesisch und Ungarisch und hat seitdem vierzehn deutsche Auflagen und zudem eine deutsche Volksausgabe erlebt.

Der früher von mir erwähnte Jesuitenpater Wasmann hatte sich seitdem zu einem immer hervorragenden Gelehrten entwickelt und sehr viele Bücher, sowohl wissenschaftliche wie populäre, veröffentlicht. Er war Jesuitenprofessor in Luxemburg geworden. Während er in rein wissenschaftlichen Arbeiten, die den römischen Katholizismus nicht betrafen, sehr genau wissenschaftlich induktiv verfuhr, suchte er da, wo Kollisionen vorkamen, durch echt jesuitische Spitzfindigkeiten und Sophismen sich zu helfen. Er wagte den fast unmöglichen Versuch, die Evolutionslehre, der er nicht mehr ausweichen konnte, mit dem katholischen Dogma zu vereinbaren und hielt sogar darüber Vorträge mit Diskussionen in Berlin. Schlimmer war aber, daß er in seinen populären Werken die Monisten, vor allem Haeckel, aber auch andere, mit dem Gift schwerer Ironie lächerlich zu machen versuchte. Mich ließ er ganz aus dem Spiel. Er wählte sich überhaupt solche Opfer, die durch Mangel an wissenschaftlicher Logik, wie Haeckel in seinen Welträtseln usw., in unbewußte Metaphysik und andere Entgleisungen verfielen. Hier hatte die scharf geübte Sophistik eines tüchtigen Jesuiten wie er leichtes Spiel.

Dies ärgerte mich schließlich so sehr, daß ich 1905 im Band 25, Nrn. 14 und 15, vom 15. Juli ff., des Biologischen Zentralblattes einen scharfen Aufsatz «Naturwissenschaft oder Köhlerglaube?» gegen Wasmann schrieb, worin ich ihm seine ganze Sophistik in unzweideutiger Weise darlegte. Darin machte ich mit seinem Namen (Wasmann S J) ein Wortspiel, indem ich seine Person in zwei: Wasmann S (sciens) und Wasmann J (Jesuit) trennte und mit folgenden Worten schloß:

«Wasmann S ist ein Gelehrter, vor dessen Schärfe und Gewissenhaftigkeit ich den Hut abziehe. Wasmann J ist ein scholastischer Jesuit. Wasmann S liegt aber als Sklave in der Zwangsjacke von Wasmann J und kann nur in denjenigen Gebieten frei und er selbst sein, in welchen er mit Wasmann J in gar keinen Konflikt kommt. Sobald der Konflikt entsteht, hört das wissenschaftliche Denken von Wasmann S auf und fangen die Syllogismen und die

Scholastik von Wasmann J mit ihren Wortgefechten an. Ich kann mir das Rätsel meines Freundes Wasmann S J nicht anders erklären, aber es war nötig, ihm einmal hier klares Wasser einzuschenken.»

Ich betonte noch am Schluß, daß ich an der Ehrlichkeit Wasmanns nicht zweifle, sondern in seinem innern Widerspruch nur die Früchte der von Kindsbeinen an eingesaugten dialektischen Scholastik der Jesuiten erblicke. Wasmann antwortete mir dann in einer äußerst schwachen Entgegnung, worin er mir eigentlich nur einen Schnitzer nachwies: daß ich aus Versehen das «kanonische Recht» statt einfach «Rom» geschrieben hatte. Er blieb mir aber lange Zeit sehr gram. Unsere Korrespondenz hörte auf, bis er später selbst wieder in freundlicher Weise anfang. Als ich 1912 erkrankte, wollte er sogar wieder für mich beten, was ich als völlig nutzlose Mühe bezeichnete, in der ich ihn übrigens nicht stören wolle, wenn sie ihm selbst Freude mache.

Am 7. Mai 1905 feierte unsere alte Freundin Frau von Harder ihren hundertsten Geburtstag in der Strohütte zu Obersasbach bei Achern, Großherzogtum Baden. Mein Vater und ich reisten hin und fanden die alte Dame mitten unter ihren Ur-Urenkeln noch recht frisch, lieb und leutselig wie immer, nach hundertjähriger Alkoholabstinenz!

Mit einem Nachbarn, dem berühmten Komponisten Paderewski, hatten wir bei Anlaß der Behandlung einer Kranken gute Bekanntschaft geschlossen. Er lud uns eines Abends zu sich ein und spielte uns eine seiner damals noch nicht veröffentlichten, wundervollen neuen Kompositionen vor.

Am 26. Mai 1905 fand eine wichtige Sitzung der Schweizerischen Großloge IOGT in Gegenwart des nur Englisch verstehenden damaligen internationalen Templers, Herrn Malins, statt. Ich rief unsere Ordensbrüder Professor von Bunge von Basel, Werner Zuberbühler von Glarisegg und andere mehr nach Schaffhausen zu Hilfe. Energische Reden wurden gehalten und daraufhin mit überwältigender Mehrheit folgende Beschlüsse gefaßt, die der demnächst in Belfast tagenden Internationalen Loge, der Malins natürlich beiwohnte, überbracht werden sollten:

- «a) Es ist das fakultative, konfessionell neutrale Ritual, redaktionelle Änderungen durch die Redaktionskommission vorbehalten, einzuführen;
- b) an die Weltloge sind diesbezügliche Anträge zu stellen;
- c) das neue Ritual kann in den Logen nur eingeführt werden, wenn zwei Drittel der Mitglieder es verlangen;
- d) dieser Beschluß ist nur im Sinne größerer Freiheit und nicht im Sinne von Glaubensverachtung zu verstehen.»

Walter Biolley verteidigte noch das religiöse Ritual, aber wir waren gesonnen, an unserem Beschluß unter allen Umständen, selbst im Falle einer

Abweisung durch die Internationale Loge, festzuhalten. Man sah sich somit für eine Trennung vom IOGT vor. Zugleich wurden Redaktion und Organisation des bisherigen «Schweizer Guttemplers» geändert, das Blatt von Ende Juni an in «Schweizerische Abstinenzblätter» umgetauft. Kurze Zeit darauf, Anfang 1905, starb plötzlich unser OBr Walter Biolley an einem Schlaganfall. Der Sozialistenführer Naine und ich hielten kurze Ansprachen an seinem Grab in La Chaux-de-Fonds. Sein Tod bedeutete für unsern Guttemplerorden einen großen Verlust.

An der internationalen Logensitzung zu Belfast wurden unsere Reformvorschläge ohne irgendwelche Spur von Entgegenkommen und Verständnis für die Lage in Zentral- und Südeuropa mit Schimpf und Entrüstung abgewiesen.

Im August bearbeitete ich den Plan zum Bau einer großartigen Heilanstalt in der Umgebung Wiens (Rothschildstiftung), für welche Baron Rothschild zwanzig Millionen hinterlassen hatte. Der Plan nach Pavillonsystem, um den ich gebeten worden war, wurde später im Grundsatz angenommen, aber die Sache war 1915 noch nicht ausgeführt. Ich reiste mit meiner ältesten Tochter über Wien nach Budapest zu zwei Kongressen. Da fand zuerst der Kongreß für Gefängniswesen statt, an welchem Frau von Wolfring und ich regen Anteil nahmen: erstere in der Kinderschutz-, ich in der Alkoholfrage und in der Frage der Sonderanstalten für vermindert Zurechnungsfähige.

Am 11. September fing der Antialkoholkongreß in Budapest an. Das christliche Ritual war den meisten Ungarn ein Greuel, und sie sehnten sich nach der Neutralität. Dr. Stein wurde Generalsekretär des Kongresses, der vorzüglich verlief und unserer Sache in Ungarn große Dienste erwies. Mit dem neuen Internationalen Templer Wavrinsky hatte ich auch eine Unterredung. Ich erklärte ihm rundweg, wir würden das neutrale Ritual durchsetzen, er möge uns ausschließen, wenn er wolle. «Das kann ich nicht übers Herz bringen», erwiderte er, «aber dann erwarte ich von Ihrer Loyalität, daß Sie selbst austreten.» «Nun, das ist nur eine höfliche Art, uns wegzujagen!» antwortete ich. Während Wavrinsky Mitglieder in den Orden mit dem religiösen Ritual einweihte, tat ich in Budapest das gleiche mit dem neutralen Ritual, und die meisten traten zu uns über. Die Luft wurde schwül, der Bruch unvermeidlich. Herr Trüeb und ich teilten uns dann in die Aufgabe. Er, der Bundesbeamte, arbeitete eine einheitliche Verfassung aus, und ich Rituale für alle Grade des zu gründenden neutralen Ordens. Alles sollte bis anfangs 1906 bereit sein. Die Ungarn und manche Deutsche waren bereits für uns gewonnen.

Am 1. Januar 1906 fuhr ich in einer Kutsche von Chigny nach der «Gracieuse», wobei mich der Weg über den Bahnübergang führte. Vor der Bahn-schranke, die offenstand, ist die Straße gewunden und am Rand bewaldet.

Kaum waren wir auf dem Geleise, als der in Morges nicht haltende Schnellzug rasend auf uns zukam. In rascher Geistesgegenwart hieb der Kutscher auf die Pferde ein, und so wurden wir nicht zerschmettert. Ich ließ die Kutsche halten und fand den schuldigen Bahnwärter schwer betrunken. Ich klagte beim Bahnhofsvorstand, der uns gesehen und bereits für verloren gehalten hatte. Der Betrunkene kam mit vierzehn Tagen Suspensierung vom Dienst davon. – Bacchus plädiert für seine Anhänger eben mildernde Umstände!

Als der berühmte Schriftsteller Ludwig Thoma, Redakteur am «Simplissimus», wegen derber, gegen Pfarrer gerichteter Karikaturen unter Unsittlichkeitsanklage eingeklagt war, wurde ich am 13. Januar 1906 als Zeuge von der Verteidigung nach München berufen. Im Gerichtssaal bemerkte ich an der Wand ein sehr erotisch gemaltes Bild, worauf eine Ehebrecherin von einem geilen Gerichtsdienner vor den Richter geschleppt wird. Als ich hörte, wie selbst Freidenker den Gerichtseid «So wahr mir Gott helfe» usw. ganz ruhig nachsprachen, wurde mir übel, und ich erklärte dem Anwalt, das täte ich nicht. In seiner Not erzählte mir dieser von jemandem, der sich dadurch half, daß er den Begriff Gottes nicht für persönlich aufzufassen erklärte. Damit gab ich mich schließlich zufrieden. Der Gerichtsvorsitzende betonte immerwährend den boshaften, für die Pfarrer beleidigenden Charakter der Karikaturen. (Übrigens waren fast alle Zeugen für Thoma entlastend.) Als ich an die Reihe kam, würgte ich mit Mühe den Eid heraus, fügte aber sofort nachher laut hinzu: «Aber, Herr Vorsitzender, ich erkläre hier, den Begriff Gottes durchaus nicht persönlich aufzufassen.» – Darauf große Bewegung im Saal. Vorsitzender: «Das ist Ihre Sache» usw. – Ich: «Thomas Karikaturen sind zwar sehr derb und beleidigend, besonders in den Textausdrücken, aber für strafbar unsittlich kann ich sie durchaus nicht halten. Wenn man in dieser Beziehung so streng sein wollte, müßte man zuerst alle Redouten und Tingeltangels, viele Nachtlokale und einen guten Teil der Variétés Münchens schließen, viele Schaufenster verdecken und dazu, Herr Vorsitzender (auf das erwähnte Gemälde deutend), dieses Bild da oben mit einem großen, schwarzen Tuch verdecken!» – Daraufhin großes Gelächter im Saal. Vorsitzender: «Das ist aber Kunst!» – Ich (auf die Karikaturen deutend): «Das ist auch Kunst, nur anderer Art!» Der arme Vorsitzende war ganz bestürzt und offenbar froh, als ich fertig war. Ich aber hatte nie einer so lustigen Gerichtssitzung beigewohnt. Ludwig Thoma machte auf der Armsünderbank das reinste Max-und-Moritz-Gesicht. Ich mußte bald fort. Der Staatsanwalt ließ dann all seinen Geifer auf mich als Ungläubigen, des Eides wegen, fließen. Thoma wurde freigesprochen, aber soviel ich weiß, bekam der Staatsanwalt einen Verweis, wenn nicht seine Entlassung.



Als Nachspiel wurde ich im «Simplizissimus» vom 29. Januar mit dem Staatsanwalt abgebildet. In der «Münchener Post» vom 17. Januar widmete ferner Ludwig Thoma dem Staatsanwalt und mir eine lustige Satire.

*Nach dem Prozesse.* (Abdruck aus der «Münchener Post» vom 17. Januar 1906.)

Ich saß zehn Stunden lang auf der Anklagebank. Sie ist mit einem Gitter versehen, erhebt sich einen Meter über dem Fußboden, und man hat von da aus einen hübschen Blick auf den Saal, das Präsidium und die Geschworenenbank.

Unter mir, in der Ebene, saß die Intelligenz, weiter oben nach links die Jurisprudenz.

Die Intelligenz war vertreten durch gute Namen, Dr. Forel, Ganghofer, Dr. Hirth, Conrad, Ostini, Dr. Kopp, Curt Aram, Dr. Hallgarten, Georg Fuchs, Kastner, Graf Keyserling, Dr. Elsaß.

Die Jurisprudenz war vertreten durch drei Richter und einen Staatsanwalt.

Der Staatsanwalt war ein jüngerer Herr, hatte fahlgelbe Haare, wässerige Augen und viele Zahnstocher in der Westentasche.

Ich weiß das, weil er sie im Verlaufe der Verhandlung alle herauszog.

Die Intelligenz wurde verhört.

Professor Dr. Forel, der berühmte Gelehrte, trat vor. Der Staatsanwalt gähnte und fragte den beisitzenden Richter, ob es wahr sei, daß der zweite Staatsanwalt Maier Landgerichtsrat wurde.

Der Vorsitzende erkundigte sich nach den persönlichen Verhältnissen Dr. Forels.

«Sie heißen?»

«Dr. Auguste Forel.»

«Was sind Sie?»

«Arzt und Professor an der Universität Zürich.»

Der Staatsanwalt flüstert dem beisitzenden Richter ins Ohr: «Zürich; da ist das Korps Helvetia, blau-weiß-rot.»

Der Vorsitzende fragte: «Also Professor? So, so! Ja, was für ein, ich meine, was für eine Wissenschaft?»

«Psychiatrie.»

Der Staatsanwalt beugte sich vor und flüsterte dem Beisitzer ins Ohr: «Was ist der Mensch?»

«Psychiater», flüsterte der Herr Landgerichtsrat.

«Ps ... Ps ... ?»

«Psychiater und er ist bekannt als Kämpfer gegen den Alkoholismus.»

«So?»

Die Züge des Staatsanwaltes nahmen einen düsteren Ausdruck an, und er warf feindselige Blicke auf den Gelehrten.

Währenddessen schritt das Verhör weiter. Nach der Vereidigung sagte Dr. Forel lebhaft, daß er nicht an einen lebendigen Gott glaube.

Der Vorsitzende war durch diese Erklärung unangenehm berührt; die bayerische Justizverwaltung steht seit den letzten Wahlen auf sehr freundschaftlichem Fuße mit dem lieben Gotte, eine oberlandesgerichtliche Entscheidung hat sogar ausdrücklich das Dasein Gottes festgestellt.

Es war peinlich.

Der Vorsitzende lächelte milde auf den Verlorenen herunter und deutete durch eine Handbewegung an, daß er bei diesem Thema nicht verweilen dürfe.

Also der Vorsitzende schob die Erklärung beiseite, mit einer Geste, welche sagte: «Schon gut, armer Teufel!»

Der Staatsanwalt war nicht so ruhig. Die Wut überkam ihn. Da stand so ein Mensch,

nicht wahr, der das Dasein Gottes leugnete, nicht wahr? Und ein Gegner des Alkohols war, nicht wahr?

Ja, wer trinkt denn Bierjungen, wenn es keinen Alkohol mehr gibt? Der Staatsanwalt schob seine Mütze ostentativ in das Genick, steckte die Hände in die Hosentaschen und fixierte den Gelehrten.

Forel reagierte nicht. Er schien gar nicht zu bemerken, wie drohend die Augen da droben glänzten.

Vielleicht dachte er momentan nicht an Bierjungen.

Er begann zu sprechen. Für Künstler und Laien war es eine herzhafteste Freude, den Mann zu sehen und zu hören.

Keine Spur von Rhetorik; jedes Wort verriet den voreilenden Gedanken, der leichte französische Akzent erhöhte den Reiz. Dazu die Lebhaftigkeit der Geste, die Sprache der schönen geistvollen Augen; der Kontrast zwischen dem jugendlichen Feuer der Empfindung und den weißen Haaren, ein erquickendes Bild!

Der Vorsitzende unterbricht ihn durch Fragen. Forel dreht sich rasch nach ihm um; die Entgegnung spornt ihn an.

Er beugt sich vor, um besser zu hören. Ein leichtes Lächeln um die Lippen; er kennt den Geist, der diese Fragen an ihn richtet!

Brave Konvention; etwas von dem Bleigewicht, das sich an alle Ideen hängt, seit es Ideen gibt.

Forel lächelt und fertigt die Entgegnung ab.

Wie er es tut, knapp, mühelos, lebhaft, mit der Ueberlegung des Mannes, dem wahrhaftig diese breit gequetschte Konvention nicht imponiert, das ist künstlerisch.

Noch einmal eine Freude für Laien.

Nicht für Juristen.

Die hören ihn nicht.

Der Staatsanwalt gähnte fünfmal während der Rede und hielt dabei nicht einmal den Zahnstocher vor den Mund. Die Augen wurden ihm feucht, so herzlich gähnte er.

Und er schritt immer wieder von seinem Platze weg zu dem beisitzenden Richter.

Er sagte ihm, daß seine Verbindung jetzt Pschorrbräubier trinke. Und dann fragte er ihn, ob der Staatsanwalt Huber der Huber sei, der früher in Kempten Amtsrichter war. Und ob der Landgerichtsrat Obermaier einen guten Zweier gehabt habe.

Manchmal schlug der warme Ton Forels an sein Ohr; dann schob er die Mütze weiter zurück und lachte verächtlich. «Gottesleugner. Kennen wir schon.»

Dann kamen andere Sachverständige. Als der letzte seine Rede geschlossen hatte, stand der Staatsanwalt auf und sagte, jetzt komme er an die Reihe, nachdem sich die Vertreter der Intelligenz «ausgeschleimt» hätten.

Er sagte wörtlich so!

Wenn seine Verbindung einen Konvent abhält, darf er diesen Ausdruck nicht gebrauchen; auf der Exkneipe bei Beginn der «Fidelitas» ist er gestattet.

Der Staatsanwalt glaubte, daß die «Fidelitas» eröffnet sei, und sagte also, die Forel, die Kopp, Ganghofer usw. hätten sich «ausgeschleimt».

Dann erzählte er, daß sein kleiner Emil alles auswendig lernt, was gedruckt wird, und daß große Gefahr besteht, daß dieses begabte Kind eines Tages meine Verse statt des Nachtgebetes aufsagt.

Dadurch wird aber der kleine Emil verdorben. Er soll später studieren und Bierjungen trinken und an Gott glauben und Staatsanwalt werden.

Dazu braucht der Emil das Nachtgebet; sonst wird er so einer wie der Doktor Forel. Na, hoffen wir, daß es nicht so weit kommt.

Ludwig Thoma.

Die Eidfrage schlug außerdem in der Presse noch Wogen, denn ich wurde von der klerikalen Partei heftig angegriffen. In der «Münchener Neuesten Nachrichten» vom 5. Februar 1906 schrieb ich als Antwort folgendes:

«Ich denke doch, daß man beim Eidschwören selbst keinen Meineid leisten darf! Es wäre ein Meineid, zu schwören: „So wahr mir Gott helfe“, ohne zugleich zu protestieren, wenn man nicht an einen persönlichen Gott glaubt. Wenn man dazu zwingt, den zwingt man also gesetzlich zum Meineid!“ usw.

Am 28. Januar wurde ich von der Naturforschenden Gesellschaft in Genf gebeten, dort einen Vortrag über Semons Lehre von der Mneme zu halten, der jedoch durchaus kein Verständnis, selbst nicht bei dem Fachpsychologen Ed. Claparède, fand. Durch völliges Mißverstehen glänzte besonders auch der Internist Professor Bard.

In stark fünf Übungsstunden lernte ich damals die internationale Sprache Zamenhoffs wenigstens lesen und schreiben, wenn auch nicht sprechen, so daß ich am 28. August dem Esperantokongreß in Genf beiwohnen und sogar die dort geläufig gesprochenen Reden ziemlich gut verstehen konnte. Die Engländer verstand ich im Esperanto viel besser als im Englischen. Der Kongreß, bei dem ich Zamenhoff persönlich kennenlernte, begeisterte mich sehr, und im folgenden Jahre leistete ich mir den Spaß, eine Ameisenart ausschließlich in einer Esperantozeitschrift zu beschreiben.

Am 1. August fuhr ich nach Lyon zum Kongreß der Association française pour l'avancement des sciences (siehe Comptes rendus, p. 459), auf welchem ich zum erstenmal im Zusammenhang meine neue Theorie der Blastophthorie (Keimverderbnis, meistens durch Vergiftung, besonders durch Alkohol) kurz entwickelte und außerdem neue Experimente vorbrachte, welche das Zeitgedächtnis bei Bienen erwiesen. Wir wurden dort sehr gastfreundlich empfangen, besonders bei Professor Lortet. Unter anderm kam die Rede auf einen Dr. Huchard in Paris, der da behauptete, die Ameisensäure mache auch den Menschen stark, weil sie die Ursache der Stärke der Ameisen sei, weshalb Huchard die Ameisensäure als Heilmittel empfahl. Ich lachte herzlich darüber und sagte Lortet, die stärksten Ameisen hätten überhaupt keine Ameisensäure in ihren Drüsen. Nun bat er mich um eine Erwiderung an Huchard, die auch erschien und sogar in Paris abgedruckt wurde. Was für Schwindel wird nicht im Namen der Wissenschaft sogar von diplomierten Ärzten verzapft!

Im Wagen wurden wir dann zum alten Haus des berühmten Physikers Ampère geführt, wo ein Denkstein gesetzt und Reden gehalten wurden.

Am 20. Februar erkrankte unser jüngstes Kind Cécile scheinbar leicht an einer Rötelnansteckung, die sie in der Schule bekommen hatte. Doch steigerte sich das Fieber, und am 22. wurde das rechte Auge geschwollen. Vom 28. Fe-

bruar bis 1. März wurde die Geschwulst um die Augen stärker, und das Kind fing an zu delirieren, so daß meine Frau mir nach Davos telegraphierte, wohin ich für einige Tage gereist war, und der Hausarzt Dr. Cérésolle den Professor Demiéville aus Lausanne zur Konsultation kommen ließ. Es wurde Meningitis, bereits mit Aphasie, festgestellt, und bei meiner Rückkehr fand ich das arme, liebe Kind schon rechtsseitig gelähmt. Offenbar hatte sich dem Augennerv entlang eine Streptokokkeninfektion und aus dieser eine Hirnhautentzündung gebildet. Es wurde noch Streptokokkenserum und eine Lumbalpunktion versucht, beides vergebens; das arme Kind rief seiner Mutter durch Zeichen und lächelte erst dann, wenn diese sich an sein Bett setzte und strickte. Nach langen Wochen wurde es bewußtlos und starb am 15. März 1906. Ich war ganz zerknirscht. Meine liebe Frau zeigte einen wahren Heldenmut und richtete mich auf. Sie, die das Kind Tag und Nacht gepflegt und bewacht hatte, wusch dann selbst die Leiche und kleidete sie an. Ich half dabei mechanisch, wie im Traum. Cécile war kaum zehn Jahre alt geworden; sie war geistig früh entwickelt, so daß sie sogar öfter die Phantasien ihrer drei Jahre ältern Schwester Daisy berichtigte; sie war tiefernt, fleißig und pflichtgetreu und erinnerte mich vielfach an meine Mutter. Ihr Tod war ein schwerer Schlag für uns, der erste Nagel zum Sarg meines Optimismus. Wir wollten keinen Pfarrer haben, und beim Begräbnis im kleinen Friedhof ob Chigny stotterte ich selbst wenige Worte.

Von Besuchen des Jahres 1906 erwähne ich zunächst denjenigen der berühmten Ellen Key, mit der wir gute Bekanntschaft machten.

Im August 1906 war unser Freund Emery mit seiner Familie nach dem Signal de Bougy bei Aubonne gereist und hatte uns bei dieser Gelegenheit besucht. Am 25. erlitt er dort plötzlich einen schweren Schlaganfall mit totaler Aphasie und Lähmung der ganzen rechten Körperhälfte. Ich wurde gerufen und ordnete die Behandlung an, ließ aber auch als Arzt unsern Vetter Cérésolle aus dem nahegelegenen Rolle holen. Emery hielt ich anfangs für verloren. Doch erholte er sich allmählich so, daß er am 16. Oktober nach Bologna zurückreisen konnte. Die Aphasie und die Lähmung des rechten Beines besserten sich, aber nur zum Teil. Zu Hause war mein armer Freund zuerst verzweifelt und mußte der bleibenden Aphasie wegen pensioniert werden. Aber mit gewohnter Energie fing er trotz Kontraktur des rechten Armes wieder an zu arbeiten, lernte mit der linken Hand famos schreiben und sogar vorzüglich zeichnen. Er hat seither wieder vortreffliche und gründliche Ameisenarbeiten veröffentlicht. Es ist dies der Beweis dafür, daß erstens bei ihm der Krankheitsherd mehr die Zentralkerne (Linsenkern usw.) als die Hirnrinde zerstört hatte, und zweitens, daß ein ausdauerndes Gehirn (siehe auch die berühmten Gelehrten Pasteur und Ernst Mach), falls es nur lokal lädiert ist, mit fleißiger



Übung der bleibenden Hirnteile noch Bedeutendes leisten kann. Freilich ahnte ich damals nicht, daß es mir sechs Jahre später ebenso ergehen und so der Parallelismus meines Lebens mit demjenigen Emerys weiter sich bewähren würde.

Da uns nach dem Verkauf der «Gracieuse» nichts mehr in Morges hielt, hatte ich mit meiner Frau den Plan ausgeheckt, der Bise (Nordwind) des Genfersees zu entfliehen und irgendwo im untern Rhonetal, dort, wo wir immer durch den Chignynebel die Sonne schimmern sahen, uns endlich bleibend niederzulassen. Dies war um so mehr angezeigt, als wir bei meinem Vetter nur als Mieter und daher unsicher wohnten.

Ein altes, ziemlich verkommen aussehendes, aber geräumiges Haus in Yvorne mit wunderschöner Aussicht gefiel uns und war recht billig zu haben. Ich besprach dann die Sache mit meinem jungen Vetter, dem Architekten Alfred de Goumoëns, der die Reparatur des Hauses übernahm. Wir beschlossen, das Haus «La Fourmilière» zu taufen. Ich kaufte noch ein paar kleine Grundstücke für Gärten und ließ mit Beton die Mauer zu einer Pfirsichbaumanlage herstellen, das Dach eines mächtigen Kellers verdecken, dessen riesige, bisher vermietete Fässer ausleeren und die Fässer selbst durch den Notar verkaufen. «Sic transit gloria . . . vini!» Wenn der Kampf gegen den Alkohol nur immer so leicht gehen würde! Daß gerade ich, der Abstinenzapostel, mitten in der berühmten Weingegend Yvorne mich ansiedelte, gab Anlaß zu vielerlei Scherzen. Uns selbst machte es Spaß, einen Rebberg in einen Gemüse- und Obstgarten zu verwandeln. Mehr noch gefiel uns aber das ausgezeichnete Klima.

Im Guttemplerorden hatten wir bis Ende Januar 1906 so ziemlich alles zu unserem Austritt aus dem alten Orden vorbereitet. Die Sache sollte rasch und schneidig vor sich gehen. Wir sandten zugleich an alle Logen ein gedrucktes, unser Vorgehen erläuterndes Manifest, das von unserem Exekutivkomitee der Großloge, von österreichischen, ungarischen und französischen Guttemplern unterzeichnet war, und ersuchten unter Vorlage der Akten aus Schaffhausen und Belfast unsere Mitglieder, über die Trennung vom alten Orden abzustimmen.

Fast alle Logen der Schweiz stimmten für uns. Nur ganz wenige Logen, etwa sieben bis acht im ganzen, blieben beim alten Orden, alle andern traten zu uns über. Ich bezahlte sofort die Schulden, die unsere Großloge noch hatte. Das Geld wurde mir später nach und nach zurückvergütet. Der alte Orden machte uns nachher noch Schikanen wegen des Namens der Logen, der Abzeichen und dergleichen; es kam sogar zum Prozeß, schließlich aber zu einem Ausgleich. Wir zeichneten als Sinnbilder unseres neuen Ordens auf unsere rot umrandete Weltkugel einen Hammer (Arbeit) und einen Anker (Hoffnung). Der alte Orden hat seither in der Schweiz wohl seine Großloge wieder erreicht, aber im übrigen mit mangelhaften Leitern nur vegetiert.

Am 14. Mai reiste ich nach Budapest und gründete dort eine neutrale Großloge. Unser unermüdlicher Bruder, Dr. Philipp Stein, hatte in Ungarn bereits die dazu nötige Zahl Logen gegründet; fünfzehn Ärzte waren dabei. Fast nur die Sachsen Siebenbürgens blieben aus Opposition gegen Ungarn im alten Orden. Bei meiner Rückreise über Wien untersuchte ich dort, ob die geschmeidige neue Verfassung des IOGTN (Neutraler Guttemplerorden) uns doch nicht eine Anpassung an das österreichische Vereinsgesetz gestatten würde. Mit Hilfe der Frau von Wolfring gelangte ich an die zuständigen Personen. Beim Warten im Vorsaal entdeckten wir mit Hilfe eines Beamten die frühere Abweisungsurkunde des alten Ordens samt Belegen. Mit großer Naivität hatte Miß Gray Paßwörter und alles erklärt. Man hatte internationale Freimaurerei gewittert und daher mit Entrüstung alles verworfen. Als ich vor seine Exzellenz trat, war ich darüber orientiert und sprach ihr von unsern viel größern Freiheiten usw. Die Exzellenz war sehr liberal und verständig; sie ließ mir durchblicken, daß dies alles Formsache sei; aber der Name Guttemplerorden sei jetzt infolge der alten Affäre verpönt. «Also, Exzellenz, wenn ich recht verstehe, hängt die ganze Sache nur vom Namen ab?» «Jawohl», war die lakonische Antwort. «Nun, so werden wir einfach den Namen ändern!» So empfahlen wir uns mit herzlichem Dank.

Jetzt ging es sofort an die Gründung der Internationalen Loge des IOGTN, die für die Zeit der Sitzung der Schweizerischen Großloge vom 22. bis 26. Juni in La Chaux-de-Fonds vorgesehen war. Nachdem zehn neutrale Logen, zum Teil durch Austritt aus dem alten Orden, in Deutschland auf die Nachrichten aus der Schweiz hin entstanden waren, hatte bereits am 29. April unser Schweizer Großtempler Brütsch die deutsche neutrale Großloge mit dreihundert Mitgliedern gegründet. Endlich hatte sich schon vorher eine neutrale Loge in den Vereinigten Staaten gebildet und kamen die belgischen Logen hinzu.

Nach Genehmigung der neuen Verfassung und der neutralen Rituale aller Grade konnte somit die internationale neutrale Loge von den drei Großlogen der Schweiz, Deutschlands und Ungarns mit Ortslogen in Belgien, Frankreich, den USA und Österreich gestiftet werden. Ich mußte das Amt des Internationalen Templers auf mich nehmen. Damit war nach fünf Monaten schwerer Kämpfe die Grundlage unseres neutralen Werkes festgelegt.

Im Jahre 1905 hatte ein Absinthtrinker aus Commugny, Kanton Waadt, in einem tollen Rausch seine Frau und seine Kinder ermordet. In ihrer Angst und Bestürzung hatte sofort nachher die Gemeinde Commugny eine Petition für das Verbot des Absinths in Bewegung gesetzt. Wie eine Lawine stieg die Entrüstung im ganzen Volk, und die Listen der Volksinitiative bedeckten sich im Kanton Waadt mit zweiundachtzigtausend Unterschriften. Vor solch einer

Kundgebung mußte sich der waadtländische Kantonsrat beugen. In seiner Sitzung vom 10. Mai 1906 beschloß er, ein Gesetz des Absinthverbotes zu erlassen. Aber dieses Gesetz war zu unvollständig, um wirksam zu sein. In einer Abstinentenversammlung in Lausanne im Jahre 1905 oder 1906 überlegten wir, trotzdem wir sehr wenig von der Sache an und für sich erwarteten, daß die Gelegenheit benutzt werden müsse, um die Volksüberzeugung in der Schweiz in unserm Sinne zu beeinflussen. Meinerseits betonte ich die psychologische Wichtigkeit der Gelegenheit sowie die Notwendigkeit, ohne einen Augenblick zu verlieren, ein gutes eidgenössisches Gesetz vorzubereiten, ohne auf das waadtländische Gesetz zu warten. Unser bewährter Abstinenzsekretär und neutraler Guttempler, Professor Robert Hercod, wurde beauftragt, die eidgenössische Initiative in Verbindung mit dem Blauen Kreuz und dem Aktionskomitee schweizerischer Abstinenten direkt ins Werk zu setzen. Er führte jenen Auftrag meisterhaft durch. Der Wortlaut des Gesetzes wurde von abstinenten Juristen ausgearbeitet, aber auch Nichtabstinenten wurden möglichst beigezogen und in den Vordergrund gestellt. Im Jahre 1906 wurden Unterschriften gesammelt, die am 8. Januar 1907 die bisher nie dagewesene Zahl von hundertachtundsechzigtausend erreichten; sie wurden alsdann dem Bundesrat vorgelegt. Wir hatten gesiegt. Die Volksabstimmung erfolgte erst am 5. Juli 1908, und die Initiative wurde mit zweihundertsechsdreißigtausend gegen hundertdreiunddreißigtausend Stimmen angenommen. Und wieder einmal war aus dem schlimmsten Übel (Absinthmißbrauch im Kanton Waadt) ein Segen entstanden (Absinthverbot in der ganzen Schweiz).

Auf Anregung des Konzertmeisters Sachs in Berlin und unter der Ägide des Naturwissenschaftlichen Vereins Kosmos hielt ich vom 21. November bis 19. Dezember 1906 auf einer Hetzreise innerhalb achtundzwanzig Tagen dreißig Vorträge an den verschiedensten Orten Deutschlands. Dabei wurden bezahlte Vorträge (Sachs) mit Werbevorträgen zur Abstinenzbewegung kombiniert. Für den Kosmos sprach ich in etwa dreizehn Städten über die wissenschaftlichen Grundlagen der Moral, sexuelle Ethik, Sexualleben und Recht, sexuelle Evolution, die Suggestion im Sexualleben, Hygiene und Erziehung im Sexualleben. Am 21. November fing ich mit einer Abstinenzpredigt in Freiburg im Breisgau vor etwa tausend Zuhörern an und sprach über die akademischen Trinksitten. Obwohl Lehrer der Hygiene, trat mir Professor Schottelius als Schnapsfreund entgegen und blamierte sich dabei gründlich. Die Folge meiner Rede waren zahlreiche Einweihungen in den neutralen Guttemplerorden. Fast überall bereitete ich neue IOGTN-Logen vor oder half, schon bestehende festigen. Ein arger Katarrh, den ich rücksichtslos mißbandelte, ließ mich in Pforzheim und Ulm fast zusammenbrechen; doch wurde

alles in jenem Rennen überstanden. Jeder Vortrag (zweimal sogar am gleichen Tag zwei) dauerte durchschnittlich zwei Stunden vor oft tausend oder zweitausend Zuhörern und erforderte die Aufstellung von vielen von mir mitgeschleppten Tabellen. Um meine Heiserkeit zu überwinden, machte ich zwischen den Vorträgen Inhalationen und dergleichen mehr. So kam das Ende des für mich und uns alle schweren und ereignisreichen Jahres 1906.

Interessante Ameisenausflüge machte ich in diesem Jahre mit meinem, einige Zeit bei uns auf Besuch weilenden, sehr tüchtigen Ameisenkollegen Dr. W. M. Wheeler, der damals noch im Museum zu Neuyork war, 1909 jedoch Professor in der Harvard Universität zu Boston wurde. Auch unser künftiges Heim in Yvorne besah sich Wheeler damals, und später schickte er uns dorthin das seltene Fell eines Moschusochsen aus der Polargegend Nordamerikas.

Im April 1907 fingen wir an, unsern Umzug nach Yvorne vorzubereiten. Drei Zimmer wurden für meine Sammlung, meine Bibliothek und meine Arbeit in Yvorne bestimmt. Den alten Heimatort meiner Kinderjahre verließ ich nun ohne großes Leid. Die Engherzigkeit und die Indolenz der Einwohner des «Zopfstädtchens» hatten mich oft enttäuscht. Außer meinem Vetter F. A. Forel und meinem Bruder in Vaux waren meine Verwandten mir ziemlich fremd geworden. Mein Vater war mit meiner Schwester nach Genf gezogen, und die «Gracieuse» war verkauft. Der schöne Traum meiner Kindheit würde sich aus der Ferne eher reiner als in Morges selbst betrachten lassen, dachte ich mir, und hatte recht. Meine Frau und die Kinder zogen ja mit Freude in das neue, diesmal eigene Heim. In den ersten Julitagen siedelten wir dorthin über.

## REISEN NACH NORDAFRIKA UND DEN BALKANSTAATEN

Beschreibung von Yvorne · Stockholmer Antialkoholkongreß · Umzug · Deutsche militärische «Ehre» in Ehefragen · 60. Geburtstag · Neue Vortragsreisen · Zwerg beherrscht Riesen · Reise nach Algier, Tunis und Süditalien · Heuschreckenschwarm verdunkelt Sonne · Silberameise · Ausgrabung der römischen Stadt Timgad · Tunis modernisiert · Zwei Drittel der 1889 noch abstinent vorgefundenen Araber halten Absinth für Limonade · Neapel, Rom, Mailand · Gründung einer Loge in Mailand · Gründung der «Internationalen Gesellschaft für medizinische Psychologie und Psychotherapie» · Zweite Reise nach Mailand · König August von Sachsen und die Himbeerlimonade · Seine Belehrung · Logengründung in Brüssel · Vortrag im finstern Saal und Presse-Echo · Vorträge in der Türkei · Christlicher Zauberer wird Mediziner · Piräus · Hochzeitsfeier im Bergwald.

Yvorne liegt zwanzig Minuten vom Städtchen Aigle entfernt in wunderschöner, das untere Rhonetal beherrschender Lage am Fuß der Berge «Les



Agites» (1800 Meter) und «La Tour d'Aï» (2300 Meter), gegenüber den Dents du Midi und den Dents de Morcles. Im Westen öffnet sich das Tal gegen den Lac Léman zu. Mit seinen etwa tausend Einwohnern liegt Yvorne mitten in seinen Weinbergen, deren Hauptbesitzer der damalige Gemeindepräsident Morerod und die Baronin von Sinner aus Bern<sup>1</sup> waren. Letztere wohnte im Maison Blanche, das auf einem historischen Bergrutsch liegt.

Die Yvornier Bauern zeigten sich zumeist, obwohl auch konservativ, viel sympathischer, loyaler und gebildeter, zugleich viel selbständiger und unabhängiger als diejenigen von Chigny und Morges. Die Barone waren hier ohne jeden Einfluß, wie uns überhaupt die ziemlich selbständige und sich selbst regierende Dorfgemeinde mit ihren vielen biedern Einwohnern hundertmal lieber ist als eine städtische Bevölkerung. Trotz meinen Bemühungen, mit ihm freundlich zu verkehren, verhielt sich der abstinenzfeindliche Ortspfarrer ablehnend, was ich später durchaus nicht bedauerte. Das naheliegende Städtchen Aigle ist völlig verschieden von Morges, und, obwohl von Fremdenstationen wie Leysin und andern umgeben, ist seine Einwohnerschaft viel weniger gebildet. Seine schmutzigen Straßen erinnern, wie auch Yvorne, vielfach an den angrenzenden katholischen Kanton Wallis, obwohl die Bevölkerung reformiert ist. Ich war froh, endlich Platz für meine Sachen und meine Arbeiten sowie eine Ruhestätte bis zum Tode für mich selbst zu haben.

Am 13. Juli, gleich nach unserm Umzug, mußte ich zum Antialkoholkongreß nach Stockholm. Meine Frau und meine zwei ältesten Töchter kamen nach. Am 28. Juli zogen etwa zehntausend Abstinente durch die Stadt Stockholm. Der Kongreß selbst wurde am 29. von dem jungen, abstinente Prinzen Gustav Adolf, dem Sohn des Thronfolgers, persönlich eröffnet, der uns am 30. zu einer Gardenparty einlud. Bei letzterer ging es ebenso einfach wie leutselig zu, ein angenehmer Kontrast zu den üblichen prunkhaften Hofzeremonien. Ich wurde dort dem Prinzen Eugen von Schweden vorgestellt und hatte mit ihm eine längere Unterredung. An Stelle des abwesenden französischen Senioren, Senators Béranger, mußte ich den Dank der Gäste improvisieren. Am 31. fand ein Korso zu Ehren der Kongreßteilnehmer statt. Besonders aber freuten wir uns über die wachsende Macht der schwedischen Abstinenzbewegung, die bereits über die Hälfte der Landbevölkerung gewonnen hatte.

Auf der Heimreise traf ich Herrn von B. und seine Familie, deren Vorgeschichte für die damaligen «Sitten» bezeichnend ist. Ohne eigenes Vermögen war Herr von B. deutscher Offizier geworden. Er verliebte sich in ein ebenfalls armes Mädchen. Die deutsche militärische «Ehre» verbot ihm die Ehe,

<sup>1</sup> Nachkommen der Berner Vögte in Aigle. (Der Herausgeber.)

gestattete aber ein Konkubinat! Nach Rücksprache mit einigen Freunden, die ihm versprochen, seine ihm nicht gesetzlich angetraute Frau anständig und wie eine Ehefrau zu empfangen, lebten dann beide zusammen. Nachdem jedoch die Geburt des ersten Kindes schwer gewesen war, bekam der Vater bei einer zweiten Schwangerschaft des Mädchens furchtbare Angst und Gewissensbisse im Hinblick auf die Möglichkeit des Todes eines der beiden Eltern. In seiner Verzweiflung reiste er mit seiner Frau nach England und ließ sich dort heimlich trauen. Zufällig entdeckte der deutsche Pfarrer im Zivilstandsregister, daß das zweite Kind ehelich sei und meldete das «Verbrechen» dem vorgesetzten Offizier. Darauf erhielt der Vater 45 Tage Festung und wurde aus dem Heer entlassen, nicht etwa des Konkubinates wegen, sondern weil er ohne Geld und nicht standesgemäß geheiratet hatte. Der Pfarrer wollte sich entschuldigen, indem er sagte, es gebe zwei Arten Moral. «Ich kenne nur eine», antwortete Herr von B. Das Ehepaar verlor aber trotz Armut den Mut nicht und verdiente sich sein Leben mit äußerster Anstrengung.

In Yvorne war ein Verwandter unserer Nachbarn an Säuerwahnsinn erkrankt. Um diesem zu helfen, sah ich mich um und entdeckte einige Abstinenten, die als Überreste einer frühern Ortsgruppe des Vereins «l'Avenir», die seinerzeit von einem abstinenten Pfarrer gegründet, aber vom gegenwärtigen Kirchenherrn zugrunde gerichtet worden war. Die Leute empfingen mich als Retter in der Not, und wir gründeten 1908 die Loge «Yvorna», die ihre Sitzungen in meinem eigenen Arbeitszimmer abhielt. Bald darauf gründete meine Tochter Inez eine Jugendloge, die sie nach der bekannten Alpenblume «La Soldanelle» taufte.

Zu meinem sechzigsten Geburtstag, am 1. September 1908, wurde ich von vielen Freunden mit Briefen und Telegrammen überrascht. Das «Journal für Psychologie und Neurologie» (Oskar Vogt und K. Brodmann) widmete mir außerdem eine große Festschrift von vierhundertfünfunddreißig Seiten in Quart (Band XIII, 1908) mit neunzehn Tafeln. An den darin gesammelten Arbeiten beteiligten sich dreiundzwanzig Verfasser, darunter Bernheim, Bugnion, Ramon y Cajal, Frank, Mahaim, H. W. Maier, Adolf Meyer, Oppenheim, Piltz, Santschi, R. Semon, Wheeler. Ferner gab bei jenem Anlaß eine Anzahl meiner Wiener Freunde, unter der Anregung von Hofrat Professor Eugen Schwiedland, in dem Manzschen K. K. Hof- und Universitätsverlag, unter dem Titel «Biographia Foreliana» ein Verzeichnis meiner wichtigsten Veröffentlichungen (dreißig Seiten) nebst kurzer biographischer Notiz heraus. Über so viele, ebenso unerwartete wie ungewohnte Ehre fühlte ich mich tief beschämt und konnte meinen lieben Freunden nicht ohne Wehmut meine Gefühle herzlichsten Dankes aussprechen, denn – ach! jede Ver-

ehrerung ist ein gefährliches, zweischneidiges Schwert – oder, wenn man will, ein Geschenk, das mit Honig gemischtes Gift enthält. Jede Erhebung des einen enthält zugleich eine Minderung anderer und zeugt daher mehr oder weniger Ungerechtigkeiten.

Vom 11. Oktober bis 13. November 1908 unternahm ich, wiederum mit Hilfe des Herrn Konzertdirektors Sachs in Berlin, eine Reise, auf der ich teils bezahlte, teils unbezahlte Vorträge (die letzteren meist über die Abstinenzfrage) hielt. Die Themata der ersteren waren: 1. Rassenentartung und Rassenhebung; 2. Ethische und rechtliche Konflikte im Sexualleben; 3. Vorurteile und Fortschritte im Ehe- und Sexualleben; 4. Die menschliche Psychologie und der soziale Fortschritt; 5. Das Verbrechen, seine Ursachen und seine Bekämpfung. Diese Vorträge wurden in ähnlicher Hetze durchgeführt wie im Jahre 1906.

Zum Schluß des Jahres konnte ich noch in dem kleinen Dorf Oulens mit Hilfe eines sehr eifrigen Zwerges, der Sohn eines Alkoholikers und früher Trinker war, eine neutrale Guttemplerloge gründen. Der winzige Mann war ebenso intelligent wie energisch und führte über die ihn umgebenden «Riesen» die unzweideutigste Herrschaft.

Meine Frau und ich hatten im vergangenen Jahre beschlossen, unsere silberne Hochzeit nachträglich durch eine größere Reise zu feiern. Den Norden kannten wir beide. Ich wollte nach Algier, Tunis und Süditalien.

Wir landeten in der algerischen Stadt Constantin. Bei prachtvollem Wetter konnten wir nun das Leben der Araber und Juden, ihre bunten Trachten, die großartige Schlucht der Stadt mit ihren Brücken und Aasgeiern, die Leute auf dem Markt (Souk) und ihr Treiben sattem betrachten. Meine Frau glaubte sich in eine andere Welt versetzt. Über El Kantara, mit seinen roten Felsen und interessanten Schluchten, fuhren wir nach Biskra, wo wir viel für uns Neues sahen, unter anderem in den Dünen einen Heuschreckenschwarm, der die Sonne verdunkelte und der sich gerade auf uns und um uns herum niederließ, um zwanzig Minuten später weiter gegen das Meer zu fliegen. Ich entdeckte das Nest der wunderbaren Silberameise der Wüste «*Cataglyphis bombycina* Rog». Einmal, als ich in der Nähe des alten Biskra Ameisen suchte, setzte sich ein junger Araber zu meiner Frau und machte ihr den Hof. Als ich dazu kam, sagte ich ihm, innerlich lachend: «Würde es dir gefallen, Hausnarr, daß man deiner Frau so den Hof macht, wenn du ihr den Rücken drehst?» Er wurde ganz verlegen, und wir mußten herzlich lachen. Zurück nach El Kantara, fand ich wieder eine interessante, bisher noch unbekannte Ameisenart. Am 20. März fuhren wir nach Batna, von wo aus wir uns nach Timgad, der damals frisch ausgegrabenen römischen Stadt, einem zweiten



Pompeji, und nach Lambessa, dem ebenfalls ausgegrabenen römischen Lager, begaben. Von Batna fuhren wir nach dem Badeort Haman Mescoutine, der durch seine stark kalkhaltigen Quellen von neunzig Grad Wärme bekannt ist. Am 28. März ging es weiter durch die Korkeichenwälder von Leverdure und Souk-Ahras nach Tunis, wo wir spätabends ankamen und sofort ganz gegen unsere Absicht von Freunden ins Palace-Hotel geführt wurden. Mein altes Tunis von 1889 erkannte ich kaum mehr, alles war modernisiert, selbst die Araber. Ich machte dort verschiedene diplomatische Besuche, um Guttempler zu gewinnen, und hielt zwei Abstinenzvorträge, einen für die Europäer und einen für die Araber. Am 2. April reisten wir nach Kairouan zu meinem Freund Dr. Santschi, bei dem wir freundlichst aufgenommen wurden. Am selben Abend mußte ich einen Vortrag in der dortigen Getreidehalle halten, obgleich mir das öffentliche Auftreten infolge eines Mißgeschickes in der Bahn, wo ich meine einzige gute Hose mit Jod stark befleckt hatte, etwas erschwert war. Der Schaden wurde aber bei meinem Vortrag durch einen Teppich über dem Tisch verdeckt.

Herr Dr. Santschi, der sich als Arzt in Kairouan niedergelassen hatte, war seit unserer kolumbischen Reise nicht nur ein eifriger Abstinenz, sondern auch ein sehr tüchtiger Ameisenforscher und Arzt geworden und interessierte sich außerdem für soziale Fragen. Er wollte den IOGTN in Tunesien einführen. Auf unsern Ausflügen bei Kairouan zeigte er mir einige von ihm entdeckte Neuigkeiten von Ameisen.

Am Abend des 5. April 1909 gründete ich mit Herrn und Frau Dr. Santschi und verschiedenen Arabern und Europäern die erste tunesische Loge: «Veritas Nr. 1». Am 6. fuhren wir mit unserem neuen Ordensbruder Lycurg nach Drathammar (Ameisenausflug) und abends nach Tunis zurück, wo ich die zweite Loge: «Tunesia Nr. 2» vornehmlich mit Hilfe von Europäern gründete.

Es mag die Gründung von Guttemplerorden in islamitischen Ländern sonderbar, sogar unsinnig erscheinen. Doch war ich selbst über die Veränderung der Araber seit 1889 ganz verblüfft. Damals war das Alkoholtrinken eine Ausnahme gewesen, 1909 aber fast die Regel. Vielleicht ein Drittel der Araber hielt sich jetzt noch an den Koran; bei den übrigen fehlte es nicht an Vorwänden, um das Trinken zu begründen: Absinth sei nur Limonade und dergleichen mehr. In unsere Loge wurden auch trunksüchtige Arbeiter aufgenommen, und in meinen Vorträgen hatte ich reichlich Gelegenheit, auf den Koran zu verweisen und zu zeigen, daß wir durch unser Guttemplerwerk nur dessen Vorschriften erfüllen halfen.

Am 7. April fuhren wir in der Frühe mit dem Tram nach Karthago zu den alten römischen Zisternen, und abends schifften wir uns auf dem schönen



italienischen Dampfer «Solunto» bei ruhiger See nach Neapel ein. Dr. Silvestri zeigte uns die schmalen proletarischen Schmutzstraßen Neapels, in welchen die Leute öffentlich kochen, Wäsche aufhängen und einander lausen.

Roms großartige Stätten des Altertums zu erwähnen, wäre, wie auch für Pompeji, müßig. Im Fluge hatten wir nun Algier, Biskra, Kairouan, Tunis, Karthago, Palermo, Neapel, Pompeji und Rom bewundert und neben gewaltigen Naturkontrasten die Spuren von etwa zweitausendzweihundert Jahren Weltgeschichte betrachtet und mit unserer modernen Kultur vergleichen können.

In Florenz hielt ich zwei Abstinenzvorträge; ferner wurden wir von der Prinzessin Rohan eingeladen, und so kaufte ich dieser und meinen Zuhörern zu Ehren schnell für die jodbefleckte Hose eine neue. Wir wohnten bei Giovanni Rochat, der immer der gleiche schwärmerisch gläubige Calvinist geblieben war; aber beidseitige Aufrichtigkeit half bei uns stets zur Überwindung der Gegensätze. Außerdem war er in Italien ein Pionier der Abstinenz geworden und hatte ein kleines antialkoholisches Blatt, «Bene Sociale», gegründet. Am 18. fuhr ich nach Mailand, während meine Frau allein zu Emerys nach Bologna und dann nach Yvorne zurückreiste.

In Mailand wollte ich unbedingt den IOGTN einführen. Mit einem Sozialisten, Herrn Ottanino Lazzari, fing ich an, überall herumzulaufen und die Leute zu bearbeiten. In einer Kneipe nahe am Dom mietete ich für den 24. abends ein Zimmer und erklärte aufs bestimmteste jedem, an jenem Tag mein Werk vollenden und die Loge gründen zu wollen. Mit Hilfe von Herrn Lazzari, Dr. Amaldi und Fräulein Lucia Emery in Bologna waren das Ritual und meine Guttemplerbroschüre bereits ins Italienische übersetzt worden. Das übrige Logenmaterial war auch angelangt. Ich hielt drei Vorträge, einen für die Arbeiter, einen für die Studenten und einen für das große Publikum, besuchte viele Leute, unter andern eine wackere Abstinentin, Frau Camperio, die über die Gegnerschaft des «mäßigen» Dr. Francesco Ferrari bitter klagte. Zu unsern Mitgliedern traten siebenundzwanzig neue hinzu, darunter Dr. Francesco Ferrari, der in den sechs Tagen vom Saulus zum Paulus geworden war! Der Arbeiterführer Cassina wurde Hochtempler, und ich ernannte Bruder Ottarino Lazzari zum Logendeputierten. Glückwunschtelegramme und Briefe waren zahlreich gekommen, da ich die Stiftung im voraus gemeldet hatte. Es geht doch nichts über Zuversicht und festes Wagen! Die Loge wurde «Labor Nr. 1» getauft.

Die Sitzung der Deutschen Naturforschenden Gesellschaft fand vom 18. bis 25. September 1909 in Salzburg statt. Dort wurde ich von der Familie v. Hattingberg freundlichst eingeladen. Dr. Hans v. Hattingberg hatte das Richteramt verlassen und Medizin zu studieren begonnen. Mit seiner Hilfe und derjenigen von Dr. Oskar Vogt und anderer gründete ich in Salzburg die

Internationale Gesellschaft für medizinische Psychologie und Psychotherapie, die um so mehr Bedürfnis geworden war, als der Fakultätenzopf sich konsequent all unsern bezüglichen Forschungen gegenüber taub und verständnislos, sogar ignorant und abweisend verhielt. Zum Vorsitzenden ernannten wir Professor Dr. Raymond in Paris; Dr. L. Frank wurde Schriftführer, Professor Dr. Oskar Vogt und ich Vizevorsitzende. Wir beschlossen, unsere erste Sitzung 1910 in Brüssel abzuhalten. Daß die genannte Gesellschaft und ihre Bestrebungen notwendig waren, zeigte auch der von den Professoren Dubois und Monakow gegründete Neurologen-Verein, der als ganz überflüssiger Konkurrent neben unsern Schweizerischen Irrenärzte-Verein (der spätern Gesellschaft für Psychiatrie. Anmerkung des Herausgebers) trat. Über den von ihm mißverstandenen Hypnotismus schalt Dubois hochmütig, obwohl er selbst unbewußt seine Kranken durch eine sogenannte «Persuasion» suggerierte! Mittels der konfusen Begriffe jener Herren sollte eine fatale künstliche Trennung zwischen den tatsächlich identischen Wissenszweigen der Psychiatrie und der Neurologie geschaffen werden. Dagegen lehnte ich mich energisch auf und veranlaßte durch meine Ausführungen unsern Verein zur Abhaltung rein wissenschaftlicher Herbstsitzungen, außer den üblichen, in einer Irrenanstalt stattfindenden Frühjahrssitzungen. Die erste jener Herbstsitzungen fand am 20. November 1909 in Zürich statt.

Vom 3. bis 9. Dezember reiste ich nach Mailand, wo ich diesmal bei Dr. F. Ferrari wohnte, um Vorträge zu halten, die Trinkerrettung unsern Brüdern zu zeigen, eine zweite Loge, «Emanzipazione Nr. 2», zu gründen und dergleichen mehr. Die Trunksucht in Mailand war furchtbar und ihre Bekämpfung bisher kläglich. Wir beschlossen, Dr. Ferrari und Dr. Filipetti zum nächsten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus nach dem Haag zu senden, damit dieser veranlasse, daß der übernächste nach Mailand komme. Der «Bene Sociale» wurde zum offiziellen Organ für Italien erklärt.

Auch gegen einen hohen Abstinenzgegner sah ich mich genötigt, zu Felde zu ziehen. Durch die Blätter ging die Nachricht, daß bei Gelegenheit des Leipziger Universitätsjubiläums König Friedrich August von Sachsen die Trinkkommerse der Studenten in Schutz genommen und dabei erklärt habe, ein Student, der immer nur Himbeerlimonade trinke, sei überhaupt kein Student. Ich erlaubte mir, dagegen energisch folgendermaßen zu protestieren:

«Ich meine, der König von Sachsen hat dadurch sein Ansehen nicht gehoben. Es ist wenig erbaulich, wenn ein Monarch, der an der Spitze eines Landes steht, eine der dringendsten sozialen Reformen unserer Zeit lächerlich zu machen beliebt, während er eine ebenso rohe als verderbliche mittelalterliche Sitte des deutschen Studententums, nämlich den sogenannten Trinkkomment, verherrlicht.

Nach seiner Majestät darf man also, um ‚Student‘ zu sein, keine Himbeerlimonade, sondern muß man Bier oder Wein trinken. Ich war bisher allerdings so naiv, zu glauben, daß ein richtiger Student an der Tüchtigkeit seiner Leistungen im Lernen, Auffassen und Urteilen sowie an seinem selbständigen Denkvermögen und an seinem Charakter erkannt und gewertet zu werden verdiene, damit er auch später einen richtigen und brauchbaren, gebildeten Menschen abgebe, einen jener ‚obern Zehntausend‘, denen das Geschick und die Leitung des Volkes mit gutem Gewissen anvertraut werden kann. Man könnte leicht auf Grund besagter Äußerung des Königs glauben, daß nach seiner Meinung das Alkoholtrinken das Wesentlichste beim Studenten sei. Das hat der König sicher im Ernst nicht gemeint, aber so denken eben Tausende, die davon hören, und das hat böse Nachwirkungen.

Ein früherer Hochschullehrer hat wohl die Pflicht, seine Stimme zu erheben und gegen derartige Machtsprüche sowohl im Namen der Wissenschaft als im Namen der Moral und der Humanität zu protestieren.»

Im Januar 1910 kam der damals noch wenig bekannte neumodische Maler Kokoschka zu mir mit der Bitte, mich malen zu dürfen. Ich sagte unter der Bedingung zu, das Bild nicht kaufen zu müssen und während des Malens nach Belieben an meinem Tisch arbeiten zu dürfen. Diesem modernen Künstler, der mich besonders von hinten und von der Seite betrachtete, kam es nämlich nicht auf die Ähnlichkeit, sondern nur auf Ausdrucksstimmung an! In der Tat kam die Sache so heraus, daß nur ein Auge und die linke, kranke Hand sehr gut und ausdrucksvoll waren – nach dem Urteil Sachverständiger. Herr Kokoschka zeigte uns überdies seine sonstigen Phantasieprodukte, die mehr ins Gebiet der Psychiatrie als in das der Kunst gehörten, wie überhaupt meines Erachtens die Erzeugnisse vieler Kubisten, Impressionisten und Antiperspektivisten, Antigraphisten, Farbenfälscher und dergleichen mehr. Ich kaufte das Bild nicht, aber Herr Kokoschka hat seither großen Erfolg geerntet! *Mundus vult decipi, ergo decipiatur.*

Unser Ordensbruder Vandervelde hatte mich gebeten, für die Université nouvelle in Brüssel einen achttägigen Kurs über Vererbung und sexuelle Probleme abzuhalten. Ich verband die Sache mit einer großen Guttemplerpropagandatournee, bei der durch bezahlte Vorträge die kostspieligen Gründungsreisen zum großen Teil herausgeschlagen werden sollten. Am 17. Februar brach ich auf und hielt zunächst in Longuyon in Nordfrankreich und dann in Caudry Vorträge. Am ersten Orte versuchten Wirte Radau zu schlagen, mußten aber besiegt abziehen. Meinem Vortrag in Caudry folgte die Gründung einer guten Loge, die sich seither wacker hielt. In Brüssel logierte ich bei Vandervelde. Vom 20. bis 26. Februar 1910 sprach ich achtmal. Am 27. hielt ich auf



Knapps Gesuch in Bern einen (später bei E. Reinhardt in München gedruckten) Vortrag über «Kulturbestrebungen der Gegenwart», in welchem ich die meines Erachtens nötigen, verschiedenartigen, auf monistischer Grundlage beruhenden sozialen Reformen anführte. Es entstand darauf eine lebhafte Debatte, mit Widerspruch besonders von christlicher Seite.

Nach einem nur eintägigen «Besuch» in Yvorne trat ich eine Orientreise an. Am 2. März legte ich in Innsbruck die Grundlage zu einer «Nephalia»-Sektion (IOGTN). Am folgenden Tag sprach ich in Brünn (Mähren), wo eine Nephalia-Ortsgruppe in der Gründung begriffen war, vor etwa zweitausend Personen. Dann ging's nach Wien, wo ich am 4. und 5. drei Vorträge hielt. Bei Dr. Longo in Mödling gründete ich am 6. den Großausschuß (Großloge) der Nephalia mit zehn österreichischen Ortsgruppen. Bruder Dr. Longo wurde Großvorsteher. Auch aus Ungarn waren zahlreiche Besuche angelangt.

Vom 7. bis 14. März hielt ich täglich bezahlte Vorträge in Raab (Ungarn), Budapest, Großwardein, Marosvasarhely, Kolosvar, Budapest (zwei), Temesvar und Szegedin. Diese musterhaft von Bruder Dr. Stein vorbereiteten Vorträge erzielten einen durchschlagenden Erfolg und wurden außerordentlich zahlreich besucht. Neue Logen des IOGTN wurden in Raab gegründet und anderswo vorbereitet und die Gründung von Jugendbünden in Aussicht gestellt. Ein kommandierender General versprach mir, für die Armee die Abstinenzfrage im Auge zu behalten, was allerdings billiges Versprechen blieb. In Kolosvar wurden mir zum erstenmal Niederlassungen ansässig gewordener Zigeuner gezeigt. In Budapest erlosch einmal das elektrische Licht mitten in meinem Vortrag, was mich aber nicht hinderte, in dem von Menschen vollgepfropften großen Saal in voller Dunkelheit meinen Vortrag fortzusetzen, bis nach etwa zehn Minuten wieder Licht wurde. Diese lächerliche Kleinigkeit wurde in allen Zeitungen Mitteleuropas erwähnt, die sonst ernster und sozialer Arbeit ihre Spalten zu verschließen pflegten. Trauriges Zeichen der Entartung, ja der Fäulnis unserer Presse. Was und wer wird hier Heilung bringen? Überall wurde ich in Ungarn herzlich empfangen und konnte, mit reichlichen Mitteln versehen, meine Eroberungsreise nach dem Balkan fortsetzen.

In Belgrad hielt ich für das allgemeine Publikum (französisch) und für die Studenten, Ärzte und Arbeiter vom 15. bis 18. März je einen Vortrag und gründete zur Vorbereitung der Großloge IOGTN provisorisch mit drei Logen einen Distrikt mit hundertvierzig Erwachsenen und sechshundert jugendlichen Mitgliedern. In aller Stille, aber mit begeisterter Hingebung hatten unsere treuen Ordensbrüder Dr. Danitsch, Dr. Popowitsch, Staitsch, Beritsch, Levensohn und andere in Serbien ein solides Abstinenzwerk begonnen, Pfadfinder- und zwanzig Jugendbünde gegründet. Ein Sohn des Königs war in einem



meiner Vorträge anwesend. Der Vater des Werkes in Serbien, mein psychiatrischer Spezialkollege Dr. Danitsch, begleitete mich am 19. nach Sofia, wo er mir noch ungemein viel half. Traurige Ironie des Schicksals – siehe 1915!

In Sofia blieb ich vom 19. bis 25. März. Seit 1891 war Bulgarien äußerlich total verändert, das heißt modernisiert. In der in Frankfurt am Main erscheinenden Zeitschrift «Die Umschau» (vom 25. Juni bis 2. Juli 1910) habe ich meine Reiseeindrücke aus dem Orient beschrieben und darin das Bulgarien von 1891 mit dem von 1910 kurz verglichen, ebenso das, was ich von der Türkei und Griechenland nachher sah. In Sofia hielt ich sieben Vorträge und konnte am Schluß die Loge «Vitocha Nr. 1» in einem Schullokal gründen. Zu meinem ersten Vortrag waren, trotz den Folgen des Putsches von Rutschuck der vorigen Tage, fünfhundert Personen erschienen. Dort hatte ich von Ergebnissen, respektive Statistiken, über das Trinken bei Schulkindern in Wien usw. berichtet. Fünf Tage darauf hatte bereits ein bulgarischer Lehrer die Sache nachgeprüft und für die Schulen Sofias bestätigt gefunden! Andererseits kam auch hier wieder die Ränkesucht der Bulgaren und ihr gegenseitiges Mißtrauen zum Vorschein. Viele zogen sich zurück; keiner traute dem andern. Schließlich schlief später unsere Loge trotz aller Aufopferung der Frau Dr. Tschawoff und trotz der Hilfe einer schönen Gabe von fünfhundert Franken des Herrn Gescheff, die mir die Übersetzung unseres Rituals usw. ins Bulgarische gestattete, wieder ein. Mit dem frühern vortrefflichen Ministerpräsidenten Dr. Daneff machte ich persönliche Bekanntschaft; er zeigte für unser Werk Verständnis und trat sogar als Anhänger der Loge Vitocha bei. Am 26. März hielt ich noch in Philippopolis einen Vortrag, weihte fünf Personen, darunter Dr. Lambrecht, in den Orden ein und reiste am 27. nach Konstantinopel ab.

Vom 28. März bis 29. April blieb ich in der Türkei. Am Bahnhof von Konstantinopel wurde ich von meinem lieben Kollegen Dr. Boghossian, früher Assistenzarzt in Cery-Lausanne (Waadt), empfangen, der mir nun tüchtig half. Ich fuhr mit der Drahtseilbahn nach Pera, wo mich ein früherer Schüler, Dr. von Eichborn, in seiner schönen Wohnung freundlichst beherbergte. Ebenso half mir dort mein Landsmann Louis Rambert, der Vorsteher des türkischen Tabakmonopols und Bruder meines alten, seither an Herzschlag verstorbenen Freundes Eugène Rambert, durch verschiedene Empfehlungen. Ich durfte sogar einer Sitzung des ottomanischen Parlamentes im Regierungspalast zu Stambul beiwohnen.

Von den unzähligen Harems und schönen Moscheen, von dem Leben in Stambul und Pera überhaupt, will ich hier nicht sprechen; es hieße Eulen nach Athen tragen. Ich erwähne nur, daß man um Mitternacht die ganze Stadt

sicherer und ungefährdeter allein durchqueren konnte als Paris oder Berlin. Von Herrn Isidore Polako in Paris an den Großvezir Hakki Pascha empfohlen, sprach ich diesem vom Zwecke meiner Reise. Er aber sagte mir ganz harmlos, daß er recht gerne ein Glas Wein trinke! Echt jungtürkisch, an die Operette «Fatiniza» erinnernd! Bald genug wurde ich gründlich von meiner ursprünglichen Begeisterung für die Reform der Jungtürken ernüchtert. Dort war der Grundsatz, kurz gesagt: «Alles freundlich versprechen, aber niemals halten.» Ein ehrlicher Türke, ein Freund von Dr. von Eichborn, der mit einer Europäerin verheiratet war und mich zu sich einlud, äußerte sich sehr pessimistisch über die Zukunft der Türkei. Ein türkischer Kollege, ein Ophthalmolog, sagte mir aufrichtig: «Wenn wir zu euch nach Europa kommen, nehmen wir leider alle eure Laster, aber keine eurer Tugenden an!»

In der Türkei hielt ich im ganzen siebzehn Vorträge (fast alle über die Antialkoholbewegung) meist französisch, ab und zu verdolmetscht. Mit Mühe langten per Post die aus der Schweiz bestellten Guttemplersachen an. Logenbücher kaufte ich selbst in Pera und schrieb mit eigener Hand die Kopftitel dazu. Herr Dr. Boghossian machte mich mit der griechischen Kolonie bekannt, in deren «Syllogos» ich am 3. April die griechische Loge «Byzance Nr. 2» gründete.

Am 4. April reiste ich nach Ismid (Bithynien), wo vorher unser schweizerischer Ordensbruder Utzinger schon die Loge «Humanitas Nr. 1» gegründet hatte, suchte aber daneben auch Ameisen. Am 7. April reiste ich nach Saloniki, wo ich bereits briefliche Verbindungen hatte. Während meines Aufenthaltes hielt ich einen Vortrag im israelitischen Klub und gründete eine hebräischspanolische Loge «Voluntas Nr. 3». Dort wurde ich in alle Einzelheiten der jungtürkischen Revolution eingeweiht. Am Palast, wo der Exsultan Abdul Hamid gefangengehalten wurde, spazierte ich vorbei und erblickte sogar Frauen seines Harems im Garten. In der Nähe desselben entdeckte ich eine sehr interessante, große, auf Grund eines einzigen Exemplares aus Smyrna von mir selbst kurz vorher beschriebene Ameisenart sowie deren sehr tief-  
liegende unterirdische Nester.

Der Babelturm der Sprachen in der Türkei ist furchtbar. Jede Völkergruppe hat dort eigene Sitten, Sprachen, Konfession, Quartiere oder wenigstens Häuser, und ich mußte demnach besondere Logen gründen mit entsprechenden Übersetzungen. In Smyrna gründete ich die Loge «Persévérance Nr. 5», vor allem mit Hilfe des sehr tüchtigen Fräuleins Eleonore Tasartez sowie der Alliance française, des Cercle israélite und des Cercle italien. In der Umgebung fand ich sehr schöne Ameisenarten. Als ich einmal im türkischen Viertel der Stadt Smyrna selbst auf der Straße einem interessanten kleinen Ameisen-

gast (Lepismina Foreli Wasmann) nachforschte, wurde ich von Knaben mit Steinen beworfen und von Erwachsenen angerempelt, die mich für einen christlichen Zauberer hielten, so daß ich unter dem Geschimpf der Leute meinen Rückzug, immerhin nach reicher Ausbeute, antrat. Durch Schaden klug geworden, erklärte ich später auf bezügliche Fragen, es sei «für eine Medizin», da die «Wissenschaft» dort als Zauber gilt. In Smyrna selbst entdeckte ich einen frisch aus der Halbinsel Aiwali stammenden Holzhaufen, in welchem eine neue Ameisenform zum Vorschein kam.

Am 30. April reiste ich nach dem Piräus und besuchte Athen, wobei mir die Einfachheit des Stils moderner Häuser als sehr angenehmer Kontrast gegenüber unsern schwulstigen Neubauten in der Schweiz, in Deutschland und Italien auffiel. Ich suchte Ameisen in Kephyssia bei Athen. Die Osterfeier erschwerte meinen letzten und vierundfünfzigsten (seit Longuyon am 18. Februar) Vortrag, der erst am 4. Mai stattfand. Dennoch konnte ich darin wenigstens die Grundlage zu einer Loge «Hellas Nr. 1» mit Herrn und Frau Professor Dr. Vlavianos legen, die mir in allem tüchtig halfen. Am 5. Mai fuhr ich dann durch den Korynthuskanal nach Patras, wo ich in Erwartung des Dampfers Ameisen suchte, wie auch nachher noch auf der Insel Korfu.

Wieder in der Schweiz, begingen wir die Hochzeit meiner Tochter Martha mit Dr. Brauns. Nach der Ziviltrauung begaben wir uns zur eigentlichen Feier auf den Berg, wo wir im Wald, zwischen drei hohen eratischen Felsen aus einem Bergsturz einen schönen Platz ausersehen hatten. Dort im Wald hielt ich meine freidenkerische Hochzeitsrede. Das gemeinschaftliche Essen fand auf der Wiese statt. Nachher zog das Ehepaar Bergkleider an und trat unter Begleitung von Musik seine «Hochzeitsreise» auf die Berge an. Eine fromme, aber weitherzige Freundin meiner Tochter erklärte nachher, noch nie eine in ihrer Einfachheit so gemütererhebende Hochzeit mitgemacht zu haben.

## TRAGISCHE EREIGNISSE

Sohn Edouard erliegt einer Embolie · Lebensmüde! · Die tapfere Frau · Götze oder Gott · Agnostische Ethik · Religion sozialer Wohlfahrt · «Indirekte» Kinder · Psychoanalyse · Malthusianismus oder Eugenik · Der erschütternde Fall des Taubstummenlehrers Holler · Macht der Bierbrauer in der Dresdner Hygiene-Ausstellung · Sehnsucht nach den Tropen · Reisevorbereitungen · Diktat fällt schwer · Ameisenkriechen · Arteriosklerose · Sprachstörung · Halbseitige Lähmung · «Vom Gelehrten zum Gaga?»

Unser Sohn Edouard hatte in Zürich seine praktische medizinische Prüfung am 29. Juni 1910 gut bestanden, erkrankte aber am 5. Juli an Paratyphus. Der Fall wurde von meinem alten Studienkollegen Dr. Seitz, der ihn behan-

delte, als leicht beurteilt. Da es Edouard besser ging, wagte ich mich nach Antwerpen, wo wir am 30. Juli mit dem alten Orden eine wichtige Zusammenkunft haben sollten, um die Frage einer allfälligen Wiedervereinigung beider Orden zu beraten.

Plötzlich erhielt ich von meiner Frau ein Telegramm: «Edouard Embolie, sofort zurückreisen.» Ich war wie zerschmettert. Der deutsche Großsekretär des neutralen Ordens, Herr Paul Reiner, ein Freund Edouards, stand mir bei. Der nächste Zug fuhr erst nachmittags fünf Uhr ab. Mit meiner ganzen Kraft raffte ich mich auf und wohnte noch bis halb fünf Uhr der Sitzung bei, in welcher Herr Wavrinsky uns gerne entgegengekommen wäre, Herr Blume aber durch seine Schroffheit jeden Ausgleich vereitelte. In furchtbarer Aufregung eilte ich dann vor Ende der Sitzung zur Bahn und hatte eine schreckliche Nacht. Werde ich Edouard noch am Leben finden? Und dann? Es war wie Feuer in meinem Kopf, wo die schlimmsten Gedanken schwirrten und mit Hoffnungsstrahlen abwechselten. Endlich kam ich morgens in Zürich an. Mein zweiter Sohn Oskar erwartete mich. «Schon gestorben» lautete der Bericht. Ich war wie zu Boden geschlagen, taumelte und schrie förmlich vor Schmerz, ohne mich fassen zu können. Im Zug hatte ich noch Hoffnung gehabt. Jetzt aber war alles aus. «Wäre ich nur selbst an seiner Stelle gestorben!» das war mein einziger Gedanke. Und seine arme Mutter! Und seine Braut! Meine ganze Hoffnung – alles zunichte. Düster fuhr ich zum Theodosianum und fand dort meine Frau wahrhaft heldenmütig ruhig, alle aufrichtend, die Braut am Boden niedergekauert und sprachlos in ihrem Leid, die bereits sezierte Leiche Edouards im Sarg...

Es war der 31. Juli. Ich suchte Dr. Seitz auf, der mir erzählte, Edouard habe sich am 29. noch viel besser gefühlt, scheinbar sei er sogar schon Rekonvaleszent gewesen. Plötzlich habe er nachts starke Atemnot bekommen, selbst mit großer Besonnenheit die Diagnose auf Embolie der Lunge gestellt, der Pflegerin geläutet und nach dem Sauerstoffapparat verlangt; als dieser sofort bereit war, habe er die gute Ordnung des Spitals warm gelobt. Er schien sich seines nahen Endes voll bewußt gewesen zu sein, denn seine letzten Worte seien gewesen: «Oh, meine Lieben, meine Lieben!» Die Sektion zeigte eine große Thrombose der Pfortader, Embolie der Lungenarterie und sehr wenige Darmgeschwüre. Auf seinen frühern eigenen Wunsch wurde seine Leiche in Zürich verbrannt. Die Urne mit der Asche nahmen wir selbst mit nach Yvorne.

Hier muß ich etwas verweilen. Ich wurde feige; mein bisher allen Schwierigkeiten und Enttäuschungen Trotz bietender Optimismus lag am Boden. Das Leben bekam ich satt. Edouard war meine größte Hoffnung gewesen, und auf ihn und seinen festen Charakter hatte ich die ganze Zukunft der Meinigen



aufgebaut. Ja mehr, ich schätzte die Redlichkeit und Willensstärke, die er überall bewiesen hatte, derart, daß ich ihm viel mehr zutraute als mir selbst! Als junger Schüler in Haubinda hatte er zum Beispiel auch mit seiner Energie den ersten Abstinenten-Schülerverein in Deutschland zustandegebracht, aber seine Person war dabei ganz zurückgestellt. Nun war er als Verlobter gleich nach dem medizinischen Staatsexamen einem tückischen Typhus erlegen, und alles wurde zunichte. Das geschah einen Monat, nachdem mein Schwiegersohn, und fünf Monate, nachdem mein zweiter Sohn Oskar dem Tode nahe gekommen waren. Es war zuviel, und ich wäre ganz in meinen alten Jugendpessimismus zurückgefallen, wenn meine standhafte, edle Frau mich nicht aufgerichtet und mich an meine Lebenspflichten gemahnt hätte. Durch ihren Mut wurde ich, wurden wir alle förmlich beschämt. Also weiter arbeiten und auch die Braut mit ihren vernichteten Hoffnungen trösten. Dies tat ich auch mit allen Kräften.

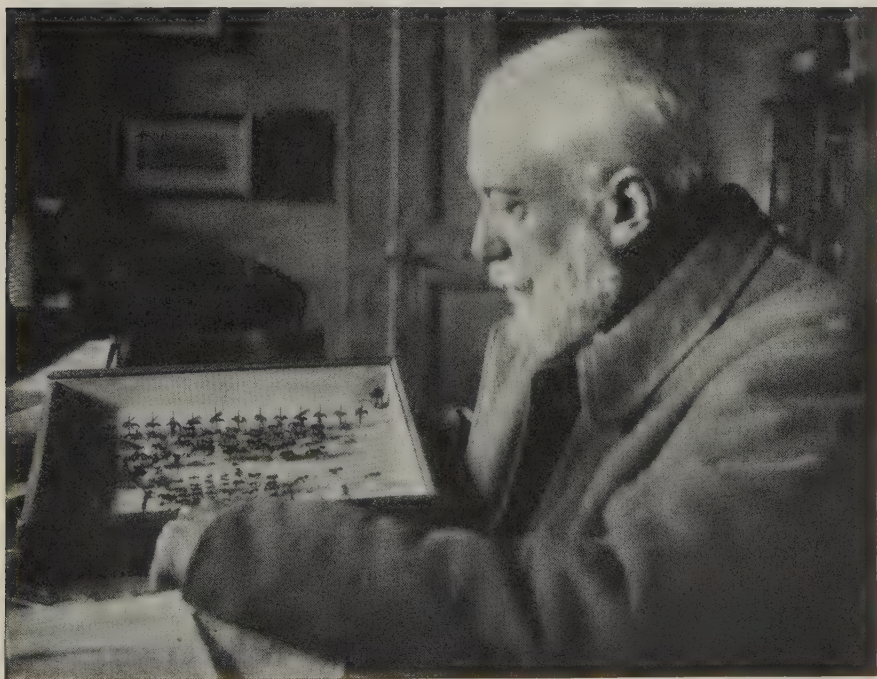
So reiste ich nach Brüssel zur Versammlung des von mir gegründeten Vereins für Psychotherapie und medizinische Psychologie. Dr. Oskar Vogt hatte dessen Sitzung sehr gut vorbereitet und führte den Vorsitz infolge des Todes von Raymond und der Abwesenheit Franks. Recht lebhafte und interessante Diskussionen kamen vor. Professor Bernheim in Paris wurde an Stelle Raymonds zum Vorsitzenden ernannt. Über die Psychologie und Psychotherapie (oder besser das Fehlen beider) an der Hochschule mußte ich einen Vortrag halten und bedauerte überdies die Verwirrung der heutigen Terminologie auf diesen Gebieten. Es wurde beschlossen, die folgende Sitzung in München abzuhalten. Am 12. August reiste ich dann nach Grenoble zur Sitzung der franko-belgischen Großloge. Auf den Großsekretär Hayem eifersüchtig, hatte Dr. Legrain durch allerlei Intrigen unserer Sache viel geschadet und mußte aus dem neutralen Orden ausgeschlossen werden, wodurch ich noch viele Widerwärtigkeiten erleiden mußte.

Aber an Arbeit wie an Besuchen von Freunden und andern kleinern Erlebnissen zu Hause nahm ich nur wie in halbem Dämmerzustand teil.

Vom 11. Oktober bis 28. November machte ich eine große, von dem deutschen Monisten Herrn Dieterich organisierte Vortagsreise für den IOEK (Internationaler Orden für Ethik und Kultur). Ich hielt an die fünfund-dreißig Vorträge in Freiburg, Elberfeld, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Kassel, Frankfurt am Main, Mannheim, Hamburg, Bremen, Berlin, Leipzig, Posen, Nürnberg, München, Pilsen, Prag, Wien, Graz und so weiter über Eugenik, Vererbung und Erziehung, Instinkt und Intelligenz, Moral bei Tieren und Menschen, wie wird der Geist der Kinder zweckmäßig aufgebaut, Mensch und Ameise, Vererbung und Fortschritt im Ehe- und Sexualleben, Eheideal,



«LA FOURMILIÈRE» IN YVORNE



AUGUSTE FOREL IN CHIGNY BEI MORGES



die sozialhygienischen Forderungen des zwanzigsten Jahrhunderts, und dergleichen mehr. Nach jedem Vortrag bat ich die Interessenten des IOEK, mir näherzutreten, und versuchte überall, oft sofort nachher oder am andern Tag, ein Heim des Ordens ritualgemäß zu gründen, was mir vielfach auch gelang. Das Schicksal jener Heime war nicht selten das des Strohfeuers. Doch manche blieben am Leben und entwickelten sich gut.

Schwierig, sehr schwierig war es, das Verständnis der Leute für die soziale Arbeit, die den Ordensheimen oblag, zu wecken. Die Aufgaben waren zu zahlreich, und es fehlte hier einfach der Kriegsschrei der Abstinenz gegen den Alkohol. Das gewöhnliche Menschenkind will nur einen Götzen oder Gott. Die Religion der sozialen Wohlfahrt mit ihren Anforderungen ist ihm bereits zu kompliziert. Dem Monisten und Freidenker fehlt ein Heim, eine Kirche für die Weihe seines Gemütes. Daß hier eine Lücke klappt, habe ich öfters erfahren, wenn ich von Freidenkern gebeten wurde, ihnen an Stelle einer Predigt eine kleine Ansprache bei Hochzeiten oder bei Begräbnissen zu halten. Aber für weitere Kreise diese Lücke auszufüllen, ist nicht leicht, denn den «Intellektuellen» fehlt guter Wille und Zeit, dem «Einfachen» Verständnis und Können; das mußten Knapp und ich mehr und mehr einsehen. Nur eine auserlesene Elite beider kann ausdauern und standhalten und mit der Zeit die neue agnostische Ethik, die Religion der sozialen Wohlfahrt, aufbauen und fest begründen. In Österreich scheiterten alle Versuche des Ordens an der Feindseligkeit der Behörde, die bis zur Verfolgung zu gehen drohte.

In meiner Praxis fuhr ich in Yvorne wie in Chigny fort, viele Kranke mit Hypnotismus, meist mit recht gutem Erfolg, zu behandeln. Auf dem Gebiet der Nervenheilkunde kann man auch von einer negativen «medico-sapientia» sprechen, die immerfort mit Elektrizität, Abführmitteln, Narkotika, Salben und sonstigen innern Medizinen und modernen Spezialitäten alle möglichen funktionellen Nervenleiden zu bemißhandeln pflegt, die einigen hypnotischen oder rationellen Wachsuggestionen meistens leicht weichen. Mein Buch über die sexuelle Frage hatte viele sexuell Abnorme zu mir gebracht, darunter auch Impotente. Manche der letzteren wurden geheilt und bekamen Kinder, die ich aus Spaß meine «indirekten Kinder» nannte.

Seit längerer Zeit hatte ich auch angefangen, die neuen Ansichten von Breuer und Freud über Psychoanalyse zu studieren. So sehr ich mit Frank und andern das Wahre an der kathartischen Methode Breuers anerkannte, so scharf mußte ich die Übertreibungen Freuds über Säuglingssexualität, Traumdeutung und so weiter abweisen.

Ende Juli 1910 hielt ich im neomalthusianischen Kongreß zu München einen später gedruckten Vortrag: «Malthusianismus oder Eugenik?», in wel-



chem ich energisch die menschliche Zuchtwahl respektive Galtons Eugenik gegen den wahllos und rein quantitativen Neomalthusianismus ins Feld führte und fand, nebst logisch äußerst schwacher Opposition, bei vielen Kongreßmitgliedern Zustimmung. Die Zahl der öffentlichen Vorträge, die ich mit Einschluß meiner Orientreise und meiner Dieterichtournee hielt, betrug im Jahre 1910 die gewiß respektable Zahl von 96.

Bereits im Juli 1910 war ich von Rechtsanwalt Dr. Heger in Heidelberg ersucht worden, auf Grund von Akten, ein Gutachten über den Taubstummenlehrer Franz Holler aus Königshofen abzugeben, der wegen zahlreicher Sittlichkeitsvergehen angeklagt war. Ich hatte nicht nach Heidelberg reisen können, aber nach den vorhandenen Belegen auf Dementia senilis und Unzurechnungsfähigkeit mit großer Wahrscheinlichkeit geschlossen, im übrigen auf Kollega Professor Nißl hingewiesen. Nun wurde ich dringend gebeten, vom 1. bis 5. Februar 1911 den Verhandlungen als Experte beizuwohnen, da Nißl den Kranken für zurechnungsfähig erklärt hatte. In Heidelberg angekommen, traf ich einen nervösen Verteidiger und einen voreingenommenen, reizbaren Gerichtspräsidenten. Nißl, ein unbeholfener Fachgelehrter und reiner Theoretiker, hatte sich eine nach meiner Ansicht unhaltbare Simulationsgeschichte zurechtgeschmiedet. Den Holler hatte ich selbst bei Anlaß einer Reise vorher im Gefängnis untersucht. Er hatte eine Zeitlang eine funktionelle Sprachhemmung gehabt, aus der Nißl seine «Simulation» aufgebaut hatte. Holler zeigte starkes Zittern, besonders rechts, eine rechtsseitige Hemiparese, fast völlige Apathie, starke Gedächtnisschwäche und blöden Ausdruck. Der Oberaufseher, den ich genau befragte, bestätigte mir die Beständigkeit des Benehmens des Kranken bei Tag wie bei Nacht, ferner sein aufrichtiges und harmloses Wesen. Von einer Simulation war keine Rede. Der Mann litt an Altersblödsinn auf Grund von Arteriosklerose. Die Massenhaftigkeit und Blödigkeit seiner sexuellen Attentate auf taubstumme Mädchen sprach schon an und für sich dafür, trotzdem er allerdings schon früher infolge eines starken Sexualtriebes sich an Frauen vergriffen hatte.

Die Gerichtsverhandlungen wurden mit trauriger Voreingenommenheit, und dies trotz der Anwesenheit meines frühern Zürcher Kollegen von Lilienthal als Richter, geführt. Dies habe ich letzterem nie verziehen, denn er ist ein offener und intelligenter Geist. Trotz dem vorzüglichen Gutachten eines Taubstummenexperten, der die große Unzuverlässigkeit der Angaben der Taubstummen trefflich bewiesen hatte, trotz meinem ganz unzweideutigen Gutachten, trotz den unhaltbaren, in sich selbst zerfallenden Angaben Nißls wollte Themis ein Opfer und verurteilte den alten, senil blödsinnigen Mann, der sich durch eine langjährige und aufreibende Tätigkeit und wichtige Ent-

deckungen auf dem Gebiet der Taubstummenlehre abgearbeitet hatte, meines Wissens zu neun Jahren Zuchthaus. Er hörte selbst der ganzen Sache apathisch und gleichgültig zu, während seine arme Frau und seine Kinder den Kelch der Schande und des Elends bis auf die Neige austrinken mußten. Selten hat mich in meinem Leben ein Gerichtsfall so tief angewidert, ebensosehr durch seine Ungerechtigkeit wie durch die Heuchelei und die Feigheit der Richter den sexuellen Vorurteilen der Masse gegenüber.

Im Maison du Peuple zu Lausanne hielt der bekannte portugiesische Revolutionär und Gelehrte Senator Dr. Magalhaes Lima 1911 einen glänzenden Vortrag, worin er die neuen freiheitlichen und freidenkerischen ethischen Reformbestrebungen Portugals in feuriger Sprache beleuchtete. Lima war Freimaurer. Traurig, ja beschämend für uns in der Schweiz war dabei, die Angst unserer sogenannten Radikaldemokraten zu beobachten, die sich nicht zum Vortrag ihres Bruders wagten, weil er im Lokal der Sozialisten stattfand! Ja, ja, Mammon hat bei uns durch Strebertum den frühern Freisinn derart korrumpiert, daß er zum Verteidiger der Macht und des Altars wurde, mit der Staatsreligion liebäugelt und den Sozialismus wie die Hölle fürchtet! Wie erhebend erschien uns dagegen der portugiesische Senator mit seiner offenen Aussprache über den Sozialismus, das Freidenkertum, die Trennung von Kirche und Staat! Es war eine wohltuende Luftreinigung. In der Diskussion unterstützte ich ihn lebhaft, und wir gingen als Freunde auseinander.

Am 5. August wurde ich nach Dresden berufen, wo die Bierbrauer in der Hygiene-Ausstellung ihre Macht schändlich mißbraucht und die Behörden nur Schwäche gezeigt hatten. Die neutralen Guttempler hatten eine große Protestversammlung veranstaltet, in welcher Kollega Dr. Holitscher, Pfarrer Dr. Burk und ich sprachen. Ein Brauereiaktionär suchte sich in fast tragikomischer Art zu verteidigen. Auch hier war unser Sieg vollständig.

Am 7. September reiste ich mit Dr. Ferrari aus Mailand zum Antialkoholkongreß nach dem Haag, wo ich bis zum 17. blieb. Der Kongreß wurde von seiner Exzellenz Staatsminister Talma vortrefflich präsiert. Ich trug über Alkohol und Keimverderbnis vor. Zum zweitenmal hatte ich hier Gelegenheit, die Volkstümlichkeit unserer Kongresse vor den Mäßigen und der staatlichen Bürokratie zu retten, indem ich rücksichtslos die Umtriebe der Alkoholinteressenten enthüllte und brandmarkte. Im Kongreß zeigte sich Herr Riémain, der Vertreter der französischen Mäßigen, als uns Abstinenten sehr nahestehend. Unsere Brüder Stein aus Budapest und Hayem aus Paris hielten Vorträge. Mit dem englischen Freidenker Dr. Saleeby machte ich persönliche Bekanntschaft, ebenso mit dem amerikanischen Richter Jefferson Pollard.

Daneben hielten wir mit Hilfe des unermüdlichen Professors Dr. van Rees aus Hilversum Sitzungen des IOGTN ab. Der Gründer der ersten holländischen Loge, Herr Boissevain, hatte diese (in Hilversum) bald einschlafen lassen. Mit Hilfe von Professor van Rees und andern gelang es mir nach Vorträgen, sie im Haag wieder ins Leben zu rufen. Seither ist in Holland Loge auf Loge entstanden, so daß heute (März 1916) bereits fünfundfünfzig neutrale Logen mit über eintausendfünfhundert Mitgliedern bestehen. Unser neutraler Orden hat den alten Orden in Holland, vor allem dank der Arbeit van Rees', bereits an Kraft und Zahl übertroffen.

Die Sehnsucht nach den Tropen hatte mich nie verlassen. Vor meinem Tode wollte ich sie nochmals, aber in einer andern Gegend als früher, besuchen. Mein Neffe Nicollier (Schwiegersohn Bugnions), der in Ceylon Teepflanzer war, hatte mich dorthin eingeladen, und außerdem gab mir Alfred Ilg, der frühere Minister des Königs Menelik, der definitiv aus Abessinien zurückgekehrt war und sich in Zürich niedergelassen hatte, gute Empfehlungen für die Freunde in Obok und Harar. Mein Plan war, im August 1912 durch das Rote Meer, nach Obok und Harar mit der Bahn, dann nach Madagaskar, von dort nach Ceylon und später nach Sumatra, Java, Celebes, Amboina, vielleicht nach Japan und zurück über Singapore zu reisen. Überall wollte ich Ameisenstudien machen. Ich traf Vorbereitungen, studierte alle Schiffahrtslinien und bestellte mir feste, termitensichere Koffer und Tropenkleider und so weiter. Etwa ein Jahr hatte ich für die ganze Reise berechnet und wollte zum Anti-alkoholkongreß in Mailand im September 1913 zurück sein. Es war dieser Plan für einen dreiundsechzig- bis vierundsechzigjährigen Familienvater etwas leichtsinnig, aber man lebt nur einmal, wenigstens nach meiner Überzeugung. Mein Testament war verfaßt, und alle Vorkehrungen für meinen Todesfall wurden im voraus getroffen. Nach den Tropen Afrikas, Madagaskars und Ostasiens richtete sich nun meine letzte Sehnsucht.

Schon 1911 hatte ich begonnen, alte Ameisenkasten voll neotropischer (süd- und zentralamerikanischer) Ameisen mitsamt den Resten meiner Ausbeute aus Kolumbien aus dem Jahre 1896 zu ordnen und auszuarbeiten. Dies ermüdete mich sehr, denn jene Fauna ist ungemein kompliziert, und das Licht meines Arbeitszimmers war im Winter schlecht. In sechs einander folgenden Teilen wurde dann die Arbeit in den «Mémoires de la Société entomologique de Belgique» veröffentlicht.

Vor meiner beabsichtigten Tropenreise wollte ich noch an der Versammlung des Internationalen Vereins für medizinische Psychologie und Psychotherapie teilnehmen, die diesmal in Zürich stattfand. Nachdem ich noch eine Konsultationsreise zu einer Großherzogin nach Deutschland hatte machen

müssen, traf ich Vorbereitungen für die Zürcher Versammlung. Ich hatte mich schon um tüchtige Referenten, wie zum Beispiel den jungen Ameisenbiologen Dr. med. Rudolf Brun in Zürich, umgesehen und sollte selbst über «Methoden und Sinn der vergleichenden Psychologie» reden. Am 17. Mai 1912 machte ich mich an die Arbeit, war aber äußerst müde, als ich sie meiner Sekretärin, Fräulein Schenkel, zu diktieren begann. Ich fühlte mich nicht recht wohl und empfand Prickeln und Einschlafen im rechten Arm. Als ich das Diktat begann, fand ich meine Ausdrücke nicht recht, was für die verwickelte Frage, um die es sich handelte, besonders fatal war. Infolge der mangelhaften Ekphorie der Ausdrücke konnte ich meinen Gedankengang unmöglich klar formulieren. Ich wurde halb verzweifelt, suchte selbst im Wörterbuch nach mir sonst geläufigen Ausdrücken, und unterdessen vergaß ich das, was ich sagen wollte. Das Diktat fiel natürlich danach aus. Einige Worte ließ ich sogar weg. Der jetzt gedruckte Aufsatz läßt nicht mehr viel davon merken, da ich ihn später ganz und gar umgearbeitet habe. Nun wurde mir selbst mein Zustand bedenklich. Das Ameisenkriechen im rechten Arm hörte nicht auf. Auch meiner Umgebung fiel meine Sprache durch das Suchen nach gewissen Wörtern auf. Ich schlief jedoch gut. Am 18. war der Zustand noch ziemlich gleich und die Sprache auch. Es war keine Dysarthrie (Stammeln), aber auch keine eigentliche Aphasie, da ich schließlich doch mit Mühe und Not die Worte selbst finden konnte. Nun wurde ich, besonders in Anbetracht meiner für den August geplanten Reise, beunruhigt und ließ meinen Freund, Professor Mahaim, bitten, zu mir zu kommen, was am 20. Mai geschah.

Da ich schon seit vielen Jahren im eigenen Körper deutliche Zeichen von Arteriosklerose auf Grund einer von meiner Mutter geerbten Anlage, trotz sicherem Ausschluß von Syphilis und Alkoholismus, bemerkt hatte, war ich nämlich stutzig geworden und dachte nun gleich selbst an einen kleinen Schlaganfall. Ich teilte jene Ansicht sofort Mahaim mit. Nach gründlicher Untersuchung glaubte mein Kollege und Freund jedoch, trotz dem leichten Eingeschlafensein des rechten Armes, diese Ansicht ausschließen zu können, und führte die Sache auf Übermüdung zurück, die auch zweifellos vorhanden war. Er verordnete mir geistige Ruhe und körperliche Tätigkeit, vor allem Radfahren, was ich auch nebst Gartenarbeit begann.

Am 25. Mai fuhr ich, obwohl ich noch keine wesentliche Änderung meines Befindens verspürte, einem Versprechen gemäß nach Thonon (Savoyen) zur Sitzung der franko-belgischen Großloge IOGTN. Die Hinfahrt ging ziemlich gut. Bei der Sitzung wollte ich zu den Mitgliedern sprechen. Aber hier wiederholte sich noch deutlicher meine Sprachstörung. Ich suchte nach meinen Ausdrücken, wurde unklar und unsicher im Reden und dadurch erregt und ver-



stimmt. Ich bemerkte gut, daß ich bei den Zuhörern die gewohnte Wirkung nicht erreichen konnte, die doch so nötig gewesen wäre. Ich spürte, es müsse etwas in meinem Kopf passiert sein; denn ich fühlte mich recht müde und sogar etwas benommen.

Am andern Morgen, nach gutem Schlaf, stand ich auf und ging halb angezogen zum Abort. Kaum war ich dort fertig, als mir schwindlig wurde und ich umfiel. Ich wurde jedoch nicht bewußtlos, sondern nur dämmerig. Die Aborttüre war geschlossen. Ich machte schon im Fallen verzweifelte Anstrengungen, um mich aufzurichten und die Türe aufzumachen. Nach mehreren Versuchen gelang mir dies auch zur Not. Ich konnte dann schließlich, mich stützend und schwankend, den Ort verlassen. Aber ich merkte bald, daß ich auf der rechten Seite gelähmt war. Nun war ich meiner Diagnose sicher. Ich konnte jedoch noch gehen, mich fertig anziehen und sogar gleich frühstücken. Meine dabei anwesende Sekretärin sagte mir später, daß ich damals abwesend ausgesehen und Butter auf Zucker statt auf mein Brot gestrichen hätte. Trotz Befragen sagte ich niemandem etwas und schüttelte nur den Kopf, legte mich aber nachher auf den Rat meiner Frau wieder ins Bett.

Nach dem kurzen halben Dämmern während des Frühstücks war ich wieder ganz zu mir gekommen und stellte bereits vor dem vorgehaltenen Spiegel eine Hemiplegie (Halblähmung) des rechten Armes, des Gesichtsnervs und in geringer Weise des Beines fest. Ich konnte noch stehen. Meine sehr geängstigte Frau ließ sich nichts anmerken, telegraphierte aber an Kollege Frank in Zürich. Ich sprach schon wieder, jedoch fast unverständlich. Nach alter Gewohnheit wollte ich schnell sprechen, aber ein Gemisch von partieller Aphasie (die Worte konnte ich zuerst nicht finden, schließlich jedoch meistens) und von Dysarthrie (Stammeln) machte den andern meine Sprache sehr schwer verständlich. Die zu erwartenden Folgen der Sache wirbelten mir durch den Kopf. Daß ich nun meine Tropenreise aufgeben müsse, war mir bereits klar; aber näher lagen mir Geld- und Familiensorgen (Aufgebenmüssen meiner Praxis usw.) sowie viele unternommene Sachen, die nun liegen bleiben mußten, darunter die in Angriff genommene Volksausgabe meiner «Sexuellen Frage». Ich lallte ängstlich diese Sorgen meiner Frau vor. Dennoch, ohne Rücksicht auf meinen Zustand und die Einsprache meiner Frau, diktierte ich vor- und nachmittags kleine Korrespondenzen (unter anderem über die Großlogensitzung in Thonon) meiner Sekretärin, die besonders nachmittags viel Mühe hatte, mich zu verstehen.

Beim Essen war ich sehr ungeschickt. Schmerzen irgendwelcher Art am Kopf oder sonst kamen an jenem 27. Mai absolut nicht vor. Kopfschmerzen habe ich seit 1886 nie mehr gehabt, nur das Gefühl des Eingeschlafenseins

des rechten Armes. Abends acht Uhr kam bereits Kollega Dr. Frank. Ich schlief gut. Am Morgen des 28. kamen Mahaim und Frank zu mir. Diesmal mußte man den Schlaganfall zugeben, der jedoch für leicht und völlige Restitution versprechend angesehen wurde. Heiße Fußbäder und Eis auf den Kopf wurden angeordnet, und die geistige Arbeit sowie das Diktieren wurde mir unbarmherzig, aber sehr berechtigterweise verboten.

Nun blieb mir nichts anderes übrig, als mich philosophisch meinem Schicksal zu ergeben. Dennoch – Gedanken sind zollfrei –, trotz meinen besten Absichten, meinen Kollegen zu gehorchen, arbeitete mein Kopf in einem fort, und ich überlegte kreuz und quer die ernsten Folgen der Sachlage. Ich befürchtete Verschlimmerung oder Rückfälle und dann völligen Verfall meines Geistes; daher sei keine Zeit zu verlieren. Deshalb quälte ich meine arme Frau, entgegen den ärztlichen Anordnungen, mit allerlei Vorschriften und Notizen über meinen Nachlaß und andere bereits zum Teil erwähnte Dinge, die mir Sorgen machten.

In den folgenden Tagen änderte sich die Sache sehr wenig. Am 31. Mai 1912 kam Mahaim wieder und fand mich besser. Um mich in meiner Muße abzulenken, unterhielt ich mich mit Versuchen der Abfassung eines die Verse M. Reymonds (Das Laienbrevier des Häckelismus) nachahmenden Gedichtes über meinen eigenen vorausgesehenen geistigen Verfall: «Vom Gelehrten zum Gaga» (französischer Volksausdruck für senile Demenz). Bezeichnend war dabei meine völlige Unfähigkeit, das richtige Versmaß einzuhalten.

Nun war es aus mit meiner Tropenreise, vielleicht auch mit meinem geistigen Leben – so dachte ich. Allen Personen, die mir hatten helfen wollen, ließ ich, mit Hinweis auf meine Krankheit, dankend absagen und bereitete mich philosophisch für ein krüppelhaftes Lebensende vor.

Damit beginnt nun der letzte Abschnitt des vorliegenden Rückblickes auf mein Leben. Er dürfte vielleicht am besten als postapoplektischer Endabschnitt bezeichnet werden.

## NACH DEM SCHLAGANFALLE

Plan, Memoiren zu schreiben · Tagebuch der Frau · Erlernen des Schreibens mit der linken Hand · Tod F. A. Forels · Selbstverfaßte Leichenrede · Balkankrieg 1912/13 · Balkanstaaten und Möglichkeiten ihres Bundes · Größte Ameisensammlung der Erde · Schnapsmonopol · Vereinigte Staaten Europas · Kriegsgerüchte · Alkoholverbot des Zaren Alexander · Die Torfameise · «Les problèmes de demain» · Offener Brief an Haeckel · Einseitig gefärbte Drucksachen · Korrespondenz mit Guttemplern · Friedensreise nach dem Haag 1915 · Geistiges Testament · Eugenik · Sterilisierung · Vereinigte Staaten der Erde · Verzweifelter Elend Europas · Friedensarmee.

Täte ich nicht besser, das folgende Kapitel vom letzten Lebensabschnitt eines Krüppels fortzulassen und mit dem Kapitel XXI zu schließen? Ich weiß es nicht. Doch der Weltkrieg 1914 bis 1919 drängt mich dazu, noch weiter fortzufahren.

Am 6. Juni 1912 kam mein über neunundachtzig Jahre alter Vater sehr besorgt zu mir, versprach mir pekuniäre Hilfe und war überhaupt äußerst lieb. Am 8. wagte ich mich in den Garten, am 11. gab ich sogar einer Trinkerin eine Konsultation, und am 16. speiste ich wieder am gemeinsamen Mittagstisch. Die rechte Hand war besser, doch noch so schwach, daß ich unbeholfen und unreinlich aß, sehr unsicher schrieb und die linke Hand langsam zu vielen Handgriffen einüben mußte. Doch schrieb ich noch eigenhändig mein Testament mit der rechten Hand.

Mit Hilfe eines Pensionärs grub ich im Garten viele schädliche Ameisenester von *Tetramorium caespitum* aus. Allmählich schickte ich die bei mir anfragenden Kranken an andere Kollegen.

Am 3. Juli kam mein alter Freund Professor Otto Stoll zu Besuch. Ich hatte bereits selbst den Plan gefaßt, Memoiren zu schreiben. Stoll äußerte den gleichen Gedanken mir gegenüber, als wir zur Rhone spazierten, was mich in meinem Vorhaben bestärkte. Ich fing dann, im Herbst 1912, mit Hilfe des Tagebuches meiner lieben Frau damit an. Unterbrechungen ließen mich erst 1916 die Sache vorläufig beendigen.

Am 9. und 10. Juli ging ich, um meine Fähigkeiten zu probieren, in Begleitung meiner Frau nach Sitten (Wallis) und Umgebung zum Ameisensuchen, wobei ich nichts Neues fand, aber eine bekannte Art zuerst mißdeutete. Nachher übte ich mich wieder im Radfahren in der Umgebung Yvornes und Aigles, fühlte mich aber auffallend unsicher und daher ängstlich auf dem Rad, was früher, von den ersten Anfängen abgesehen, gar nicht der Fall gewesen war und auf einer eigentümlichen, auch beim Gehen vorhandenen Störung des Gleichgewichtes beruhte. Auch vorübergehende Sehstörungen (Blendungen mit Lichtkreisen bald auf der einen, bald auf der andern Seite) belästigten mich. Die Anwandlung von Aphasie war verschwunden, meine Sprachstörung setzte sich also als reine Dysarthrie dauernd fest. Paretisch (halbgelähmt) blieben noch der rechte Arm stark, die rechte Gesichtshälfte schwach, das Bein aber gar nicht mehr. Am rechten Arm blieben auch Störungen der Empfindungen (Ameisenkriechen, Eingeschlafensein). Ich vergaß ferner vorübergehend viele Worte und Buchstaben (Störung der Ekphorie). Doch konnte ich das am 17. Mai mißglückte Diktat meiner Arbeit für unsern Verein für medizinische Psychologie usw. wieder leidlich korrigieren. Mit Hilfe meiner Tochter Inez fing ich an, wieder Ameisen zu bearbeiten. Meine Sekretärin, Fräulein Schen-

kel, mußte mir stark, besonders mit Ameisenkleben und -ordnen, helfen, da ich in der ersten Zeit durch Ungeschicklichkeit vieles zerstörte und darüber beinahe verzweifelte. Auch da half allmählich die Übung, wenigstens für vieles.

Mit meinem Schwiegersohn Artur Brauns und meinem Ordensbruder Dr. Stein, die nach Yvorne gekommen waren, fuhr ich am 6. September nach Zürich zur Sitzung des Internationalen Vereins für medizinische Psychologie und Psychotherapie. Dr. Frank hatte alles recht gut organisiert. Ich wurde gezwungen, das Präsidium formell zu übernehmen. Mit Mühe und Not gelang es mir jedoch, meinen Kollegen Professor Bleuler vom Burghölzli zu bestimmen, das tatsächliche Präsidium der Sitzung und später des Vereins selbst zu übernehmen. Die Freudianer brachten mit der üblichen Eitelkeit und Selbstüberschätzung vielen abgeschmackten Unsinn, erfuhren aber auch scharfe Zurückweisungen.

Ich bekam eine furchtbare Nesselsucht am ganzen Körper, die mich zur Verzweiflung brachte, so daß ich alles andere an meinem Zustand übersah. Ohne in einem bestimmten Augenblick eine unzweideutige Änderung gefühlt zu haben, merkte ich dann, daß die Lähmung meines rechten Armes sich offenbar stufenweise wesentlich verschlimmert hatte. Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger, die vorher noch am besten beweglich waren, wurden ganz gelähmt. Erst vom 27. Oktober an wurde das Nesselfieber besser. Offenbar war das mir verordnete Atophan die Ursache. Es mögen sich Ablagerungen von Harnsäure um den Krankheitsherd im Gehirn gebildet und den Rückfall verschuldet haben, da seit dem Aufhören der Mittel kein neuer Schub und auch kein Nesselfieber mehr auftraten. Nun mußte ich das Radfahren ganz aufgeben, konnte meine Lupe für Ameisenuntersuchungen nicht mehr halten und war gezwungen, das Schreiben mit der linken Hand mühsam zu erlernen.

Am 8. August erlag mein lieber Vetter François Alphonse Forel (F. A. Forel) nach mehrmonatiger schmerzhafter Krankheit seinem Leiden. Zu seinem Begräbnis ging ich nach Morges und mußte mich darüber empören, daß der Pfarrer in Vuflens ihn als rechtgläubigen Christen hinstellte, ihn, der mir oft genug seinen Agnostizismus bekannt hatte! Er hatte bloß nie seiner frommen Frau widersprechen wollen, denn F. A. F. wollte es mit niemandem verderben; deshalb hatte er auch keine Feinde! Neben der Medizin hatte er in der Meteorologie, Geologie und Physik unaufhörlich wissenschaftliche Beobachtungen angestellt, Arbeiten veröffentlicht und Anregungen gegeben. Obwohl er konservativ und ich Sozialist war, blieben wir stets sehr befreundet. Die Schweizerische Grönlandexpedition unter de Quervain und Mercanton war zur Zeit seines Todes noch nicht zurückgekehrt, so daß er nicht erfuhr, daß ein hoher Berg nach ihm «Mont Forel» genannt wurde. Obwohl ich selbst der



Vollstreckung meines letzten Willens von seiten meiner Familie sicher war, bewog mich doch jener Zwischenfall, für meine Person feste Vorkehrungen zu treffen, und so verfaßte ich im voraus meine Leichenrede, die mein Sohn Oskar, der inzwischen selber Arzt und Psychiater geworden ist, dereinst während meiner Kremation vortragen sollte.

Vom August bis Dezember erhielt ich viele Besuche, unter anderm von meinem tüchtigen Kollegen und Landsmann Rudolf Brun aus Zürich, Arzt und Ameisenbiologe. Durch vortreffliche Beobachtungen hatte er, zu gleicher Zeit wie Santschi, auf Grund von Semons Mneme meine Lehre des topochemischen Geruchsinnes der Ameisen (und vieler Insekten überhaupt) wesentlich vertieft und verbessert.

Am 15. Dezember erlitt mein bald neunzigjähriger Vater in Genf nach einer unvorsichtigen kalten Waschung eine schwere Lungenentzündung, von welcher er sich jedoch dank seiner kräftigen Konstitution erholte.

Meine Krankheit erschwerte es, die Sitzungen der Loge Yvorna wie bisher in meinem Arbeitszimmer abzuhalten. Auf Anregung meiner Frau wurde ein Zimmer im Erdgeschoß unseres Hauses als Guttemplerlokal eingerichtet. Infolge meiner Sprachstörung seit meinem Rückfall bekleidete ich in der Loge das Amt eines Türwächters, was mich jedoch nicht hinderte, zugleich als Internationaler Templer zu fungieren.

Das Beschneiden meiner Pflirsichbäume konnte ich im Jahre 1913 auch wieder aufnehmen, zunächst mit Hilfe meiner Frau; ich konnte mit der linken Hand schneiden, aber nicht die Äste anbinden. Den langweiligen Morgenspaziergang, auf welchem ich über Aufsätze und dergleichen nachdachte, ersetzte ich soviel wie möglich durch Gartenarbeit, holte auf der Straße gehäufte Blätter als Düngstoff und ließ mir eine Hucke verfertigen, um die zahllosen Steine aus unserem Garten nach dem unter dem Berg an der Landstraße liegenden Schutthaufen auf dem Rücken wegzutragen.

Den Balkankrieg 1912 bis 1913 verfolgte ich mit großer Teilnahme. Im «Zentralschweizerischen Demokrat» vom 16. Juni 1913 schrieb ich an Hand der Schweizer Geschichte über «Die Balkanstaaten und die Möglichkeit ihres Bundes» gegen einen von einem serbischen Juristen, Professor Peritsch, veröffentlichten Unsinn und schickte meinen Aufsatz an viele Balkan-Bekannte, unter andern an alt Ministerpräsident Danef in Sofia, der mir dankte und mich seiner vollen Zustimmung versicherte. Aber man hörte nicht auf uns, und was Bulgarien nachher auf Anstiften seines Fürsten beging, ist allbekannt.

Am 2. August 1913 ging ich nach Lausanne zur Anatomenversammlung, besichtigte dort das neue schöne Zoologische Museum im Palais de Rumine und versprach meinem Kollegen Blanc (Zoologe), nach der Berner Landes-

ausstellung 1914 dem Museum meine alte Sammlung von Schweizer Ameisen als historisches Stück aus dem Jahre 1874 zu geben und dazu eine nach neuester Systematik ausgearbeitete Sammlung der Ameisen des Kantons Waadt. Beides geschah auch 1914. Unterdessen hatte ich nämlich meine große Sammlung der Ameisen der ganzen Erde, damals die größte der ganzen Welt, mit über sechstausend Arten, Rassen und Varietäten (von welchen etwa dreitausend von mir selbst beschrieben waren), dem Zoologischen Museum zu Berlin vertraglich für den Fall meines Todes oder meiner Arbeitsunfähigkeit verkauft. So glaubte ich, ihrer guten Instandhaltung nach meinem Tode sicher zu sein.

Im Jahre 1913 ließen wir in einer Ecke unseres untern Gartens ein kleines Kolumbarium nach römischem Beispiel für die Asche unserer Toten bauen; dorthin kam nun Edouards Aschenurne. Das Kolumbarium sollte zugleich als Vorbild dienen, da es sowohl stimmungsvoll als billig war. Genossenschaften armer Arbeiter könnten sich ebenso wie einzelne Familien ähnliches für ihre Mitglieder bauen.

Im September 1913 verheiratete sich unser Sohn Oskar noch als Medizinstudent mit einer Lettin, Fräulein L. Upenek aus Kurland.

Am 21. September reiste ich mit meinen beiden Töchtern Inez und Daisy zum Antialkoholkongreß nach Mailand, wo wir von Dr. Francesco Ferrari freundlichst eingeladen worden waren. Trotz großem Eifer war der Kongreß mangelhaft organisiert, aber die einfache Zuvorkommenheit und der liebevolle Empfang kontrastierten angenehm mit der steifen Offizialität im Haag. Im sehr gut besuchten Kongreß, für welchen unsere italienischen Logen fast die ganze Arbeit leisteten, sprach unser Ordensbruder Popowitsch aus Belgrad als Militärarzt und erklärte den Krieg und den Alkohol für die größten Feinde der Menschheit.

Rußland hatte einen alkoholfreundlichen Herrn Skarzinski (vom Papst mit dem Grafentitel beehrt, den er aber in Rußland nicht führen durfte!) als offiziellen Vertreter zum Kongreß geschickt. Dieser Delegierte erklärte, daß sein Land jährlich zwölf Millionen für den Kampf gegen den Alkohol ausbebe und zweihundertneunundachtzig Temperenzgesellschaften gegründet habe. Ich hielt ihm trotz meiner sprachlichen Behinderung entgegen, daß er darüber schweige, wie dieses gleiche Rußland jährlich eine Milliarde sechshundert Millionen durch das Monopol, das heißt durch die Vergiftung des russischen Volkes mit Schnaps, verdiene.

Ferner, daß er selbst Beamter des russischen Finanzministeriums, das heißt dessen Monopols, sei und einer der Gründer des «Wissenschaftlichen Büros für das Studium des Alkoholismus», das alle Personen ausschließt, die im Kampfe gegen den Alkohol «kompromittiert» sind.

Alle diese Tatsachen faßte ich dann in einer einzigen Frage an Herrn Skarzinski zusammen: «Wie kann man ehrlich und ohne Heuchelei gegen den Alkoholismus kämpfen, wenn man zugleich, wie die russische Regierung, und speziell ihr Finanzministerium, so stark daran interessiert ist, so ungeheure Summen durch das Alkoholmonopol zu verdienen?»

An einer die psychologische Welt eine Zeitlang interessierenden Affäre nahm ich auch Anteil:

In der Nummer des 24. Januar 1914 des «Monistischen Jahrhunderts», Seite 1224, stellte ich an Freiherrn Dr. von Schrenck-Notzing eine verfängliche Frage über sein sonderbares Buch «Materialisationsphänomene» (Verlag E. Reinhardt, 1914). Mittlerweile hatte jedoch Frau Dr. Mathilde von Kemnitz (später zweite Frau des Generals Ludendorff) die hysterischen Betrügereien des sogenannten Mediums entlarvt, von welchem von Schrenck so blind-naiv sich hatte zum Narren halten lassen. Das Medium verschluckte das «Materialisierte» und würgte es dann wieder heraus!

Unterdessen erlebte ich auf dem Gebiet der Alkoholkämpfung eine freudige Überraschung. Frau von Wolfring meldete mir von einem Aufenthalt in Warschau sonderbare Dinge. Unter dem Einfluß und mit Hilfe des Grafen Witte, des Favoriten Rasputins sowie der neuen Minister Bark und Krivoschein war das großartige Antialkoholreformwerk Tschelischows immer mehr in Rußland durchgedrungen, und zwar ganz in dem von mir auf dem Kongreß zu Mailand gewünschten Sinn! Schlag auf Schlag erfolgten strenge Erlasse gegen die Trunksucht, besonders beim Militär. Das bisher vielfach illusorische Alkoholverbot der Gemeinden wurde effektiv durchgeführt. Kurz, die Regierung fing an, die Einnahmen des Monopols wirklich absichtlich zu verringern, statt sie wie bisher zu steigern. Ich traute meinen Augen nicht. Doch gab mir Frau von Wolfring unwiderlegliche schriftliche Belege jener seit Februar 1914 erfolgten Umwandlung. Skarzinskis Ära war wirklich vorbei. Sonderbares Zusammentreffen, so kurz nach dem Mailänder Zwischenfall!

Im Mai verfaßte ich einen Aufsatz, dessen Inhalt mehr, als ich damals ahnte, in Beziehung zu den Zeitereignissen treten sollte. Die Zeitschrift «Allgemeiner Beobachter in Hamburg» ersuchte mich, ihr meine Ansichten über die Vereinigten Staaten Europas zu schreiben. Ich war nicht für eine Beschränkung auf Europa, sondern für eine Ausdehnung des Völkerbundes auf die ganze Erde, gab aber formell hinsichtlich des Titels der Redaktion nach, um eine gute Gelegenheit nicht zu verpassen. Mein Aufsatz erschien in den Nummern vom 1. und 15. Juni. Während einige mir zustimmten, wurde ich von einem Alldeutschen, Herrn Kurt von Strantz, ebenso heftig wie einfältig angegriffen.

Inzwischen kamen immer drohendere Kriegsgerüchte, an die ich zuerst nicht recht glauben wollte, bald aber glauben mußte. Ich will hier nicht Wasser ins Meer gießen, nicht die Ereignisse und die furchtbare Spannung von Ende Juli bis Anfang August 1914 schildern. Sie sind ja weltbekannt. Unsere älteste Tochter Inez, die mit einem Engländer, Hugh Brooke, verlobt war, benutzte die letzte Reisegelegenheit, um über Paris–London–Neuyork in ihre neue Heimat, Kanada, zu gelangen, wo ihr nunmehriger Gatte am Fuße der Rocky Mountains Landwirtschaft betreibt. Unser Sohn Oskar ging als junger Truppenoffizier mit seinem Gebirgsregiment an die schweizerisch-italienische Grenze ins Wallis (Großer St. Bernhard, Simplon, Tessin). Mein Schwiegersohn, Artur Brauns, fühlte sich verpflichtet, trotz seiner Militärfreiheit sich beim deutschen Konsulat zu melden; er wurde angenommen und reiste am 7. August nach Deutschland ab, wo er in einem Hilfslazarett als Militärarzt angestellt wurde.

In Yvorne mußten fast alle Männer zur Grenzbesetzung. Wir organisierten mit meiner Frau und meiner Tochter eine Krippe für kleinere und größere Kinder, damit die Frauen ihre Männer bei der Landarbeit ersetzen konnten. Doch mitten in aller Not eine frohe Kunde: aus Rußland kam die großartige Nachricht, daß der Zar für ganz Rußland den Trinkbranntwein (Wodka) verboten, das Monopol nur auf Industrie- und Brennschneebrennstofffabrikation beschränkt habe, daß Bier- und Weinausschank sehr eingeschränkt (in der Armee ganz verboten) und das Verbotsrecht der Gemeinden auf letztere Getränke ausgedehnt sei. Ich wollte zuerst nicht daran glauben, bis wiederum Frau von Wolfring mir aus Warschau alles bestätigte: Hunderttausende von Litern Branntwein seien sogar in die Weichsel gegossen worden. Mehr und mehr wurde über die wundervollen Erfolge dieses Verbotes berichtet. Später stimmten sogar auch die beiden Städte Petersburg und Moskau für das Lokalverbot.

In all der Aufregung und fieberhaften Tätigkeit ringsum fragte ich mich: was kann ich alter Krüppel nun tun? Zwar zeigte mir bald der Krieg noch manche Arbeit, aber vorläufig war es mir eine Beruhigung, daß ich veranlaßt wurde, mich wieder einmal in die Ameisenwelt zu vertiefen. Ein dänischer Jesuit, Herr Bönner, hatte die Sitten einer Ameise, *Formica picea*, beschrieben, die wir bisher für eine einfache Varietät der gewöhnlichen *Formica fusca* gehalten hatten. Er bewies, daß sie stets nur in den Torfmooren mit eigentümlicher Lebensweise wohne. Es wurde mir nun klar, daß ich die wahre *Formica picea* bisher in der Schweiz ganz übersehen haben mußte; ich besaß davon nur ein Exemplar aus China! Da es in Roche, in der Nähe von Yvorne, Torfmoore gibt, nahm ich mir vor, das Tier, um der Qual des Augenblicks philo-



sophisch zu entgehen, selbst dort zu suchen. Ein Bauer gab mir die günstigste Stelle an, und ich ging auf das Moor. Nach langem vergeblichem Suchen sah ich plötzlich eine glänzende, schnellrennende Ameise. Das mußte sie sein. Zwei entgingen mir, die dritte fing ich. Es war die wahre *Formica picea*. Schon ihre Gangart ließ sie sofort von *Formica fusca* unterscheiden. Ich sah als alter Krüppel von sechsundsechzig Jahren, also nach fast sechzigjähriger myrmekologischer Arbeit, zum erstenmal dieses Tier lebend in der Schweiz! Ich ging dreimal dorthin, entdeckte schließlich das Nest, das ich mitnahm, und beobachtete Bausitten, ähnlich wie bei der Waldameise, ganz verschieden von *Formica fusca*. Da nun damals keine Zeitschrift zu haben war, ließ ich im Selbstverlag ein Blatt mit meiner Entdeckung und mit der Beschreibung der neuen *Myrmecina* Kutteri aus Varallo drucken. Dann begann ich an meiner Bestimmungstabelle der Schweizer Ameisen zu arbeiten.

Inzwischen hatten die Nachrichten von meinem alten Vater immer schlechter gelautet. Am 14. September starb er, über einundneunzig Jahre alt, und wurde am 17. in St-Prex begraben. Mit ihm verschwand der letzte seiner Generation, und ich wurde Senior der Forel-Familie.

Unter den Lücken, die der Krieg in den Reihen unserer Ordensbrüder gerissen hat, war uns besonders schmerzlich der Verlust unseres treuen Mitarbeiters Henri Hayem, der an der französischen Front fiel.

Aus Warschau berichtete uns Frau von Wolfring über die bittere Not, die Kälte, den Hunger und die Vermögenssorgen, die sie mit vielen andern litt, und gab uns so eine Ahnung von der Summe von Elend, das über Rußland hereinbrach. Am 20. Januar 1916 hielt unser inzwischen belgischer Staatsminister gewordener Ordensbruder Vandervelde im Volkshaus zu Lausanne einen Vortrag über Belgien und den Krieg, und ich hatte die große Freude, ihm die Hand drücken zu können. Die Invasion in Belgien und die dortigen Vorkommnisse erfüllten uns mit Grauen.

Unser tiefes Mitleid erregte auch die Nachricht von der durch den Krieg hervorgerufenen Notlage des schweizerischen Verfassers der köstlichen Satiren «Das Laienbrevier des Haeckelismus» (1912 im Verlag Ernst Reinhardt in zweiter Auflage in München erschienen), «Der gesunde und kranke Herr Meyer», «Der bewußte und unbewußte Herr Meyer». Dieser Schriftsteller, M. Reymond, der 1916 in der Nähe von Berlin lebte, sah ich, dreiundachtzig Jahre alt und fast blind, mit seiner achtzigjährigen Frau fast dem Hunger preisgegeben. Letztere hatte einen Notschrei an uns gerichtet, und ich hatte nun bereits eine erfolgreiche Bitte um Unterstützung in der Zeitung «Der Bund» in Bern erscheinen lassen.

Aber, wie ich schon sagte, der Krieg stellte auch neue Anforderungen zur

Arbeit an die Gegenwart und für die Zukunft, das heißt für den Frieden, und es knüpfte sich da manche neue Beziehung zu Gesinnungsgenossen und Mitarbeitern. So war es uns zum Beispiel eine Freude, im Dezember 1915 den Besuch eines begeisterten jungen, in Genf wohnenden Franzosen, Henri Guilbeaux, zu erhalten. Dieser, ein Freund und Verehrer von Romain Rolland, teilte uns den Plan zu seiner von 1916 an erscheinenden neutralen und dem Frieden dienenden Zeitschrift «Demain» mit, für deren erste Nummer ich einen Aufsatz: «Les problèmes de demain» schrieb. Leider war Guilbeaux viel zu leidenschaftlich in seinen Urteilen über Personen und schadete dadurch sowie durch seine extremen Ansichten sich selbst und seiner guten Sache.

Aus Paris geflüchtet hatte sich ferner Dr. Broda, der Redaktor der «Dokumente des Fortschritts», der sich mit seiner Frau in Lausanne niedergelassen hat, wo er französisch und deutsch ein kleines Friedensblatt «Die Menschheit» («La Voix de l'Humanité») herausgab. Er besuchte mich, und ich wurde Mitarbeiter. Ich fing an, darin wie in der «Libre pensée» eine später, 1915, als Broschüre herausgegebene Artikelserie: «Die Vereinigten Staaten der Erde» («Les Etats-Unis de la Terre») erscheinen zu lassen.

Ostwald, Lasson, Haeckel und andere mehr hatten im «Monistischen Jahrhundert» und anderswo sonderbare Ansichten veröffentlicht, die besonders für unsere kleinen neutralen Länder bedenklich klangen. Daher erlaubte ich mir, an Haeckel folgenden Brief, deutsch und französisch (in letzterer Sprache im «Journal de Genève»), zu richten:

*«Offener Brief  
an seine Exzellenz Herrn Professor Dr. E. Haeckel, Jena*

Sehr geehrter und lieber Herr Kollege!

Sie haben mir soeben Ihren Aufsatz über «Weltkrieg und Naturgeschichte» mit einem Zirkular deutscher Universitäten vom September 1914, das an die ausländischen Hochschulen gerichtet ist, eingesandt. Letzteres Schriftstück protestiert mit großer Entrüstung gegen das, was es systematische Lügen und Verleumdungen nennt, die bereits schon seit einigen Jahren gegen das deutsche Volk und das Deutsche Reich von seinen Gegnern geführt und jetzt bedeutend übertrieben werden.

Er beschuldigt die fremden Länder, das deutsche Heer als eine Horde von Barbaren und Mordbrennern hinzustellen, während in Wirklichkeit es die

„ändern“ seien, die den Krieg begonnen hätten, und Deutschland nichts anderes täte, als seine eigene Existenz und Kultur zu verteidigen: die andern hätten alles Unrecht auf ihrer Seite.

Erlauben Sie mir als ohnmächtigem Beobachter in einem kleinen neutralen Land inmitten des Unglücks, das unser armes Europa trifft, Ihnen eine einfache Frage zu stellen: Wie können Sie die Behauptungen des obgenannten Zirkulars mit demjenigen in Übereinstimmung bringen, was Sie selbst in der Nummer des 13. November 1914 des „Monistischen Jahrhunderts“, Seite 657, unter dem Aufsatz des Dr. Otto Juliusburger: „Europa unter deutscher Führung“ geschrieben haben? Sie sagen dort unter anderm, es sei für die Zukunft Deutschlands und zugleich des verbündeten kontinentalen Europas höchst wünschenswert, London zu besetzen, Belgien unter Deutschland und Holland zu teilen, Deutschland den Kongostaat, einen großen Teil der britischen Kolonien, die nordöstlichen Provinzen Frankreichs und die baltischen Provinzen Rußlands zu geben. Sie fügen hinzu, Polen solle mit Österreich-Ungarn verbunden werden.

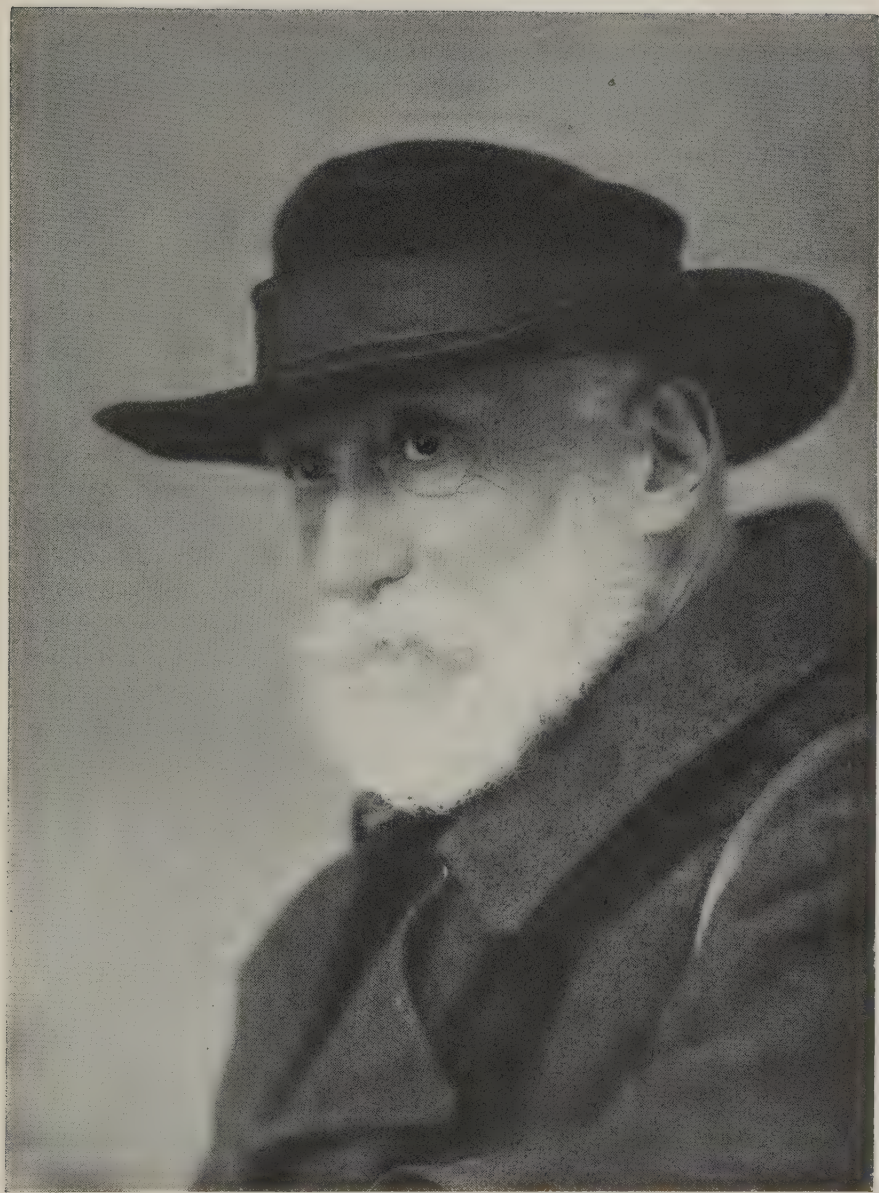
Fügen wir hinzu, daß Ihre Kollegen Juliusburger, Ostwald und andere das Präsidium der zukünftigen Vereinigten Staaten Europas durch den Kaiser von Deutschland fordern und zudem Deutschland die militärische Sicherung jenes Staatenbundes geben möchten. Ihre Kollegen Professor Onken und Herr H. Peus behandeln außerdem die kleinen Staaten, die sie für Schmarotzer der großen Staaten halten und eher annektiert wissen möchten, mit großer Verachtung. Endlich hat Ihr anderer Kollege, Hofrat Vierordt in Karlsruhe, in der „Badischen Landeszeitung“ unter dem Titel „Deutschland hasse“ ein seltsames Gedicht veröffentlicht. Dort empfahl er dem deutschen Heere, millionenweise seine Feinde zu töten und deren Ländereien in eine Wüste umzuwandeln.

In Anbetracht dieser einfachen Tatsachen müssen Sie mir zugeben, daß unsere kleinen Länder allen Grund haben, für die Zukunft besorgt zu sein. Aber, nochmals gesagt, wie vereinbaren Sie Ihre eigenen Behauptungen im „Monistischen Jahrhundert“ mit dem Inhalt des mir zugesandten Zirkulars? Sollen die ersteren Wirklichkeit werden, dann müssen alle fremden Länder, die Sie der Verleumdung beschuldigen, und selbst unsere kleine Schweiz gezwungen werden, bis zum letzten Blutstropfen gegen Ihre hegemonistischen Pläne sich zu verteidigen. Ein alter französischer Spruch sagt:

„Cet animal est bien méchant,  
Quand on l'attaque, il se défend<sup>1</sup>.“

<sup>1</sup> Dies Tier ist böse und leicht beleidigt, weil's, angegriffen, sich verteidigt.





AUGUSTE FOREL IN DER YVORNER ZEIT





Habe ich Sie schlecht verstanden, dann biete ich Ihnen von vornherein meine vollständigen Entschuldigungen an, denn ich wünsche nur eine Sache: Gerechtigkeit und Frieden auf der Erde.

Ihr ergebenster Kollege

gez. Dr. A. Forel.»

Mein Brief an Haeckel, den er mir nie öffentlich beantwortet hat, wurde vielfach als Feindseligkeit gegen Deutschland aufgefaßt. Hinzu kam, daß ein künstlerisch begabter, sehr französisch gesinnter Vetter von mir, Alexis Forel in Terreneuve, wegen des Münsters in Reims entrüstete Aufsätze gegen Deutschland in der «Gazette de Lausanne» veröffentlichte, die mir, zum Beispiel von Professor Krämer in Hohenheim, irrigerweise zugeschrieben wurden und mich in Deutschland vielfach in den Ruf eines Deutschenhassers brachten. Wahr ist, daß ich den deutschen Feudalismus, samt Militarismus und Größenwahn der Pangermanisten, aufs allerschärfste im Interesse des mir lieben und achtungswerten deutschen Volkes verurteile.

Anderseits wurde ich in Frankreich und selbst in meiner Heimat vielfach als deutschfreundlich betrachtet, ja des heimlichen Alldeutschtums verdächtigt! Solche tollen Affektwellen muß man von rechts wie von links kaltblütig ignorieren, unentwegt den geraden Weg weiterschreiten und bei sich denken: «Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.»

Schon im Jahre 1914 und dann bis 1918 legte ich meine Kriegs- und Friedenskorrespondenz in besondere Fächer meiner Bibliothek. Aus beiden Lagern, anfangs aber besonders aus Deutschland, erhielt ich eine Flut einseitig tendenziös gefärbter Drucksachen, die den Zweck verfolgten, unsere Neutralität mit allen Mitteln zu ihren Gunsten zu stimmen. Seit 1916 überwog die Entente. Man merkte aber sofort die Absicht und ward verstimmt: es war affektiv oder nach Effekt haschende Heuchelei, wie das berühmte Manifest deutscher Professoren und Gelehrter an die fremden Nationen, und dergleichen mehr. Die Schriften beider Lager verteilte ich in zwei entsprechende Fächer zum lehrreichen Anekeln meiner künftigen Erben. Wenn sie nicht kaltblütig auf Täuschung der Massen berechnet sind, gehören solche Erzeugnisse zu den unterbewußten Kriegsaffectkomplexen und bieten für die künftige Psychoanalyse eine ergiebige Studienquelle. Viel wichtiger für mich waren aber die besonnenen Schriften wirklich höherstehender Geister, die im neutralen Sinn einer internationalen Versöhnung und eines zwischenstaatlichen dauerhaften Friedens abgefaßt sind. Diese ordnete ich in einem eigenen Friedensfach meiner Bibliothek ein. Eigene Gedanken über die ganze Frage schrieb ich in den bereits erwähnten «Vereinigten Staaten der Erde».

Von vielen Seiten wurde ich bald nach Anfang des Krieges mit Korrespondenzen aus allen kriegführenden Ländern überflutet, darunter von vielen Guttemplern aus Belgien, Frankreich, Österreich, Ungarn, Deutschland, Rußland, Serbien, der Türkei. Es waren vielfach Notschreie, Bitten um Nachrichten über Vermißte, Gefangene usw. Durch solche Korrespondenzen fing ich an, für viele, nach dem Beispiel des Roten Kreuzes in Genf und vieler Privater in der Schweiz, eine Vermittlerrolle zu spielen.

Meine Verbindung mit der «Menschheit» und meine «Vereinigten Staaten der Erde» brachten mich mit der neuen Friedensbewegung, besonders mit dem Anti-Oorlog Raad in Holland und dem Schweizerischen Verein zum Studium der Grundlagen eines dauerhaften Friedens in nähere Verbindung. Dieser Verein, mit Professor Nippold an der Spitze (Verfasser einer recht guten Broschüre), und Dr. Trösch in Bern baten mich, als Mitvertreter der Schweiz an einer wichtigen, im Haag stattfindenden Sitzung teilzunehmen. Die Sache schien mir sehr wichtig, so daß ich mich entschloß, trotz meinem krüppelhaften Zustande, jene ernste soziale Pflicht auf mich zu nehmen und die Reise nach Holland zu wagen. Mit Reisetasche und Rucksack fuhr ich am 4. April 1915 abends dritter Klasse nach dem Haag.

In Basel traf ich die Professoren André Mercier aus Lausanne und Sauser-Hall aus Neuchâtel als Mitdelegierte. Es fielen mir gleich im deutschen Wartsaal die vielen Trauerkleider und die besorgten Gesichter auf. Auf der Fahrt konnte ich den Bau von drei Zeppelinhallen sowie arbeitende französische und russische Kriegsgefangene beobachten. Im Bahnwagen selbst zeigten alle Leute in der dritten Klasse eine große Friedenssehnsucht; in der zweiten waren die Ansichten geteilt. Die von der Hetzpresse gegen England offiziell suggerierte Wut kannte keine Grenzen. Ein Offizier erklärte, die ganze Entente müsse vernichtet werden. Dagegen erlaubte ich mir als Neutraler zu bemerken, zweihundertfünfzig Millionen Menschen von nur hundertdreißig Millionen vernichten zu lassen, ginge wohl schwerlich, und der Schluß dürfte dann ähnlich wie bei den drei Hunden in R. Töpfers Album werden, nämlich, daß nur die drei Schwänze übrigblieben. Der Mann war blamiert, und die andern stimmten lachend mit mir überein. Den Zweck unserer Reise erklärte ich überall offen.

Im Haag angekommen, wollten meine drei Gefährten zur «Repräsentation» in einem vornehmen Gasthof absteigen, wogegen ich protestierte; da dies vergeblich war, trennte ich mich von ihnen und stieg in einer billigen, zentral gelegenen Logierkneipe ab. Dann begab ich mich zum Sekretär des Anti-Oorlog Raad, Herrn Dr. B. de Jong van Beek en Donk, Theresiastraat 51, wo mir alles Nötige in liebenswürdiger Weise von seiner Frau erklärt wurde. Die

Sitzungen fanden im Hotel de Witte Brug zwischen Haag und Scheveningen vom 7. bis 10. April statt. Große Mühe hatte ich, gestärkte Manschetten und Kragen samt schwarzem Gehrock mit der linken Hand allein anzuziehen, respektive zu knüpfen. Allein, in Holland muß man diese Sachen leider tragen. Etwa dreißig Delegierte waren aus Holland, der Schweiz, Schweden, Norwegen, den USA, Österreich, Ungarn, Deutschland, England und Belgien erschienen. Erhebend war die volle Eintracht aller in dem einzigen hohen Ziel: die gerechten Grundlagen des zukünftigen Friedens aufstellen zu helfen. Eine hervorragende Rolle spielten dabei besonders die Herren Dr. Lange, Sekretär der Interparlamentarischen Organisation (Norwegen), Professor Dr. Quidde (München), Professor Dr. Walter Schücking (Marburg), Lehmann (Bund Neues Vaterland, Berlin), Paul Otlet, Secrétaire général de l'union des associations internationales (Belgien), G. Lowes Dickinson von der Union of Democratic Control (London), Dr. Rudolf Goldscheid von der Sozialen Vereinigung (Wien), Mgr. Dr. Alexander Gießwein, Mitglied des ungarischen Parlaments und Vorsteher des ungarischen Friedensvereins, Exzellenz Baron Adelswärd, alt Finanzminister (Schweden), H. C. Dresselhuys, Vorsitzender der Anti-Oorlog Raad, und Dr. B. de Jong van Beek en Donk, Sekretär des gleichen (Haag). Viele Delegierte stellten in der Tat eine treffliche Auslese dar, unter welcher wir Schweizer nicht gerade glänzten.

Die Verhandlungen verliefen mit hohem sittlichem Ernst und führten zu einem lapidaren, kurz gefaßten Mindestprogramm, in welchem der zweite Absatz des Artikels 1 (Die Staaten sollen den Nationalitäten ihres Gebietes Rechtsgleichheit, Religionsfreiheit und den freien Gebrauch ihrer Sprache garantieren) durch meine diesbezügliche Anregung zustandekam.

Meine «Vereinigten Staaten der Erde» konnte ich bereits als Broschüre vorlegen. Zu unserm Mindestprogramm arbeitete später Herr Dr. Lange einen vorzüglichen Kommentar aus. Am Schluß wählten wir das Komitee des Anti-Oorlog Raad zum internationalen Zentralvorstand mit Hinzufügung einzelner Personen aus allen andern Ländern. Über Professor Nippold in Bern kamen mir nämlich so bedenkliche Äußerungen zu Ohren, daß ich stutzig wurde, obwohl ich kaum daran glauben konnte. Außerdem hatten unsere Schweizer so wenig geleistet, daß ich mich für Holland als Zentralsitz des internationalen Vorstandes zu stimmen entschloß, das so viel und so wirksam gearbeitet hatte. Um den teuren Mittagessen im Hotel zu entgehen, nahm ich mehrmals Proviant in die Tasche und aß im Wald von Scheveningen.

Am 10. abends reiste ich allein zurück nach Arnhem und am 11. nach Karlsruhe, wo ich unsere Freunde, den Historiker Professor Artur Böhlingk und den Maler Konz, abends überraschte. Dort hatten wir heftige Diskussionen,



in welchen ich bei beiden die suggerierte Kriegspsychose wahrnehmen konnte, die haßerfüllt alle Sünden auf England und auf Edward Grey lud und für die Schuld der deutschen Machthaber blind war. Nur die Frauen zeigten Einsicht. In solchen Affekten wird dann «Geschichte» geschrieben. Arme Menschheit! Dabei sind diese Menschen grundehrlich und meinen es herzlich gut; ihre Affektwelle bleibt ihnen durchaus unterbewußt. Meinen Freunden mußte ich ungeschminkte, derbe Wahrheiten sagen. Am 12. war ich froh, wieder in Basel und dann in Yvorne anzulangen. Viermal war mein Rucksack ununtersucht über die Grenze mit allen (gefährlichen!) Friedenspapieren geschlüpft.

Am 1. Mai fuhr ich nun nach Bern und ging mit Otto Volkart zu Nippold, den ich noch nicht persönlich kannte, und der mich sehr zugeknöpft empfang, statt mir für meine Mühe als sein Stellvertreter im Haag zu danken. Als ich ihm von der großen Arbeit der Holländer und von unsern Beschlüssen erzählte, wußte er nichts Besseres, als allerlei kleinliche Nörgeleien gegen unsere Arbeit vorzubringen, durch welche seine persönliche Verstimmung darüber, nicht als internationaler Vorsteher gewählt worden zu sein und den Zentralsitz nicht nach Bern bekommen zu haben, unzweideutig durchschien. Als er dann nachmittags im Bürgerhaus zu Bern die Sitzung präsiidierte, kam es noch viel schlimmer. Mit spitzfindigen juristischen Kniffen verhinderte er jeden Beschluß zu einer positiven Tat und suchte unser Mindestprogramm vom Haag in allen Teilen zu bemängeln. Trotz meinem Lallen verteidigte ich es energisch und forderte Beweise und dann Taten. Verschiedene Mitglieder gaben mir recht, und zwar darunter gewiegte Juristen, und verlangten Annahme des Haager Mindestprogramms. Nippold hintertrieb aber alles, ließ nicht abstimmen, und erst, als fast alle Leute, besonders die besten, aus Ekel fortgegangen waren und fast nur sein engerer Ausschuß noch anwesend war, ließ er sich noch schnell, trotz meinem Proteste, samt seinem engern Ausschuß wieder wählen. Nun stand ich auf und sagte ziemlich laut: «Nun habe ich den Schwindel satt!», worauf ich wütend mit Volkart fortging. Nippolds Neid, Eifersucht und Egoismus waren uns nun klar. Dr. Trösch schrieb mir nachher, um sich gegen meine Vorwürfe des Schwindels zu rechtfertigen. Ich wies ihm aber in meiner Antwort mit Bezug auf Nippold haarscharf die Wahrheit meiner Vorwürfe nach. Eine so klägliche Sitzung habe ich in meinem Leben niemals erlebt.

An die verleumderischen Lästerungen der Blätter beider an Kriegspsychose leidenden, kriegführenden Parteien mußten wir neutralen Friedensfreunde uns allmählich gewöhnen. Ich wurde in erregten Schimpfartikeln von beiden Lagern angegriffen. Aus alter Gewohnheit vom Burghölzli her war ich dagegen abgestumpft und ließ mich von den Affekten nicht mehr beherrschen.

Ende Mai erfolgte der Eintritt Italiens in den Krieg mit den hysterischen Reden d'Annunzios.

Wir Schweizer wurden nun in der Mausefalle allseitig eingeschlossen. Schöne Aussichten! Am 4. Juni fuhr ich wiederum nach Bern zu einem, diesmal von Dr. Broda inszenierten internationalen Friedenskongreß, der sich vielfach um die eigene Person des Vorsitzenden drehte. Doch erschienen tüchtige Leute, unter andern Nationalrat Scherrer-Füllemann aus St. Gallen, mit dem ich dadurch bekannt wurde, und ein Franzose, Herr Hubbard. Energisch forderte ich den Anschluß an das holländische Mindestprogramm, und es wurde dem auch entsprochen.

Am 16. Dezember konnte ich einer neuen Aufforderung, nach Bern zu kommen, folgen, die aber diesmal von anderer Seite erging. Unterdessen hatte nämlich Nippold anonym in der «Neuen Zürcher Zeitung» seinem Ärger in Form von infamen Verleumdungen und Verdächtigungen unseres holländischen Zentralkomitees Luft gemacht. Die Sache kam aber an den Tag, und er mußte den Vorsitz im Dauerfriedenskomitee abgeben. Nationalrat Scherrer-Füllemann wurde an seine Stelle gewählt. In Bern lernte ich den Nobelpreisinhaber Dr. Alfred Fried, Redakteur der «Friedenswarte», kennen. Ein Kongreß sollte infolge des Entgegenkommens der Holländer in Bern stattfinden. Doch wurden den ausländischen Delegierten an der Grenze solche Schwierigkeiten bereitet, daß nur sehr wenige zur Vorbesprechung am 16. Dezember kommen konnten. Infolgedessen mußte der Kongreß verschoben werden.

Im Februar 1916 meldete sich die Friedensmission des amerikanischen Milliardärs Ford in der Schweiz bei Herrn Nationalrat Scherrer-Füllemann an. Ich wurde wieder dazu gerufen und ging trotz meinem Leiden zweimal nach Bern und einmal nach Genf, wo ich sogar formell präsidieren mußte. Man wählte mich zum schweizerischen Delegierten nach Stockholm. Ich erklärte aber, krankheitshalber an der Reise verhindert zu sein, versprach jedoch, meine Friedens- und Vermittlungsvorschläge durch Neutrale (Ford wollte eine Vermittlung durch Neutrale anbahnen) schriftlich zu überreichen, was auch geschah. Diese fünfzig Maschinenschriftseiten starke Arbeit bekam den Titel «Der supranationale Friede», wurde nach Stockholm geschickt und ist in den holländischen Nachrichten im Haag 1916 erschienen. Die Delegierten Fords, das heißt die Herren Dr. Lochner und Evans, waren sehr zuvorkommend. Es gelang mir, Herrn Otto Volkart zum schweizerischen Sekretär der Ford-Mission in Stockholm ernennen zu lassen. Er reiste bald mit den andern Delegierten nach Stockholm ab.

Am 1. März 1916 erreichte ich endlich, Herrn Redakteur J. Borloz in Aigle zu dem zu bringen, was ich bereits im Sommer 1915 in Yvorne und Corbeyrier

fertiggebracht hatte, nämlich eine Sektion des Dauerfriedensvereins zu gründen, die sich sowohl der schweizerischen als der internationalen Organisation im Haag unterordnete. Im Juni und Juli hatte ich nämlich in Yvorne eine öffentliche Versammlung einberufen, dort unser Mindestprogramm erklärt und ein Komitee wählen lassen. Der Gemeindepräsident, Herr Müller, wurde Vorsteher, und es war uns gelungen, hundertneunundsechzig Unterschriften erwachsener Männer und Frauen als Mitglieder auf den Listen in einigen Tagen zu bekommen. Im kleinen Dorfe Corbeyrier hatte dann unser Ordensbruder Paul Leyvraz (dessen Hilfe uns auch im Orden sehr wertvoll war) ebenfalls hundert Unterschriften gewonnen. Später veranlaßte mich Herr Henri Guilbeaux, das nominelle Präsidium einer in Genf zu gründenden Friedensabteilung zu übernehmen, welche das Mindestprogramm vom Haag mit dem sofortigen Vermittlungsversuch der Mission Ford verbinden und für beide eine energische Propaganda an die Hand nehmen sollte. Am 9. April 1916 fand bei mir in Yvorne eine erste Vorbereitungssitzung dazu mit den Herren und Frauen Schlumberger, Roubakine und Buchholz statt. Agitatorische Vorträge wurden dann überall in Aussicht genommen.

Ende 1915 hatte ich unter dem Titel «Genug zerstört, wieder aufbauen» («Assez détruit, rebâtissons») eine Fortsetzung meiner «Vereinigten Staaten der Erde» in der «Libre Pensée», im «Schweizer Freidenker» und in den «Dokumenten des Fortschritts» veröffentlicht, die ebenfalls als Broschüre erschien. So arbeitete ich mit meinen schwachen Kräften für einen künftigen Dauerfrieden.

Anfangs 1916 erschienen in der Schweiz verschiedene, teils durch Albanien, teils auf andern Wegen geflüchtete, meistens mittellose serbische Guttempler. Mit Hilfe eines derselben, unseres Ordensbruders Levensohn, der mir bereits als Großlogenmitglied bekannt war, wie auch mit Hilfe des internationalen Sekretärs, Br. J. W. Schwab, organisierte ich eine Korrespondenz- und Unterstützungszentrale für die nach der Schweiz, Frankreich und Italien geflohenen serbischen Guttempler und Abstinenten. Gerade zu jener Zeit kam aus Belgrad ein Notschrei unseres lieben Ordensbruders und Beamten der internationalen Loge, Dr. Danitsch. Infolge seiner Diabetes konnte er sich nicht flüchten und wurde mit seiner Frau gefangengenommen. Von seinen vier Söhnen war einer an Flecktyphus gestorben und die drei andern verschwunden, so daß beide Eltern vor Gram und Sorge verzweifelden. Unser Bruder Dr. Popowitsch war glücklich nach Marseille entkommen und schrieb mir, wie sehr die erzwungene Alkoholabstinenz der serbischen Armee in ihrer Flucht durch Albanien genützt habe. Unserer Zentrale gelang es, manchem armen Serben Arbeit zu verschaffen, und auch durch Dr. Popowitsch die glückliche Rettung der Söhne Danitschs zu erfahren und letzterem mitzuteilen.

Auch die am 19. und 20. Juni 1915 in Langenthal abgehaltene Sitzung unserer Großloge, die ich besuchte, diente den internationalen Beziehungen, indem sie gerne meinem Wunsch entsprach, im «Schweizer Abstinente» und in der «Abstinence» einen friedlichen Boden für internationale Korrespondenz der Mitglieder des Neutralen Guttemplerordens aller Länder zu schaffen.

Sehr traurig stimmte uns die unbesonnene Parteinahme vieler Schweizer für die einen oder andern der kriegführenden Mächte – unter den Welschen zum Beispiel Maurice Muret und von den Zeitungen besonders «La Suisse», «La Tribune», «La Gazette de Lausanne» usw. für die Entente; mancher Deutschschweizer, wie Bundesrichter Leo Weber, Pfarrer Bolliger in Zürich, die Obersten Egli, von Sprecher usw. für Deutschland. – Es ist dies das klägliche Zeichen eines durch zu große Leidenschaft auf Abwege geratenen Militärpatriotismus. So schrieb ich am 1. Mai 1916 den ahnungsvollen Aufruf: «Das Elend Europas wird täglich verzweifelter, aber der Hochmut, der Ehrgeiz der Regierenden, der Fürsten und der Feldherren, verbunden mit den Schlichen ihrer unfähigen Diplomaten, zwingen leider die unschuldigen und betrogenen Völker und Soldaten, zu verbluten und zu verarmen, statt daß jene Herren durch Einkehr in sich selbst ihrem verbrecherischen Treiben endlich ein Ende bereiten würden. Die Hetzereien der Presse und ihre suggestive Einwirkung auf die Leidenschaften der Masse besorgen das übrige. Ich glaube, daß bald nur noch eine internationale, sozialistische Revolution helfen kann und wünsche von ganzer Seele eine solche. Ich glaube fast, ich würde mit meinem einen gesunden Arm noch mitmachen, wenn ich könnte. Die Menschheit muß jene drei Drachen, die sie erwürgen: Kapitalismus, Militarismus und Alkoholismus, töten, oder sie geht an allen dreien zugrunde, das heißt sie schreitet rückwärts, statt vorwärts. Durch deren Bewältigung aber könnte sie mit Hilfe der Eugenik der Besten, der Sterilisierung der Schlechtern, ferner mit Hilfe von sozialer Bildung und Erziehung einer wohldisziplinierten, arbeitsamen Friedensarmee aller Männer und Frauen (siehe ‚Vereinigte Staaten der Erde‘ und ‚Assez détruit, rebâtissons‘) allmählich einen Aufstieg zur sozialen Wohlfahrt auf Grund eines supranationalen Friedens beginnen. Die Sozialisten sind als Menschen nicht besser als die andern, aber nur ihr Programm kann noch helfen. Leider hemmen die Konfessionen den sozialen Fortschritt, statt ihn zu fördern. Aber eine solche Zukunftshoffnung wie die eben erwähnte für unsere raubtierähnliche Menschengattung *Homo sapiens* mag ich nicht aufgeben. Es ist meine letzte Hoffnung, mein geistiges Testament – Amen!

Doch vergebens suche ich die Laterne des Diogenes anzuzünden und mit ihr Europas und Amerikas Machthaber aufzuklären, ich finde unter ihnen bis heute keinen Mann. Vielleicht erstet ein solcher noch! ...»



## ANHANG (1916 BIS 1920)

Aktiver Sozialist · Grauer Star · Ameisenbestimmungen · Kongreß der Nationalitäten · *Ich selbst und meine Arbeiten*: Gartenarbeit · Gekochte Regenwürmer · Steigende Kohlenpreise · Ehren zum 70. Geburtstag · Dankbrief · Freitod Richard Semons · Soziale Welt der Ameisen · Tiermaler Erich Heinrich · Zeitungsaufsätze · Besuche von Lunatscharski, Romain Rolland, Magnus Hirschfeld, Dr. Lipschütz, Elise Proß, Anneliese Rüegg · Therese von Bayern · *Der Krieg*: Betrachtungen über den Krieg · Abgelehnte Sowjetlehre · Der soziale Krieg von 1919 · Schwerste Friedensbedingungen · Bolschewismus · Ermordung Eisners · *Friedensbestrebungen*: pazifistische Kongresse · Vortrag über Weltvölkerbund · Völkerbunds-Friedenskongreß in Bern · Hinkender Friede · *Die neutralen Guttempler*: Weltlogensitzung in Basel 1919 · Große Fortschritte zur Wiedervereinigung · *Der Sozialismus*: Internationaler Sozialistenkongreß Bern · Ethischer Sozialismus.

Doch vergebens hatte ich meine Diogenes-Laterne angezündet, der geniale Mensch für die Rettung Europas war nicht zu erblicken. Im Monat Juli 1916 entschloß ich mich endlich, aktiver Sozialist zu werden.

Die früher erwähnten Lichtblendungen meiner Augen wurden nach und nach zugleich dauernder und weniger intensiv. Es bildeten sich abends farbige Ringe um die Lichter, die ich betrachtete, und ich sah trüber. Ich konsultierte meinen Kollegen Dr. Gonin in Lausanne, der Glaukom (grüner Star) diagnostizierte und mir Pilocarpineinträufelungen verordnete. Aber es war für das rechte Auge schon zu spät. An diesem mußte bereits im Juli 1916 in einer Augenklinik von Gonin Iridektomie vorgenommen werden. Seitdem kann mein linkes Auge nur durch dreimalige tägliche Pilocarpineinträufelungen geschützt werden.

Infolgedessen mußte ich meine Ameisenbestimmungen auf ein Minimum reduzieren, nachdem ich in den Jahren 1913 bis 1915 noch viele neue Ameisen aus Java, Sumatra, Rhodesia, Australien usw. beschrieben hatte, die von den Herren von Buttler-Reepen, Jakobson, Arnold, Mjöberg und andern gesammelt worden waren. Außerdem hatte ich die unendlich große Gattung *Camponotus* in vierundzwanzig Untergattungen eingeteilt, meine systematische Tabelle der Ameisen der Schweiz beendet und eine synoptische Zusammenstellung der Unterfamilien, Sektionen, Sippen, Gattungen und Untergattungen der Ameisen der ganzen Erde vorgenommen. Mit meinem Glaukom nahm das alles ein jähes Ende.

Im Juni 1916, beim Beginn meiner Glaukombehandlung, nahm ich mit Frau Professor Fuchs von Wolfring an dem Kongreß der Nationalitäten zu Lausanne teil. Der Kongreß wurde von dem Belgier Paul Otlet präsidiert. Der Sekretär Gabrys, ein Litauer, gebärdete sich jedoch höchst zweideutig und machte mir sogar Gemeinheiten. Der Begriff der «Nationalität» ist ebenfalls zweideutig. Jede «Nationalität» neigt zur Unterdrückung ihrer eigenen Min-

derheiten, respektive der Individuen derselben, die einen andern Glauben, eine andere Sprache oder andere Sitten haben als die Mehrheit. Was not tut, ist nicht Schutz sogenannter Nationalitäten, sondern Schutz der elementaren Rechte eines jeden Individuums, Frauen und Kinder inbegriffen, sowie jeder Minderheit innerhalb eines jeden Volkes oder Staates.

Im Monat Oktober 1916 besuchte uns ein Freund Maxim Gorkijs, Anatol Lunatscharsky, dem ich am Beginn des Jahres 1917 half, in Leysin einen Vortrag über Gorkij zu halten. Ich ahnte damals nicht, daß er ein Jahr später Unterrichtsminister der bolschewistischen Regierung werden würde. Sein Vortrag war vorzüglich und hochethisch gehalten.

Nun will ich die drei folgenden Jahre unter sechs Titeln kurz zusammenstellen: 1. Ich selbst und meine Arbeiten. 2. Unsere Besuche. 3. Friedensbestrebungen. 4. Der Krieg. 5. Die neutralen Guttempler. 6. Der Sozialismus.

*1. Ich selbst und meine Arbeiten.* Im Frühling 1917 begann ich mehr und mehr meine postapoplektischen Morgenspaziergänge durch Gartenarbeit zu ersetzen, das heißt Holz zu tragen, Hecken und Pfirsichbäume zu schneiden, die unzähligen Steine aus dem Garten zu tragen usw. Mein Schwiegersohn Brauns leistete sich den Scherz, mich bei jener letzten Arbeit zu photographieren. Bei der wachsenden Rationierung der Lebensmittel genügte unser Garten nicht mehr, und ich mietete ein paar kleine Felder, auf denen wir Kartoffeln, Mais und Hafer pflanzten. Auch meine Kenntnisse der eßbaren Schwämme kamen mir zugute; ich sammelte solche überall und machte vorsichtige Versuche an mir selbst. So entdeckte ich zwei sehr gute Sorten, die wir alle genossen, nachdem ich sie selbst ohne Schaden verdaut hatte. Ich empfahl sogar meiner Frau, halb zum Spaß, Regenwürmer zu kochen, was sie schließlich einmal tat und mir dann als Gericht vorsetzte! Ich genoß dasselbe, ohne zu zaudern: herrlich war es kaum, aber eßbar.

Die Preise der Kohlen stiegen dermaßen, daß ich bei meinen verminderten Einkünften unsere Zentralheizung aufgeben mußte. Für den Winter 1918 auf 1919 mußten wir uns mit unserem einzigen Kamin begnügen, das drei übereinanderliegende Zimmer heizen konnte. Im übrigen mußten wir uns üben, in ungeheizten Zimmern zu schlafen. Zur Zeit war dies sehr gesund. Trotz allem fuhren wir fort, in Yvorne unsere Volkserziehungsvorträge zu veranstalten.

Am 1. April 1918 feierte unsere liebe Mutter, Frau Steinheil, ihren fünf- undachtzigsten Geburtstag. Aber sie wurde immer gebrechlicher, gebückter und fast blind. Sie wünschte sich selbst den Tod, der bald danach, am 14. Mai, eintrat. Da eine Kremation momentan unmöglich war, wurde sie vorläufig begraben. Ihr treuer Pfarrer de la Harpe hielt ihre Leichenrede; sie hatte, als einzige unter uns, stets ihren protestantischen Glauben behalten. Seit elf Jah-

ren wohnte diese, aus lauter Selbstaufopferung, Arbeit und bescheidener Hingabe an andere lebende Frau bei uns, bei ihrer lieben Tochter. Ihr Tod hinterließ uns eine schwere Lücke . . .

Am 1. September 1918 wurde ich siebzig Jahre alt. Bei dieser Gelegenheit glaubten meine zahlreichen Freunde in der Schweiz und auswärts, besonders meine guttemplerischen Ordensbrüder und -schwestern, aber auch meine sozialistischen Genossen, Freidenker, Ethiker und Irrenärzte, mich mit Ehrungen und Gratulationen überschütten zu sollen, die mich tief beschämten. Die damaligen tragischen Zeiten paßten zu einer persönlichen Kultusfeier wie die Faust aufs Auge. Otto Volkart (Verlag W. Trösch, Olten 1918) und etwas später Jean Wagner (Librairie Payot, Lausanne 1918) haben mein liebes Ich in einer Art beweihräuchert, daß ich nicht mehr wußte, wo mich verstecken<sup>1</sup>.

Meine psychiatrischen Kollegen deutscher Sprache widmeten mir eine ganze Nummer der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie von Gaupp und Spielmeyer in Berlin als Festschrift mit wissenschaftlichen Arbeiten von Bleuler, H. Bertschinger, Bezzola, H. W. Maier, H. Christoffel, J. Donat (aus Budapest), L. Frank, H. Jörger, J. Ben. Jörger, J. Piltz, W. v. Speyr und F. Stein (aus Budapest). Sogar Romain Rolland, der sonst und besonders für sich selbst jede persönliche Ehrung streng verpönt, schrieb in der «Revue mensuelle» in Genf vom August und Oktober zwei Aufsätze: «En lisant Auguste Forel» (Fourmis de la Suisse) und «Hommage au Dr. A. Forel».

Meinen Freunden dankte ich schriftlich in verschiedenen Zeitungen wie folgt:

«Liebe Freunde!

Ihr habt bei Anlaß meines siebzigsten Geburtstages viel zu lobende Aufsätze geschrieben, mir sogar zuweilen Verdienste zugeschrieben, die zum Teil andern gehören. Ich danke Euch herzlich hier für diese wenig verdiente Ehre. Da ich zum kleinsten Teil auf die unzähligen Briefe, Karten und Telegramme antworten kann, die Freunde an mich richteten, bitte ich Euch alle, daran festzuhalten, daß ich grundsätzlich keine persönlichen ‚Ehrungen‘ annehme. Inständig beschwöre ich Euch, in den tragischen Stunden, die wir durchleben, Euren Eifer und Eure Tätigkeit auf das ‚Soziale Wohl‘ der Menschheit übertragen zu wollen, das beider so dringend bedarf. Ich empfehle Euch besonders unseren ‚Vorentwurf der schweizerischen Liga für Weltvölkerbund‘. Nehmt daran teil, auch für das Wohl der Schweiz; laßt alle konfessionellen und Parteizänkereien beiseite zum Wohl des Ganzen.

<sup>1</sup> Kurz vor dem Tode A. Fs. erschien erst die sachliche, umfassende Biographie von Dr. med. Alex von Muralt, bei Orell Füssli, Zürich, Heft 4 und 5 der Schweizerköpfe. (Anmerkung des Herausgebers.)

Nur eine solche wohlgeordnete, organisierte, energische und vereinigte Tat kann unser Land, wie die andern, aus dem Sumpf herausziehen, in dem wir alle gegenwärtig waten.

Ich bin bereit, jede durch einfache Postkarte mir zugestellte Anteilnahme in Empfang zu nehmen und den Vorentwurf gegen Vergütung der Selbstkosten zu schicken. Im voraus dankend. Ihr A. F.»

Ach, meine Bitte verhallte fast ohne praktische Folgen: Liebe Worte und Lob, ja; Taten fast nie!

Kurz nach dem Tode seiner lieben Frau, und auch durch Deutschlands Niederlage schwer niedergedrückt, erschloß sich mein Freund Richard Semon in München. Er war 1859 geboren, kinderlos und bildete sich grundlos ein, senil zu werden. Am Tage seines Todes, am 27. Dezember 1918, schrieb er mir noch seinen letzten Brief, den ich in einem Nekrolog im «Journal für Psychologie und Neurologie», Band 25, Seite 49, 1919, vollständig wiedergab. Der Tod Semons schmerzte mich tief; ich fühlte mich eins mit ihm in meinem wissenschaftlichen Denken; aber seine Schwermut hatte ihn über sich selbst getäuscht.

Schon lange hatte ich beschlossen, eine große, populäre Arbeit über die soziale Welt der Ameisen der ganzen Erde (*Le monde social des fourmis*) in französischer Sprache zu schreiben. Nachdem ich dafür mit Frau Kündig, Verlegerin in Genf, das Nötige geordnet hatte, nahm ich den Tiermaler Erich Heinrich vom Juli bis Dezember 1919 bei mir auf, der mit großem Talent unter meiner Anleitung die Formen der Ameisen malte und zeichnete. Er stellte auch für das Titelblatt eine Ameise dar, die ihre Gefährtin mit dem Inhalt ihres Kropfes oder sozialen Magens füttert, dies als Sinnbild der sozialen Hilfe.

In den Jahren 1917 bis und mit 1919 schrieb ich unter andern folgende Zeitungsaufsätze:

Le Czar Nicolas II (1917); l'organisation de la Liberté; les Grands mots; la religion du Bien social; les devoirs de la Suisse; le gâchis mondial; les colonies, protectorats et sphères d'influence; le service civil; l'Homo sapiens de Linné; le contrôle des supérieurs par les subordonnés; l'adaptabilité humaine; die Parabiose des Menschen; Verhängnisse (geistige Abnormität Wilhelms des Zweiten, 1919); l'humanité change de plumes, mais pas de cerveau; Suisse et bolchevisme; Vainqueurs tremblants; Spartaner sein eher als Spartacus; l'Esperantido; Danse entre deux frousses; aus Sowjetungarn (was mir anonyme und viele andere Schmähungen von seiten plutokratischer Bürger eintrug); la Paille et la Poutre; la Guerre sociale de 1919 usw.

Außerdem kamen neue, von mir frisch revidierte Auflagen meiner Bücher: *Les fourmis de la Suisse*; über den Hypnotismus und die Psychotherapie;



über die Hygiene der Nerven und über die sexuelle Frage, letztere deutsch und französisch, zustande.

2. *Besuche von Freunden.* Im April 1917 beehrte uns Romain Rolland mit seinem Besuch. Ich konnte feststellen, wie weitgehend unsere Anschauungen übereinstimmten. Ich zeigte ihm meine Ameisen, für die er großes Interesse hatte. Als dann kam nochmals Lunatscharsky, der nach dem vom Zaren befreiten Rußland eilte und von uns Abschied nahm. Ich übermittelte ihm meine «Vereinigten Staaten der Erde», die er damals ins Russische übersetzen wollte. Tat er dies als Unterrichtsminister unter Lenin? Kaum!

Romain Rolland besuchte uns wieder im September 1918, dieses Mal von seiner Mutter und seiner Schwester begleitet; ferner Magnus Hirschfeld aus Berlin, der Verteidiger der Homosexuellen, endlich Dr. Lipschütz, der mir seine, denjenigen Steinachs folgenden, neuen Experimente über «Feminisierung» des Männchens und «Maskulisierung» der Weibchen bei Tieren und Menschen mittels Transplantation der entsprechenden Sexualdrüsen erzählte und mir mit Bildern vordemonstrierte. Diese Tatsachen werfen unsere alten Hypothesen auf diesem Gebiet um.

Im Jahre 1919 kam ein lieber, tüchtiger Deutschschweizer Pfarrer nach Aigle. Er war Abstinenz, Sozialist und tief ethisch wie seine gute Frau. Wir befreundeten uns sehr mit beiden. Die originelle sozialistische Autorin der «Erlebnisse einer Serviertochter», Anneliese Rüegg, besuchte uns auch in Yvorne; sie war überall in der Welt als echte Zürcherin mit derber, ungeschminkter Sprache und ebensolchem Handeln gereist.

Im Monat April besuchte uns unsere Freundin Fräulein Elise Proß, die mir eine große Hilfe bei der stilistischen Revision der Neuauflage meiner deutschen Bücher über Nervenhygiene, sexuelle Frage und Hypnotismus war.

Letztere mußte ich durch neue Begriffe in Anschluß an Semon, durch Widerlegung des Okkultismus, durch Revision des Begriffes des Unterbewußtseins, durch psychoanalytische Ergänzungen und durch die Möglichkeit einer Erklärung der Telepathie, die ich mit dem Ausdruck Psychoenergie bezeichnete, sehr verbessern.

Unser alter Freund, der Historiker Professor Böhtlingk aus Karlsruhe, besuchte uns im Monat September 1919; sein Chauvinismus war aus guten Gründen verschwunden. Dann kam von Bex Baronin Fejervary aus Budapest zu uns in einem elenden Zustand, blaß, mager und unter dem bolschewistischen Regiment pekuniär ruiniert. Diese ebenso ehrliche wie vortreffliche Frau hatte grausam gelitten und stets gearbeitet, ohne zu klagen.

Im Monat Oktober 1919 besuchte uns ferner Prinzessin Therese von Bayern, die Schwester des nun entthronten Königs Ludwig III. Sie war in Lausanne

und kam nach Yvorne mit ihrer treuen Begleiterin, Gräfin Deym. Wir waren alte Bekannte, und ich hatte große Freude, ihr meine Ameisensammlung samt den von mir ihr gewidmeten und von ihr in den Tropen Amerikas gesammelten Ameisen vorzudemonstrieren. Tief bewegt waren wir, als wir diese ältere, ebenso bescheidene wie gelehrte und edelgesinnte Frau vor uns sahen, die stets mutig und heiter blieb, trotz dem Unglück ihrer Familie. Sie schien sich in unserer bescheidenen Wohnung ganz wohlfühlen. Alte Erinnerungen aus Wien, aus dem Hofpalast zu München und von der zoologischen Versammlung zu Bern wurden zwischen uns getauscht. «Sic transit gloria mundi» werden gewisse Leute sagen. Aber nein; in ihrer Liebe zu den Naturwissenschaften hat Therese von Bayern niemals Ruhm geliebt oder erträumt. Ihre Liebe galt dem Urwald, den lebenden Tieren und Pflanzen in der Natur. Unter den Folgen des infamen Weltkrieges leiden heute solche unschuldigen Arbeiter in allen sogenannten Klassen der Gesellschaft, vom schlichten guttemplerischen Arbeiter, Kleinbürger oder Bauern bis zum hungernden Gelehrten oder Wohltäter der Menschheit wie Lydia von Wolfring in Warschau, bis zu der hungernden Baronin Fejervary und der leidenden Prinzessin Therese von Bayern. Wir alle müssen sie genießen, diese bitteren Früchte, während die Militaristen, die Wucherer, die Kanonen- und Granatenfabrikanten, die gewissenlosen Spekulanten sich bereichert haben und das Unglück übersehen, das sie über Millionen von Menschen in Europa heraufbeschworen haben. Wie lange wird es so weitergehen? Ist die Menschheit unbelehrbar? Oder wird schließlich eine gemeinsame, gesunde Organisation aller Völker obsiegen?

3. *Der Krieg.* Es fällt mir nicht ein, hier, von Yvorne aus, die Geschichte der soeben erfolgten Welterschütterung der ganzen Menschheit, deren Einzelheiten noch vielfach ins Dunkel der Lügen und Widersprüche gehüllt sind, zu skizzieren. Nur ein paar Tatsachen mögen erwähnt werden. Mit Hilfe der Frau Osolin habe ich für das arme, von den baltischen Baronen noch viel ärger als von dem russischen Zarismus niedergedrückte lettische Volk eine Lanze gebrochen. Unter dem Namen «Obost» wollte der alldutsche Militarismus (General Bermont) einen deutschen Einmarsch in Kurland organisieren, um dort systematisch das lettische Volk zugunsten der baltischen Barone auszutreiben, die früher die Stütze des Zars gebildet hatten. Die Ereignisse des Jahres 1919 setzten diesem nun entschleierten Plane sowie den Verwüstungen von der Goltz' und Bermonts in Kurland ein jähes Ende: Lettland wurde endlich befreit.

Andererseits, um unparteiisch zu sein, gab ich der Bitte eines Deutschen, E. Bischoff, nach und schrieb ein Vorwort zu seinen Dokumenten über die Missetaten der englischen und französischen Truppen gegen die armen, wehrlosen, in Kamerun und anderswo internierten deutschen Kolonisten.

Zu jener Zeit befand sich die russische Gesandtschaft noch in Bern und übermittelte mir meine Ernennung zum Mitglied der neuen Akademie der russischen Sowjets. Aber schon damals sickerten die Missetaten der sogenannten Diktatur des Proletariates, in Wirklichkeit der Diktatur einzelner Fanatiker, durch. Ich ließ mich nicht fangen und übermittelte der russischen Legation einen Brief an Lunatscharsky, in welchem ich besagte Ernennung ablehnte, *wenn die erwähnten Gewalttätigkeiten nicht sofort aufhörten*. Dieser Brief wurde, wie ich hörte, später in Rußland veröffentlicht. Bald darauf wurde die russische Gesandtschaft von unserem Bundesrate in brutaler Weise aus der Schweiz ausgewiesen, und eine Antwort bekam ich nie mehr.

Im Dezember 1918 schrieb ich einen Aufsatz «*Instants tragiques*» für die Zeitschrift «*L’Idée libre*» zu Clermont-Ferrand. Die französische Zensur strich die fünf Endwörter «*du capital contre le socialisme*». Am 23. Oktober 1919 veröffentlichte ich im «*Droit du Peuple*» in Lausanne einen Artikel über den «Krieg in der Gesellschaft». Er zeigte auf den sozialen Krieg von 1919, den Krieg des Finanzkapitals gegen die Arbeit, den Krieg der Diebe gegen die Bestohlenen.

Die von der französischen Zensur im Dezember 1918 gestrichenen fünf Worte «*du capital contre le socialisme*» hatten die volle Wahrheit im voraus erkannt. Aus dieser Streichung sprach die blasse Angst, welche damals die französischen Bürger vor dem Sozialismus hatten. Das Schlagwort «Bolschewismus» war nur ein Popanz zum Zwecke, dem Volke Furcht einzuflößen und es gegen den Sozialismus aufzuwiegeln. Man fängt an, es heute, im Beginn des Jahres 1920, einzusehen, wo die Wahrheit zu tagen beginnt, und wo Lenin über die von den Kapitalisten der Entente gedungenen Koltschak, Denikine und Judenitsch zu siegen scheint.

Kurz nach dem Sozialistenkongreß in Bern im Februar 1919 wurde der mutige, edle Idealist Kurt Eisner in München feige ermordet, wo eine von einem Irrsinnigen eingeleitete «spartakistische» oder bolschewistische Revolution mit einem Blutbad endigte. Dort machten unsere Verwandten, vor allem mein Schwager Fritz Steinheil, der unter einem aus dem Fenster erfolgenden Kugelregen mutig seiner ärztlichen Praxis nachging, furchtbare Augenblicke durch.

Endlich erschienen im Monat Mai in Versailles die erdrückenden Friedensbedingungen der Entente an die Zentralmächte. Es war der gänzliche materielle und ökonomische Ruin der Besiegten, die man zugleich aushungerte und zu einer kollektiven Sklaverei verurteilte. Ein trauriges Kriegsende, eine traurige Ohrfeige dem Völkerrecht, aber zugleich eine furchtbare ethische Niederlage der Sieger; ein Ende, das den Beginn des sozialen Krieges ankündigte. Das war das Werk von Clemenceau, Lloyd George und Foch.



4. *Friedensbestrebungen.* Im Monat Januar 1917 versuchten wir in Bern eine Versammlung aller schweizerischen Friedensgesellschaften unter den Fittichen der ältesten derselben, der Schweizerischen Friedensgesellschaft, zustandezubringen. Leider aber ließ das Phlegma ihres Vorstehers, Bucher-Heller in Luzern, verbunden mit dem ententistischen Chauvinismus ihrer welschen Mitglieder, alles bald einschlafen. Dennoch reiste ich wieder in den Monaten November 1917 und Juni 1918 nach Bern zu pazifistischen Kongressen. Herr Dr. de Jong van Beek en Donk war vom Haag nach Bern übergesiedelt, um unsere Schweizer zur Tat anzuspornen. Der erste jener Kongresse war sehr bedeutend, aber leider wurden den Persönlichkeiten aus der Entente die Pässe verweigert. Dort machte ich die Bekanntschaft des Sozialisten Bernstein, der später berühmt gewordenen Erzberger und Gothein aus Deutschland, des Professors Laun und des alten Senatspräsidenten Elsner aus Wien usw., welchen ich meine «Vereinigten Staaten der Erde» gab. Dort fand ich auch alte Bekannte wie die Professoren Schücking und Quidde, die 1915 im Haag waren, Helene Stöcker usw. Man verrichtete dort gute Arbeit, um die Grundlage eines dauernden Friedens vorzubereiten. Unser altes Mindestprogramm aus dem Haag (1915) war bereits sehr überboten und die Notwendigkeit eines internationalen Bundes aller Staaten der Erde überall anerkannt.

Unterdessen war ich, auf die Bitte des aufopferungsvollen Herrn Karl Zimmermann in Basel, nach Genf gereist, um zu versuchen, Professor Rappart und Paul Pictet für unsern Völkerbund zu gewinnen. Paul Pictet witterte überall bezahlte deutsche Intrigen und war so chauvinistischer Ententist, daß Hopfen und Malz an seiner Borniertheit verlorengingen. Dagegen half uns Professor Rappart, mit der amerikanischen Legation in Bern in Verbindung zu treten.

In Bern fand dann ein Kongreß für den Völkerbund statt. Seit 1917 hatten nämlich Herr Karl Zimmermann und seine Freunde viel Geld zur Vorbereitung eines vortrefflichen, soliden, praktischen und lebensfähigen Vorentwurfes zu einem Weltvölkerbund auf demokratischer, sozialer Grundlage geopfert. Es war dies gerade die von mir 1914 in meinen «Vereinigten Staaten der Erde» erträumte Organisation. Ich hatte diese in weiteren kleinen Schriften: «Genug zerstört, wieder aufbauen!», «Der supranationale Friede», «Die Organisation der Freiheit» usw. etwas weiter ausgebaut. Aber mir fehlte die juristische und die Verwaltungspraxis. Hier nun hatten erfahrene Männer der Seele des ganzen Entwurfes einen lebensfähigen Körper gegeben. In Bern wurde nun im Monat November 1917 ein Komitee konstituiert, das eine deutsche und eine welsche Sektion der schweizerischen Weltvölkerbundliga bekam. Ich wurde als Vorsteher der welschen Sektion gewählt und mit der Übersetzung des Vor-



entwurfes in die französische Sprache betraut, was ich auch sehr sorgfältig besorgte und wobei ich den Entwurf mit Anmerkungen und einigen Verbesserungen versah. Diese Übersetzung erschien dann im Jahre 1918 in Genf bei der Imprimerie «Sonor» S. A., 46, rue du Stand, Genève, unter dem Titel «Avant-Projet d'une Société des Nations» (in Wirklichkeit des peuples).

Ich gab mir dann alle erdenkliche Mühe, mit Hilfe unserer Guttempler und anderer Freunde in Lausanne die welsche Sektion zu organisieren, aber ach, jetzt fehlten mir meine frühere Redefähigkeit und Tatkraft: hier auch, wie in der deutschen Schweiz, entschlief alles durch die Gleichgültigkeit und Torpidität des Homo sapiens, der nicht weiter als bis zur Spitze seiner egoistischen Nase sieht. Doch war nicht alles ganz vergebens. Ich schickte den «Avant-Projet» an viele Leute. Ein ausgezeichnete Engländer, Hugh Richardson, schrieb mir sogar, es sei dies der beste aller Vorentwürfe, die über jenen Gegenstand bisher erschienen seien. Es ist dies auch meine Ansicht. Statt dessen aber gebaren die fünf Allmächtigen der Entente nur eine lächerliche Maus, die wahrhaftig die Karikatur eines echten Weltvölkerbundes darstellt!

In Bern vereinigten sich also im Monat März 1919 viele Personen aller Länder, mit Ausnahme Frankreichs, für den Völkerbundsfriedenskongreß; sogar Araber waren dabei. Dort wurde ich näher mit Andreas Latzko, Professor Nicolai, Frieda Perles, Frau Snowden usw. bekannt. Zum Schluß gewannen die mehr fortschrittlichen Tendenzen die Oberhand über die mehr konservativen. Die Voten fanden nach Staaten statt. Unter den zahlreichen diskutierten Gegenständen erwähne ich die Vertretung nationaler Minderheiten in allen Ländern. Nach dem Kongreß kam Professor Nicolai aus Berlin zu mir nach Yvorne. Wir wurden gut befreundet; er erzählte uns die Einzelheiten seiner Flucht von Berlin nach Kopenhagen im Äroplan, und wir besuchten nachher zusammen Romain Rolland im Hotel Byron zu Villeneuve.

Am 28. Juni 1919, sieben Monate nach dem Waffenstillstand, wurde der Friede unterzeichnet. Aber was für ein bitter ironischer Friede, mitten im sozialen Krieg; ein hinkender Friede mit dem Motto «Vae victis» (Wehe den Besiegten!), hinter welchem das andere Motto «Vae victoribus» (Wehe den Siegern!) lauerte. Dies alles dank dem Schwachsinn von fünf Bonzen, die heute noch das Schicksal der Menschheit bestimmen.

5. *Die neutralen Guttempler (IOGTN)*. Seit 1906 war ich Internationaler Templer des IOGTN geblieben, da man mich 1911 im Haag wieder gewählt hatte. Eine Sitzung der internationalen Loge war für das Jahr 1914 in Straßburg vorgesehen und alles dazu vorbereitet worden; mein Bericht war fertig, und ich wollte meines Zustandes wegen abdanken. Nun brach drei Wochen vor dem Zustandekommen der Weltkrieg aus, vereitelte alles und zwang mich, auf

meinem Posten zu bleiben. Bruder Stein in Budapest vertrat mich dabei für viele Korrespondenzen. Während des Krieges gelang es mir, mit Ach und Krach unsere internationale Einheit gegen alle affektiven Torheiten der Chauvinisten, der sogenannten «Reformer», die alles reorganisieren beziehungsweise desorganisieren wollten, der Antisemiten usw. aufrechtzuerhalten. Dabei half mir wesentlich die unermüdliche Arbeit meiner lieben, treuen, immer heiteren und dienstfertigen Gattin, die nie für sich selbst, immer nur für andere besorgt war.

Aber ich war fest entschlossen, die Weltloge so bald wie möglich einzuberufen, um die 1914 unterbrochenen formellen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Da unsere holländische Großloge unter Bruder van Rees, im Gegensatz zu allen andern, während des Krieges ungeheure Fortschritte gemacht und die Stärke der schweizerischen Großloge nahezu erreicht hatte, fing ich damit an, Bruder van Rees selbst als zweiten Beamten (Weltkanzler) an Stelle des 1919 verstorbenen Bruders Philipp Stein vorzuschlagen. Es gelang mir, seine Bedenken zu überwinden, und er wurde ernannt. Trotz allen pessimistischen Prognosen, trotz dem nicht endenwollenden Waffenstillstand, trotz den sinnlosen bürokratischen Paßschwierigkeiten für den Eintritt in die Schweiz berief ich alsdann unsere internationale Logensitzung der IOGTN nach Basel für den 9. bis 11. September 1919 ein. Der Erfolg war glänzend.

Mit tiefer Freude konnte ich die warme und wahre Brüderlichkeit feststellen, die vom Anfang bis zum Ende in unserer Weltlogensitzung herrschte. Keine gehässige Kriegswolke trübte sie. Endlich konnte ich nach fünf langen Jahren meine ersehnte Demission als Internationaler Templer geben. In meinem bereits für Straßburg (1914) vorbereiteten und bis zum Jahre 1919 ergänzten Arbeitsbericht stellte ich die oben erwähnte glückliche Erhaltung unserer Einheit fest, indem wir unentwegt friedlich gegen die Alkoholseuche überall kämpften. In seinem Bericht zeigte unser treuer internationaler Sekretär Bruder Schwab, daß unsere Verluste in den kriegführenden Ländern zum Teil durch Mitgliedergewinne, vor allem in Holland, ausgeglichen wurden, wo heute hundertundzehn Logen mit fast viertausend Mitgliedern bestehen. In Deutschland und Österreich herrschte die Krankheit der Pseudoreformen, die sich aber zu bessern beginnt. In Wien konnte Dr. Longo unsere österreichische Großloge wiederherstellen. In Ungarn halten sich trotz allem Unglück unsere Logen. Dank dem Mut und der Aufopferung unserer Brüder Dr. Popowitsch, Danitsch, Staitsch, Beritsch, Levensohn und anderer sind in Serbien Wunder geschehen. Italien schlief ein, wacht aber heute wieder auf. Aus Bulgarien meldet uns Bruder Dimtscheff die Wiederherstellung unseres dortigen Jugendwerkes mit 155 Mitgliedern.

Beschlossen wurde, unsere nächste Sitzung nach drei Jahren, oder wenn nötig früher, in Holland abzuhalten, denn Bruder van Rees wurde mein Nachfolger als Internationaler Templer, während der anwesende Bruder Dr. Longo aus Mödling-Wien Internationaler Kanzler wurde. Er wurde dazu – und das ist bezeichnend für unsere brüderliche Stimmung – von der französischen Schwester Hayem vorgeschlagen, die ihren Mann im Kriege verloren hatte. Alsdann wurde die Sitzung mit warmen, bewegten Worten am 11. September mittags geschlossen.

Unter Anwesenheit der Brüder van Rees, Longo und anderer fand dann vom 12. bis 14. September die Sitzung der schweizerischen Großloge statt, wo 128 Mitglieder den Großlogengrad erhielten.

Im Monat November 1919 trat unerwartet ein großer Fortschritt in der Frage unserer Wiedervereinigung mit dem alten Guttemplerorden (IOGT) ein. Einerseits stimmte die deutsche Großloge des letzteren mit Mehrheit für die Verlegung der lebenslänglichen Verpflichtung in den zweiten (Distrikt) Grad, statt dieselbe sofort beim Eintritt zu fordern – also gerade das, was wir im neutralen Orden seit 1906 taten. Andererseits sandte mir unser alter Bruder Malins aus Birmingham, der mir seit 1906 grollte, plötzlich einen ganz freundlichen Brief und zugleich ein neutrales Ritual für die Buddhisten, das sogar in London gebraucht wird und fast ganz mit unserem neutralen Ritual übereinstimmt. *Tempora mutantur et nos mutamur in illis!*

Somit schwanden rasch alle bisherigen Schwierigkeiten. Im Monat Juli 1920 fand in Kopenhagen die Weltlogensitzung des alten Ordens statt. Bruder van Rees wurde dorthin eingeladen und bat mich um Rat für den *Modus procedendi*, den ich ihm bereits erteilt hatte. Eine Rede von ihm stand schon im Programm der Sitzung der alten IOGT.

Besser wäre es freilich gewesen, wenn im Jahre 1906 der alte Orden zu Belfast unsere damalige bescheidene Bitte um fakultative Neutralität nicht heftig und entrüstet abgewiesen hätte. Aber besser spät als nie, und heute ist er es, der unseren damaligen Schritten nachläuft. Darüber dürfen wir stolz sein. *Labor improbus omnia vincit*. Wir haben unsere Pflicht erfüllt. Es lebe das Verbot des Alkohols und aller anderen narkotischen Substanzen als Genußmittel auf der ganzen Erdkugel, auf politisch und religiös neutralem Boden!

6. *Der Sozialismus*. In der Schweiz hatte die kapitalistische Reaktion des Götzen Mammon gegen das brüderliche soziale Wohl der Menschen ungefähr gegen das Jahr 1880 begonnen und sich seither in der herrschenden pseudo-freisinnigen, sogenannten Radikaldemokratischen Partei immer mehr verstärkt. Wie die katholischen und protestantischen sogenannten «Christen»



ihre eigene Bezeichnung so oft Lügen strafen, so klingt der Name «freisinnig-demokratisch» wie bitterer Hohn. — Die natürliche menschliche Heuchelei lebt ja aus falschen Worten und Bezeichnungen.

Ich will hier weder vom bekannten Generalstreik, noch vom Oltener Komitee, noch von den Heldentaten unserer reaktionären Offiziere sprechen; diese Tatsachen sind allzu bekannt. Einerseits glänzten da der General Wille, der Freund des Kaisers Wilhelm II., mit seinem dummen Drill, sowie gewisse eitle und chauvinistische Offiziere unheilvollsten Angedenkens, die uns fast zum Krieg geführt hätten; andererseits erschienen die affektvollen und unüberlegten vorzeitigen kommunistischen Übertreibungen gewisser, vorwiegend jüngerer Sozialisten, die von Lenin und dem Bolschewismus suggeriert wurden. Das war die Charakteristik des sozialen Krieges vom Jahre 1919 in der Schweiz. Im ganzen kann ich meinerseits das sogenannte Zimmerwald-Programm der Sozialisten befürworten. Aber man hätte seine Verwirklichung in besonnener Art und Weise und progressiv organisieren und nicht mit Gewalt überstürzen sollen. Letzteres widerte unser Volk an, statt es zu gewinnen, und bedeutete, besonders im Jahre 1918, einen schweren taktischen Fehler.

Im Februar 1919 fand in Bern der große internationale Sozialistenkongreß statt. Da unsere sozialistischen Gruppen in Corbeyrier und Aigle infolge der Unfähigkeit und Gleichgültigkeit ihrer Mitglieder eingeschlafen waren, hatte ich mich der lebendigen Gruppe in Leysin angeschlossen. Diese delegierte mich, mit Hilfe des «Feuille d'Avis d'Aigle», als Reporter zum Berner Kongreß.

Der Berner Kongreß war für mich eine wahre Offenbarung, und ich war unglücklich darüber, daß momentan die durch Extremisten betörte schweizerische Partei daran offiziell teilzunehmen sich weigerte. Trotz einigen Ausnahmen glänzte diese Versammlung von Anfang bis zum Ende durch erhabenen, tiefen Idealismus. Dort lernte ich unter anderen Cachin, Mistral, Longuet, Renaudel, Huymans, Branting, Paul Graber, Kautsky, Fritz Adler, Kurt Eisner kennen, und von den deutschen Mehrheitssozialisten Wels und Hermann Müller. Die beiden letzteren spielten eine ebenso traurige wie zweideutige Rolle und bekamen eine verdiente und unbarmherzige Abfuhr; ihre Verteidigung war erbärmlich schwach. Im Kongreß traf ich Bernstein und Rubakine wieder, beide deprimiert und haltlos, während Kurt Eisner mit wunderbarer Lauterkeit und Offenheit sprach. Den Glanzpunkt bildete eine von dem Deutschen Kurt Eisner und dem Franzosen Renaudel gemeinsam unterzeichnete Resolution, die von der Versammlung jubelnd angenommen wurde. Wer ahnte damals, daß der edle, alte Eisner kurz darauf feige ermordet werden würde! Die Diskussion über die vortreffliche Arbeitsordnungs-



urkunde, die ebenso gemäßigt wie gut gestützt war, war für mich ein wahrer Genuß.

Was wird uns alsdann das Jahr 1920 bringen, Bolschewismus oder Reaktion? Wir blieben ohnmächtige Zuschauer dem Sturm gegenüber, der jetzt Europa mitsamt der ganzen Menschheit zunächst zum Ruin, dann aber, ich wage es wenigstens zu hoffen, trotz allen kurzsichtigen, ebenso blödsinnigen wie unzusammenhängenden Reaktionen, zum sozialen Neuaufbau führen wird.

Meine nächste Aufgabe für das Jahr 1920, falls ich noch lebe, ist, mein neues, durch Herrn Tiermaler Erich Heinrich illustriertes französisches Werk «Le monde social des fourmis» zu schreiben, das in populärer Weise, und dennoch exakt, die Sitten der Ameisen der ganzen Erdkugel beschreiben soll. Ist dies einmal getan, werde ich das Alter erreicht haben, in welchem man schweigen soll. Werde ich die vorgenommene Arbeit noch zustandebringen?

Aber ich muß nochmals die in meiner «Sexuellen Frage» zitierten, wahrhaft prophetischen Worte Friedrich Albert Langes erwähnen, die er Anno 1874 in seiner «Geschichte des Materialismus» (II. Auflage) niederschrieb:

«Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand, in einem Augenblick, in welchem die soziale Frage Europa bewegt: eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. *Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt; gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge faßt.*»

Und weiter: «Immerhin wird unser Streben nicht ganz umsonst sein. Die Wahrheit, die zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; *niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht, zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur wenige hören werden.*»

Ich hatte Langes Gedanke in dem folgenden kurzen Satz präzisiert: *Entweder wird der Sozialismus ethisch sein, oder er wird nicht sein.*

«Sozial» und «ethisch» sind im Grunde genommen genau gleichwertige Begriffe. Die Ethik besteht in der Pflege der höheren Nächstenliebe, der Aufopferung des Ichs für andere Menschen und in höchster Hinsicht für die Menschheit, also für das soziale Wohl aller. Eine ausschließliche Liebe für

wenige ist nichts als eine Ausstrahlung des Egoismus, somit ist sie so unethisch wie alle Cliques. Und ferner: ein Sozialist, der sich persönlich unethisch auf-führt, ist nichts als ein bewußter oder unbewußter Heuchler; das muß ich frank und frei jedem meiner Genossen erklären: er schädigt den Sozialismus durch Wort und Tat.

Nun ist der Sozialismus unausbleiblich, und der soziale Krieg vom Jahre 1919 und den folgenden wurde von Lange, wie man sieht, vorausgesagt. Eine starke kapitalistische, monarchistische und militärische Reaktion könnte somit nur zur internationalen Anarchie und zu neuen Kriegen zurückführen, welche zwar die endgültige internationale soziale Reform wohl um einige Dezennien verzögern, aber nie und nimmer ihren endgültigen Sieg verhindern. Man muß wirklich vernagelt und wahnsinnig sein, um dieses heute, nach so unendlichen Ruinen, nach soviel zwecklos vergossenem Blute, noch nicht einzusehen.

Die vor hundert Jahren noch fast unbekannte heutige Verkehrstechnik hat den Weltvölkerbund heute nicht nur möglich, sondern unvermeidlich gemacht. Dieser aber wird *ganz automatisch* die Kriege zwischen den Staaten, die ohnedies immer größer geworden sind, beseitigen. Der moderne Krieg führt sich heute selbst ad absurdum.

*Das ist in wenigen Worten mein politisch-soziales Testament.* So raub-tierisch, egoistisch und heuchlerisch auch die menschliche Natur an und für sich durch Vererbung ist, so kann sie doch *durch soziale Erziehung* von Jugend auf gezähmt werden. Meine bezüglichen Erkenntnisse verdanke ich in erster Linie Peter Huber, das heißt dem Studium der Ameisen; dann demjenigen des toten und lebendigen Gehirns der Tiere und des Menschen; ferner der Psychiatrie, dem Hypnotismus, beziehungsweise der Psychotherapie und der medizinischen Psychologie; im weiteren Darwin und Semon und endlich und nicht zuletzt meiner lieben Frau und der Alkoholabstinenz, um nur von den Personen, von Studien und den Tätigkeiten zu sprechen, die den tiefsten Ein-fluß auf meinen Lebensgang ausgeübt haben.

Mein persönliches Testament wird mein Sohn als meine selbstverfaßte Grabrede während der Einäscherung meiner Leiche vorlesen.

## DAS TESTAMENT

Auf Anweisung des Verstorbenen wurde dieses Testament von dessen Sohn verlesen während der Einäscherung in Lausanne am 29. Juli 1931, 16 Uhr.

*Liebe Kinder, Verwandte und Freunde!*

Ein Toter spricht zu euch, aber seid unbesorgt, er wird euch nichts vom Totentanz erzählen. Im übrigen bitte ich alle diejenigen, die die Wahrheit nicht hören können und wollen, sich zurückzuziehen.

Bei Gelegenheit einer Anzahl von Begräbnissen war ich aufgebracht und, ich kann sagen, sogar empört darüber, wie gewisse nicht gläubige Persönlichkeiten, sei es aus Schwäche oder aus Gleichgültigkeit, sich an die Kirchen verschachern, die sich ihrerseits beeilen, die wirkliche Geistesverfassung des Verstorbenen zu ihren Gunsten umzudeuten. Ich habe daher den Entschluß gefaßt, mich am Tage meiner Verbrennung persönlich an euch zu wenden, das heißt, selbst für meine Person einzustehen in dem Augenblick, wo ich euch ein letztes Lebewohl übers Grab hinaus zurufe.

Habt ihr mitunter nachgedacht über den Daseinsgrund von Leben und Tod, ob es die Mühe lohnt, zu leben, ob das Dasein dem Nichtdasein vorzuziehen ist und, bejahendenfalls, warum? Habt ihr ohne Voreingenommenheit ein Tier- oder Menschenleben von der Geburt bis zum Tode betrachtet? Habt ihr euch sodann Gedanken gemacht über das Leben der Arten und ihre allmähliche Umbildung in der immerwährenden Flucht der Generationen? Habt ihr rings um euch die offensichtliche Verwandtschaft der Tier- und Pflanzenarten unter sich betrachtet? Und dann, habt ihr euch die Frage vorgelegt, wie die von den Überlieferungen und Vorurteilen ernährte Einbildungskraft im Laufe Tausender von Jahren die Menschheit mit solch tollem Aberglauben bescheren konnte, daß es im verflossenen Jahrhundert erst der Wissenschaft gelang, ihr die Augen für die packenden Tatsachen der Entwicklung zu öffnen? Der Tod bedeutet das bald gewaltsame, bald natürliche Ende, zwar keineswegs das Ende des Lebens der Gattung, aber desjenigen des Einzelwesens, jenes Lebens, das einem unbrauchbar gewordenen Teile des Daseins das Ende bereitet, das sich aber gleichzeitig durch seine Keime unmittelbar fortsetzt, verjüngt und erneuert.

Habt ihr erfaßt, liebe Freunde, daß die meisten herkömmlichen Bekenntnisse die Töchter der abergläubischen Verzückungen, der Eitelkeit und der egoistischen Einstellung des Menschen sind? Er zieht die schmeichelnden

Trugbilder der Phantasie der Wirklichkeit vor. Studiert die Propheten, seht, wie sie einen oder mehrere Götter mit Menschenantlitz vorgetäuscht haben, Götter, von denen sie dann behaupteten, sie hätten die Welt erschaffen. In ihrer Verzückerung glaubten sie die persönlichen Offenbarungen dieser Pseudogottheiten zu hören und zu schauen, die ihnen kundtaten, sie hätten den Menschen nach ihrem Bilde geformt und ihm ewiges Leben beschert. Ihr werdet dann verstehen, wie sie außerdem, um die Leiden und unerbittlichen Härten der wirklichen Welt mit der Existenz eines angeblich vollkommenen und doch so menschlichen Gottes in Einklang zu bringen, Dämonen erfanden, Helfer des Bösen und Rivalen ihres Gottes, dessen Allmacht auf diese Weise sehr in Frage gestellt wurde. So schaut ihn denn an, diesen so gefürchteten persönlichen Gott, Sohn des Unbekannten und Schrecklichen, diesen Gott, dessen Rachsucht man so viele Opfer darbrachte. Seine Huld zu seiner Kreatur läßt lange auf sich warten, und das ewige Leben, das sie vom Tier unterscheidet, macht er ihr schwer erreichbar. Und welche Spannen Zeit hat er gewartet, bis er den Menschen offenbarte, daß sie die Liebe zueinander pflegen sollen!

Habt ihr einen Menschen gesehen, der aus dem Jenseits wiederkam, um uns die Wirklichkeit seiner Existenz nach dem Tode zu bezeugen? Seht ihr nicht im Gegenteil, wie dieser einst so offenbarungsstarke, redegewandte und mit Wundern verschwenderisch umgehende Gott immer stummer wird angesichts der Offenbarungen der Wissenschaft? Und seht ihr nicht, wie die verschiedenen Bekenntniskirchen, während sie gleichzeitig untereinander hadern, in hochtrabendem und unnachgiebigem Ton die Wirklichkeit ihrer zahllosen Dogmen bekräftigen, so daß es sich zeigt, wie wahr es ist, daß man auf einem Gebiete, auf dem man unmöglich etwas weiß, gar leicht alles behaupten kann? Merkt ihr nicht, daß das der Bereich der unergründbaren Metaphysik ist, in den sich von jeher alle Unwissenheit in ihren niederen und hohen, einfältigen und verwickelten Formen, wie in ihrer Verzückertheit und Heuchelei oder Scheinheiligkeit mit ihren Träumen und geheimnisvollen Dogmen verkrochen hat?

Ihr alle, die ihr hier seid, was könnt ihr euch unter einem sogenannten Leben nach dem Tode gut anderes vorstellen als Traumgespinste, die sich alle auf euer gegenwärtiges Ich beziehen, aus dem ihr nicht heraus könnt? In welchem Alter eures Lebens möchtet ihr auferstehen? Wird es stattfinden mit euren Fehlern und euren Gebrechen, um sie von neuem zu haben, wozu soll dann das gut sein? Oder wird es sich gegenteilig vollziehen, durch Verwandlung in göttliche und vollkommene Wesen? Dann werdet ihr es nicht mehr sein, und – ist ein ewig unveränderliches Leben vollkommener und all-



wissender Menschen nicht gleichbedeutend mit einer Ewigkeit voll gräßlicher Langeweile? Ich sehe vor mir den ganzen menschlichen Werdegang, wie er allmählich den Inhalt der Verzückungen der alten Propheten in diese tyrannischen Dogmen umgewandelt hat, in diese sinnlosen Phrasen, die es mit der Angst vor dem Tode und der Hölle zu tun haben, leeres Nachgerede, welches ist «wie das tönende Erz und die klingende Schelle». Erforschet ehrlich euer Gewissen, und ihr werdet selbst finden, daß diese Art, sich den Himmel zu verdienen, trotz ihren guten Werken grundunmoralisch ist.

Liebe Kinder und Freunde, versucht nun mit mir, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen mit einer Demut und Bescheidenheit, wie sie dem Suchen unserer kleinen menschlichen Person anstehen. Wir können nichts wissen über den Daseinsgrund der Welt, in der wir leben, weder über ihre ersten Ursachen noch über ihre letzten Zwecke; die wahre Philosophie hat es schon vor dreitausend Jahren bewiesen, die Wissenschaft bestätigt es heute. Wozu dann einen sogenannten persönlichen Schöpfer erfinden, der sich selbst erschaffen hätte, und das lediglich auf die Behauptungen von Sinnesgetäuschten der Vorzeit hin, die in den unglaublichen oder sehr zweifelhaften Überlieferungen berichtet sind? Heißt es nicht, sich willkürlich Illusionen hingeben aus Schwäche, Feigheit und Selbstgefälligkeit zugleich, wenn man darauf ausgeht, sich in den Träumereien eines ewigen Lebens zu wiegen? Als «Person» kennen wir nur den Menschen. Sich Gott – den Unendlichen – in Personengestalt zu denken, heißt also, sich mit einem Unsinn zufriedengeben, «der das Weltall beleidigt». Als kleine Kinder, von Geburt das Ebenbild unserer Eltern und nimmermehr das eines eingebildeten Gottes, traten wir alle in eine Welt voller Wesen, die sich gegenseitig auffressen und quälen, in eine Welt voll Schmerzen, Tränen und Herzeleid, mitten hinein in eine rohe und habgierige Menschheit – aber auch unter eine lebenspendende Sonne mit ihrem Lachen inmitten der Freuden und Blumen, der Liebe und Aufopferung, des Fortschrittes der Wissenschaft, der Kunst und des, wenn auch nicht bei allen, so doch bei vielen der Unseren wachsenden sozialen Verantwortungsgefühls. Je größer wir wurden, desto freier fühlten wir uns, nicht wahr? Weshalb? Weil wir gewahr werden, wie wir die uns umgebende Natur beherrschen mit Hilfe der komplizierten Kräfte, die sich in unserem Gehirn angesammelt haben, und zwar ohne daß dies uns zum Bewußtsein kommt, infolge einer vorväterlichen Vererbung von Jahrmillionen. Neben den Leiden haben wir die Freude, zu leben, zu lieben und uns fortzupflanzen. Und durch unsere Fortpflanzung trotzen wir dem Tode, denn unsere Kinder setzen unser Leben fort. Dies, ohne Zweifel, ist die wahre, uns bekannte Wirklichkeit! Ist es nicht rühmlicher, von Tieren abzustammen, die sich fortschreitend vervollkommen

haben, und der Sohn einer Menschheit zu sein, die einem immer höheren Ideal entgegenfliegt, als sich für die niedrige, entartete und lächerliche Kreatur eines grausamen Gottes zu halten, für eine Kreatur, die mit Erbsünde belastet und trotzdem genötigt ist, bei ihrem Schöpfer um Gnade zu flehen? Was gleicht noch an Ohnmacht diesem Gott, der seinen eigenen Sohn opfern muß, um seine Geschöpfe aus den Klauen eines bösen Geistes zu erretten, mit dem er nie hat fertig werden können, weil das Übel immer existiert?

Oh!, ich höre es wohl in meinem Sarge, wenn er in Flammen aufgeht, wie unsere freisinnigen Pastoren Einspruch erheben und mich beschuldigen, ich verleumde ihre Glaubenslehren, die, wie sie sagen, sich fortschrittlich gewandelt haben. Sie haben die Hölle und die bösen Geister, selbst die Gottheit Jesu Christi abgeschafft; die Bibel ist kein geoffenbartes Buch mehr. Sie haben sogar eine Offenbarung des Fortschritts und der Entwicklung nach Darwin erfunden. Der Glaube bedeutet kein Fürwahrhalten mehr; er ist, sagen sie, ein «Aufschwung des Herzens zu Gott», und das sogenannte religiöse Gefühl tritt an Stelle des Fürwahrhaltens der alten Dogmen der Kirche. Ich höre noch einmal diese tönenden Redensarten, die ihre Niederlage bemänteln sollen. Sie ist mir gegenwärtig, die gewandte Überredungskunst und Donnerstimme eines Frank Thomas, wenn er auf den Tisch schlägt mit dem Ausruf: «Die Bibel!» Liebe Kinder, all das klingt hohl. Die Bekenntnisreligionen leben und sterben mit dem Glauben an eine Trennung der Seele vom Leib, an ein ewiges Leben und einen persönlichen Gott. Legt diesen Glauben beiseite und öffnet die Augen! Abseits der tönenden Redensarten bleibt nur noch die einzig wahre, rein menschlich und irdisch eingestellte Religion des sozialen Wohls übrig.

Ist also, teure Freunde, unsere Pflicht im Leben und angesichts des Todes nicht deutlich vorgezeichnet von dem Augenblick ab, wo wir wagen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen? «Ich bin Mensch, und nichts Menschliches kann mir fremd sein», hat schon lange vor Jesus Christus der römische Dichter Terenz gesagt. Es liegt zweifellos nicht in unserer Macht, die Mordlust des Tieres von der Erde zu verdrängen, deren letzte Ursache wir nicht ergründen können. Wir selbst können ja nicht leben, ohne andere Wesen zu töten. Auf diese Weise von der Natur gezwungen, unsere Moral auf die Menschheit und diejenigen Tiere zu beschränken, die uns nicht schaden, ist es also unsere Sache, aus eigenen Kräften das Böse durch das Gute zu überwinden. Dies aber vermögen wir mittels Ausdauer und Entsagung: die Fortschritte der Wissenschaft und sozialen Moral beweisen uns alle Tage, daß wir in absehbarer Zukunft das Ziel erreichen werden. Die menschliche Solidarität ist kein leeres Wort mehr: Vom Glück einer Gesamtheit hängt das Glück jedes ein-

zeln, und von der aufopfernden und uneigennütigen Arbeit jedes einzelnen das Glück der Gesamtheit ab. Fühlt ihr nicht alle, daß wir in unserer Eitelkeit und individualistischen Selbstsucht die Wohltaten zu wenig erkannt haben, für die wir unseren Ahnen, unseren Vorgängern, verpflichtet sind? Durch ihre Leistungen, durch ihren Schweiß, durch ihr Blut und ungeachtet oftmaliger Verzweiflung über ein angefeindetes und geschmähtes, mitunter sogar mit Marter und Feuertod bestrafes Werk ist es uns allzu selten dafür Dankbaren heute vergönnt, uns der Wohltaten einer Zivilisation zu erfreuen, die uns von den Ängsten, den Hungersnöten, einem Teil unserer abergläubischen Ansichten und so vielen andern Leiden und Qualen einer Zeit befreit hat, die wir in wahrhafter Ironie «die gute alte» nennen. Der Mensch vergißt leicht die Schmerzen der Vergangenheit, um nur ihrer Freuden zu gedenken. Das ist immerhin angenehm, aber es ist falsch und läßt uns die Vergangenheit im Widerschein einer trügerischen Fata morgana sehen. Zeigen wir uns also willens und fähig zur Dankbarkeit gegenüber den wahren Wohltätern der Menschheit und den wissenschaftlichen Forschern, die zu unserer Ahnen Zeiten dem verhältnismäßigen Wohlergehen, dessen wir uns heute erfreuen, den Boden bereitet haben. Lernen wir aber insbesondere, es diesen wackeren Männern gleichzutun in eigener eifriger und ausdauernder Arbeit und in der Einfachheit unserer Lebensführung. Verachten wir jene moderne, selbstsüchtige und zugleich pessimistische Philosophie, die nur sich freuen und «ihr Leben leben» will und sich keine Sorge um das Wohl der Allgemeinheit macht, sondern einzig und allein die Höchstentfaltung ihres lieben Ichs erstrebt. Das ist eine soziale Krankheit, die es zu überwinden gilt. Möge jedes von euch, liebe Kinder, sein höchstes Ideal und seine vornehmste Pflicht darin erblicken, seinen Stein dem sozialen Gebäude einzufügen; das bedeutet eine nützliche und gute Überwindung, die keines von euch zu bereuen haben wird. Es ist dazu ein unerschütterlicher Optimismus vonnöten. Man hat den Tod des Christen gerühmt, der in der Verzückerung seines Glaubens, daß er mit einem Satz in den Himmel springe, sich im voraus auf diesen Tod freue. Stellen wir ihm den Tod des Buddhisten oder den eines Freidenkers gegenüber, der, von einem Wohlfahrtsideal für die Zukunft der Menschheit erfüllt, mit seinem letzten Atemzug freudig ausruft: «Es lebe das Glück unserer Nachkommen auf dem Boden eines immer höheren sozialen Ideals der Arbeit und Aufopferung für das Gute, auf dem Boden der fortschreitenden Wissenschaft, der Einfachheit der Sitten, der Nüchternheit einer vernunftgemäßen Rassenveredelung, eines alle Nationen der Erde umfassenden Friedens, mit einem Wort, auf dem Boden all dessen, was darauf hinzielt, das Glück, das Wohlbefinden und die sozialen Gefühle der Hingabe, Pflicht und Liebe, wie auch



die Fortschritte unserer Erkenntnis im Lebensbereich unserer Kinder und der der Zivilisation zugänglichen Menschenrassen zu vermehren.»

Ach, liebe Kinder, ich bitte euch ein letztes Mal flehentlich darum, arbeitet alle darauf hin, die Zweifler Lügen zu strafen, die behaupten, daß dies Hirngespinnste seien. Die Vererbung ist eine Tatsache, und wir können sie, allerdings nur sehr langsam, im Lauf der Generationen in andere Bahnen lenken, sowohl mittels einer heilsamen Individual- und Rassenhygiene, wie einer guten Zuchtwahl unter den auf die Allgemeinheit eingestellten wahren Menschenwerten, einer Auswahl, die im Gegensatz steht zu unserer derzeitigen Fehlzucht. Dazu bedarf es eines immer eingehenderen Studiums dieser Werte und insbesondere der des Gehirns, der erblichen Veranlagung zu einer von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Lebensfreude, zur Arbeit, zum Talent, zum wissenschaftlichen und künstlerischen Genie, zur Aufopferung für den Nächsten, zum Mitleiden, zum Pflichtbewußtsein. Alles das vererbt sich in Form der Veranlagung, und wir müssen lernen, bei unserer Fortpflanzung das Ziel im Auge zu haben, glückliche, gesunde, arbeitsfrohe und gut begabte Kinder zu zeugen. Laßt uns den Willen dazu aufbringen, und wir werden es vermögen im Verein mit der allmählichen Abschaffung der Kriege zwischen den Staaten und der der alkoholischen Getränke.

Erlaubet mir noch einige Worte über mein eigenes Leben. Ich habe es, wie alle Kinder, anfänglich geführt in der Liebe zu mir selbst, zu meiner Mutter und zu den Ameisen. Ich war sehr furchtsam. Meine Mutter hat mich im Wohlwollen, in der Rechtschaffenheit und im Pflichtgefühl unterwiesen, Dinge, an die ich geglaubt, und außerdem in einer calvinistischen Religion, an die zu glauben ich mich erfolglos bemühte, denn sie machte mich von allem Anfang an rebellisch. Diese Religion gab den Anlaß, daß ich meiner Mutter gegenüber den Wunsch äußerte, nie geboren worden zu sein, so sehr setzte mich die Furcht vor der Hölle, die den Ungläubigen verheißen war, in Verzweiflung. Die Ameisen lehrten mich die Arbeit, den Sinn für das Gemeinschaftsleben und den Widerwillen gegen den eitlen und rohen Egoismus der Menschen. Später haben mich Darwin und das Erfassen der Artenentwicklung auf dem Wege der Wissenschaft mit dem Leben wieder ausgesöhnt, indem ich mich von den Hirngespinnsten des Himmels, der Hölle und der Ewigkeit völlig befreite. Ich hatte mich übrigens schon geweigert, mich konfirmieren zu lassen. Später haben mich noch das Studium des normalen Gehirns und desjenigen des Geisteskranken, hernach die Beschäftigung mit dem Hypnotismus über die wahre menschliche Psychologie und über die Wirklichkeiten des Lebens aufgeklärt.

Meine teure Emma, meine treue, gute und ergebene Kameradin, der stetige Sonnenstrahl meines Lebens und desjenigen meiner Kinder, hat mir durch ihr



beständiges Beispiel von Entsagung und allseitiger Zuvorkommenheit die kostbarsten Güter des Daseins beschert: die Liebe und den Optimismus. Ich kann euch all das nicht schildern, was ich an Kraft, Leistung und Vertrauen zum Leben ihrer heiteren, ruhigen Liebe, ihrer unerschütterlichen Ergebenheit, ihrem Mut, ihrer Entschlossenheit und ihrer guten Erkenntnisgabe zu verdanken hatte. Liebe Kinder, von solcher Mutter geboren worden zu sein, kann man sich glücklich schätzen.

Schließlich hat mir die Enthaltung vom Alkohol eines der besten Mittel enthüllt, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine vernünftige, fortschreitende Veredelung unserer Rasse zu erreichen, wodurch ich wieder Vertrauen in die Zukunft der Menschheit gewann. Ich habe ihr ohne Zweifel und ohne zu rechnen viele meiner Kräfte gewidmet, aber ich verdanke ihr vielleicht ebenso viele, sowohl für mich wie für die Meinigen.

Ich bin nun am Ende eines arbeitsreichen Lebens angelangt, dessen Schwächen, Irrtümer, Fehler, Hinfälligkeiten und Trübsale ich besser kenne als alle. Ich habe zwei geliebte Kinder verloren, auf die ich stolz war, und bei deren Tod mir meine Frau das denkbar edelste Beispiel von Gefäßtheit und Gleichmut gegeben hat, als ich nahe daran war, wieder in Mutlosigkeit und Pessimismus zu verfallen. Durch einen Schlaganfall, die Folge einer Gehirnthrombose, sollte ich das Entsagen lernen und an die Pflicht des Menschen erinnert werden, für seinen Tod alles vorzubereiten, eine Pflicht, die ich in meinem Arbeitseifer zu sehr vernachlässigt hatte. Oh, ich wußte, daß ich mir in vielen Kämpfen im Dienste dessen, was das aufrichtige Studium des Lebens mir als meine Pflicht zu erkennen gegeben hat, viele zu Feinden gemacht habe, die mich nicht haben verstehen können oder wollen. Ich grolle ihnen deshalb nicht und verzeihe ihnen von ganzem Herzen; sie haben ihrer Wesensart entsprechend gehandelt. Die Zukunft wird zeigen, wer recht gehabt hat. Aber ich habe mir auch zahlreiche Freunde erworben, denen ich mithin ein letztes Mal Dank sage. Mögen sie mir alle meine Nachlässigkeiten ihnen gegenüber verzeihen. Die dauernde Überbürdung eines vielfachen Arbeiten gewidmeten Lebens, die nebeneinander im Verein mit unaufhörlichen Kämpfen vollführt wurden, hat mich leider allzu oft verhindert, ihnen meine tiefe Dankbarkeit zu bezeigen.

Ich hatte die voranstehenden Zeilen im Jahre 1912 geschrieben. Was soll ich heute, im August 1921, hinzufügen, nach den schauerlichen Kriegen, die eben erst die Menschheit in Feuer und Blut getaucht und damit mehr als je die erschreckende Wildheit unserer Haßleidenschaften enthüllt haben? Nichts, als daß wir um so fester, um so unerschütterlicher bleiben müssen in unserem

Kampf für die allgemeine Wohlfahrt. Unsere Kinder sollen sich nicht entmutigen lassen; sie sollen im Gegenteil aus dem derzeitigen Weltwirrwarr Nutzen ziehen für die Hilfeleistung bei der mühsamen Errichtung des erhabenen, übernationalen Menschheitsbaues auf der Grundlage eines allgemeinen Völkerbundes.

Erst im Jahre 1920 habe ich in Karlsruhe die überkonfessionelle Weltreligion der Baha'i kennengelernt, die von dem Perser Baha'u'llah vor siebzig Jahren im Orient gegründet wurde. Sie ist die wahre Religion des Wohls der menschlichen Gesellschaft, hat weder Dogmen noch Priester und verbindet alle Menschen miteinander, die auf dieser kleinen Erdkugel leben. Ich bin Baha'i geworden. Möge diese Religion fortleben und von Erfolg gekrönt sein; dies ist mein heißester Wunsch.

Soll ich nun, da mein Leben zu Ende geht, es beklagen und verwünschen? Nein, gewiß nicht! Ich scheide aus ihm in Frieden, ohne Schmerz, ohne Bitterkeit, ohne Angst und in der festen Hoffnung auf ein besseres Leben, nicht für mich, sondern für euch, meine Nachfolger. Ich habe mein möglichstes getan, um durch meine Arbeit und meine Kinder mein Steinchen zu unserem sozialen Gebäude beizutragen, und mein einziger Kummer ist, daß ich nicht vermocht habe, noch mehr und Besseres zu leisten. Ich habe es vollbracht wie ein einfacher und ehrbarer Feldarbeiter oder Bauhandwerker. An euch, meine lieben Kinder, liegt es, mein Leben fortzusetzen. Arbeitet im Frieden mit den andern Menschen, euren Brüdern. Ich sterbe – bin gestorben im Frieden und wünsche für meine Asche nichts weiter als die ewige Ruhe, das «Nirwana», das sie erwartet. Wenn ein Toter fähig wäre, Verluste zu beklagen, dann würde mein Herz bluten angesichts der Tatsache, von allem, was ich liebte, für immer geschieden zu sein. Aber die Asche schläft den Todesschlaf. Bedenket dies, und an mich denket nur ruhigen und heiteren Sinnes, wie ihr an meine Ameisen, meine Bücher oder an die alten Nußbäume im Garten denkt.

Mein letzter Wunsch ist, euch alle glücklich und von heiliger Begeisterung für ein immer höheres Menschheitsideal erfüllt zu wissen, und daß ihr für dasselbe kämpft.

Ganz besonders an euch wenden sich diese letzten Bitten, Inez, Martha, Oskar, Daisy, Lokit, Hugh, wie auch an die Kleinen, Wolf, Liesel, Inez, Sven, Evelyn, Edouard, Stanley, Annemarie, Yvonne-Miette, Armand, Cyril und Jürg. Denkt daran, daß ihr ehrbaren Familien entstammt, auf die man sich verlassen kann, und seid eifrig bestrebt, ihnen Ehre zu machen. Dir, liebe Emma, gilt mein allerletzter Scheidegruß und ein Wort des Dankes, dessen Tiefe ich nicht ausdrücken kann. Ich verdanke dir mein Glück. Verzeih mir

die unzähligen Barschheiten und Äußerungen der Ungeduld, mit denen ich so oft die Zartheit und Lauterkeit deiner Gefühle verletzt habe.

Vor allen Dingen, beweint mich nicht und traget meiner wegen keine Trauer, weder äußerlich noch im Herzen. Seid vom heutigen Tage ab alle fröhlich: wenn möglich, vergeßt meine Fehler und Gebrechen und baut aus und verbessert das, was ich an Brauchbarem leisten durfte. Möge jeder von euch nach seinen Fähigkeiten seine Steine zum Bau einer besseren und glücklicheren Menschheit beitragen.

Wir Toten können die Vergangenheit nicht mehr ändern; ihr Lebende könnt die Zukunft anders gestalten. Mut also und ans Werk!

*Auguste-Henri Forel.*

## NACHWORT

Auguste Forel hatte seine Memoiren Herrn Ernst Reinhardt, Verleger in München, zur Veröffentlichung überlassen, da er seine eigene Familie außer Spiel wissen wollte. Äußere Umstände haben die Veröffentlichung verzögert. Herr Reinhardt hat das Manuskript dem Herausgeber in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt. Dieser hat es, mit Einverständnis der Witwe Auguste Forels, durch Weglassung vieler Nebensächlichkeiten und Wiederholungen stark gekürzt. Der Schriftsteller Bruno Schönlanek überarbeitete seinerseits den Text stilistisch und formal, wofür wir ihm hier unseren Dank aussprechen. Der Verleger ermöglichte die Ausstattung und erleichterte in jeder Hinsicht die Veröffentlichung.

Die Memoiren Auguste Forels erzählen chronologisch und sachlich in Raum und Zeit das Zustandekommen und die tieferen Zusammenhänge eines großen Lebenswerkes. Dieses selbst gehört in das Gefüge der Bausteine unserer Epoche, denn über dem Werke steht der Geist, der es gebär.

*Prangins bei Nyon, Herbst 1934.*

*O. L. Forel.*





# INHALTSVERZEICHNIS

## ERSTER TEIL: ENTWICKLUNGSJAHRE

### *Meine Vorfahren* . . . . . 9

Vom Widerspruchsgeist des redlichen Vaters · Von der tieferrnsten, herzensfrommen Mutter · Strenggläubiger Protestantismus · Von Großeltern und Urgroßeltern · Gutsbesitzer, Fabrikanten, Oberste, Hugonotten, Freimaurer · Hofdame, Spinnrad und Locken · Eine französische Urgroßmutter dreht aus Abneigung dem Genfersee den Rücken zu · Von den schönen Kindheitserinnerungen an das großelterliche Landgut «La Gracieuse» bei Morges.

### *Erste Kindheit* . . . . . 12

Die überängstliche Mutter · «Paul» · Schnecken, Ameisen, Wespen · Naturforscher Alexis Forel · Entdeckung sklavenhaltender Ameisenarten · Bibel und Märchen · Große Angst vor der Hölle · Trost bei den Ameisen · Wiege späterer Kämpfe und Konflikte · Bindung an die Mutter.

### *Schuljahre in Morges* . . . . . 18

Angst vor dem ersten Schulgang · Monarchistische Erhebung des Grafen Pourtalès in Neuchâtel · Erste Eisenbahn Genf–Morges · Hausameisen · Sexuelle Neugierde · Menschenscheu und Prüderie · Pension Morges · Prügel und Spott · Knabenfreundschaft · *Pierre Hubers* Ameisenbuch wird zur Bibel · Elfjähriger Entdecker der Mordameisen · Über Morges und seine Gesellschaftsschichtung · Über die Entwicklung der Schweizer Demokratie · Epos über Ameisenkriege · Neue Ameisenforschungen · Schulexamen.

### *Schuljahre in Lausanne* . . . . . 25

Prügelzeremonie des «Passer au bleu» · Konfirmandenunterricht · Verhängliche Fragen · Fachlehrer · Feldgrillen als Pultmusikanten · Schlechtes Gedächtnis zum Auswendiglernen · Mittelmäßiger Schüler · Mithilfe in Vaters Landwirtschaft · Weinlese · Trinksitten · Obligatorischer Kadettendienst · Feldwebel Forel · Bogenschießgesellschaften · Aufzeichnungen über Ameisensitten · (1863/64) · Männliche Schmetterlinge klopfen an Fensterscheibe · Fußreise nach Dieulefit · Innere Kämpfe · Ablehnung der Konfirmation · Schlußexamen im Collège cantonal · Obergymnasium · Tod der Großmutter · Gründung einer Gesellschaft gegen die Aristokraten · Pubertät · Prüdes Schweigen der Eltern · Einweihung durch schmutzige Reden von Kameraden · Namenlose Angst vor Reifeerscheinungen · Aufklärung durch Arzt · Naturwissenschaft gegen argen Pessimismus · Die Flasche Wein · Trunkenheit und Sexualität · Kellerreisen · Freundschaft durch einen Käfer · Gustav Mayrs Ameisenbuch · Darwins Entstehung der Arten · Monismus als Weltanschauung · Medizinstudium in Zürich.

*Universitätsjahre in Zürich* . . . . . 37

Ländlicher Zürichberg, Jagdrevier für Ameisen und Käfer · Die ersten Studentinnen · Anatomische Präparierübungen bei «Knochenmeyer» · Wie man die Zürcher anlachen muß · Universitätsprofessoren · Botanische Exkursionen mit Professor Oswald Heer · Erdefresende Bombyx populi · Ärztliche Hypochondrie · Choleraepidemie in Zürich · Magnetische Kuren à la Mesmer · Literarischer Kaffeekranz bei Professor Rambert · Verein der Französisch-Schweizer · Burnands Bild · Mitglied der Schweizer Entomologischen Gesellschaft · Neue Bekanntschaften durch Insekten · Psychiatrie bei Gudden · Ameisenkriege · Professor Alfred Heer schlägt Ameisenbuch für Schläflipreis vor · Erster und letzter Bordellbesuch · Radikaldemokratische Bewegung · Miß Morgan disputiert gegen ihren Professor · Erste ethische Lüge · Deutsch-Französischer Krieg · Organisation eines Hilfs-lazarets · Bourbakis Ersatzarmee in der Schweiz interniert · Deutsches Siegesfest und Krawalle · Granatenexplosion in Morges.

*Zwischenzeit 1871/1873* . . . . . 51

Militärsteuer · Chirurg Mayors Axt · Eselskappe für fehlgegangenes Examen in Lausanne · Tiefer Pessimismus · Arbeit an Preisschrift über Schweizer Ameisenarten · Entdeckung neuer Arten im Tessin und im Engadin · Das Ameisenbuch wird fertig · Autorität und Kartonnest · Ameisen als Lehrerinnen · Sieben Monate Wien · Studien bei Gehirnforscher Meynert · Gehirnschnitte · Pferdehirn und gekränkte Metzgerehre · Zuviel weibliches Entgegenkommen · «Ungenierte» Wiener Sitten · Das Doppelkissen · Dissertation · Rückkehr nach Vaux · Neue Vorbereitungen zum Staatsexamen · Diesmal Spitalbesuche · Zuerkennung des Schläflipreises · Mitglied der Schweizer Naturforscher-Gesellschaft · Bestandenes Staatsexamen · Das richtige Alter und Visiten · Einheitliche eidgenössische Medizinalprüfung · Eine teure Wiener Verlegerrechnung · Doktorpromotion · Pariser Aufenthalt · Präparationsinstrumente · Irrenanstalt und Zwangsmittel · Gefesselte Tob-süchtige · Keine Anerkennung von «no restraint» · Widerwärtige Hurenwirtschaft von Pariser Studenten · «Petites femmes» · Vergebliche Bewerbung um Arztstelle in Irren-anstalt Cery · Über Sinnesart der Waadtländer · Nachricht über Anstellung bei Gudden in München · Einen Monat Insektenanatomie bei Leydig, Tübingen · Heftige Choleraepidemie in München.

*Assistent in München* . . . . . 64

«Ach was, Sie sind z'lang!» · «Präparätchenassistent» · Erste ganze Gehirnschnitte · Gud-densches Mikrotom · Bessere Einsichten in den inneren Bau des Gehirns · Erscheinen des Ameisenbuches 1874 · Über das Wesen Guddens · Eine unverhoffte Ehrung aus Paris · Wissenschaftliche Fehde kommt Ausländer zugute · Seetiere, nicht Insekten, damals wissen-schaftliche Mode · Ein allzu eifriger Leser und Abschreiber · Abteilung der unruhigen Männer · Sogenannte «französische Schweiz» · Paralytiker auf Wachabteilung · Das über-flüssige Nachthemd · Aufdämmern der Alkoholfrage · Heilung eines alten Säufers · M. de Coleville für totale Enthaltbarkeit · Ironische Antwort · Somnambulismus eines Schwachsinnigen · Der «geschlechtslose» Arbeiter · Schöner Dankbrief von Charles Darwin · Englische Stunden · Kurzer Briefwechsel mit Darwin · Über Ameisen · Bayrische Bierniere · Entscheidende Untersuchungen über Entfernung motorischer Nerven und Schwund der Nervenmuskelferne · Habilitierung als Privatdozent · Angst vor erster Vorlesung · Ein Glas Schnaps soll helfen · Neubau der Irrenanstalt · Vergeblich gewarnter Bauamtman · Zu schwache Zellenwände für Unruhige · Tobsüchtiger Konditor zertrümmert Zelle · Bauamt-mann durch Eisenstange belehrt · Geisteskranker erschlägt anderen Patienten · Teilnahms-

lose Mitpatienten · Freundschaft und Familienleben mit Ingenieur und Optiker Eduard Steinheil · Forschung über Kaumagen und Giftapparat der Ameisen · Sinnesempfindungen der Insekten · Entschluß, mit Steinheil nach Kolumbien zu reisen · Verabredung für Le Havre · Verpaßte Karriere in Zürich?

*Winter 1878/1879 . . . . .* 76

Die Großartigkeit des Ozeans · Sechs Tage seekrank · Delphine · Einlaufen in den Hafen von St. Thomas · Hingerissen von der tropischen Vegetation · Der sich nicht wohlfühlende Steinheil verlangt aufs Schiff zurück · Kurzes Streifen auf dem Land in der Nähe des Schiffes · Neue, winzig kleine Ameise auf Baumrinde entdeckt · Steinheil bewußtlos angetroffen · Tropischer Hitzschlag · Entschluß zu sofortiger Rückreise · Allein bei der Beerdigung des Freundes · Wieder in München · Mutige Fassung der Frau Steinheil · Zürcher Besprechung um Nachfolgerschaft von Hitzig im Burghölzli · Rückkehr nach Vaux bei Morges · Beschreibung exotischer Ameisen · Heimliche erste Liebe und Zuneigung · Mißglückte Werbung · Verstörtheit des verschlossenen Liebedürftigen · Ungefragte Ernennung zum Sekundärarzt im Burghölzli · Annahme unter Vorbehalt · Von der Macht eines Spottliedes.

## ZWEITER TEIL: BURGHÖLZLI 1879/1898

*Eintritt in die Irrenanstalt . . . . .* 87

Eigene Charakterbeschreibung · Auf sich gestellter Pessimismus wird Optimismus · Französische Redseligkeit · Große Gemütsreizbarkeit · Große Ausdauer · Lust und Fähigkeit zur Arbeit · Nur Phantasie für intellektuelle Sphäre · Fehlen künstlerischer Phantasie · Lebhaftes Temperament · Rasche Affektausbrüche · Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl · Polemische Tendenz · Normale Dosis unsozialer Eigenschaften.  
Ankunft im Burghölzli · Beschreibung der damaligen Hauptpersonen: Professor Hitzig · Dr. Weller · Dr. Laufer · Der Anstaltspfarrer · Der neue Verwalter · Der Oberpfleger · Der Maschinist Ziegler · Die Wärterin Barbara Meyer · Beschreibung der Anstalt · Angrenzende Stephansburg kleines Bordell · Die Schlüssel zum Anstaltspark in unberufenen Händen · Vorstellung im Festsaal · Es wird gezecht · Der kneipfrohe Pfarrer · Studium von Anstaltspersonal und Patienten · Häßliche und alte Haushälterin gesucht · Der grimmige Gendarm Rieke stellt sich vor · Übernahme der Anstalt · Ansprache · Feind von «Stabsvisiten» · Der böse Geist der Anstalt erscheint · Entweder – oder! · Neue Machtkämpfe · Neue Anstaltsschlösser und Sicherheitsschlüssel · Der Bordellwirt der Stephansburg verschwunden · Neuer Assistenzarzt · Dr. Laufer boxt Eindringlinge aus dem Anstaltsgarten.

*Universitätsprofessor und Anstaltsdirektor . . . . .* 97

Meldung als Privatdozent · Kampf gegen die Gleichstellung von Direktor und Verwalter · Reorganisation der Anstalt · Ernennung zum Professor und Direktor · Dr. Laufer wird Sekundärarzt · Riesige Direktorwohnung wird bezogen · Rieke der Cerberus zeigt die Zähne · Die bösen Irrenärzte · Psychiatrische Klinik · Mangel psychiatrischer Vorkenntnisse · Der kalte Winter 1879/80 · Alle Schweizerseen, ausgenommen Genfersee, zugefroren · Einen halben Meter dicke Eisschicht auf dem Zürichsee · Anderthalb Monate lang Volksfest auf dem Zürichsee mit Karussellen, Buden und Wirtschaften · Hitzigs Hilfskasse für Geisteskranke · Gegen Almosengenössigkeit · Hirnanatomisches Laboratorium · Frau Steinheil und Kinder in Vaux · Gegenbesuch in München · Hinneigung zu deren Tochter ·



Stephansburg Dependance · Immer wieder Trinkexzesse · Viermaliger vergeblicher Versuch, einen Trinker zu heilen · Fromme Anstalt St. Chrischona heilt ihn · Ehemaliger Trinker wird Blaukreuz-Agent in Paris · Warum gelang es den frommen Leuten? · Alkoholismus vergrößert Zahl der Geisteskranken · Wie vorbeugen? · Erwiderung der Liebesgefühle · Verlobung · Besuch in Vaux · Wie bringt man es Ricke bei? · Der Hausdrache wird ungemütlich · Vermählung.

## *Junger Ehestand* . . . . . 107

Ehefrau als Helferin und Chordirigentin · Der erste Abstinente und Blaukreuzler · Geburt des ersten Sohnes · Die Bewußtseinsfrage · Eine Bettruhekur und indische Ameisen · Ein Gedankenleser · Umwandlung des Strafhauswesens · Fachmänner für Irrenanstalten · Hypnose durch glänzende Gegenstände · König Ludwig II. und sein Arzt Gudden · Die Tragödie vom Starnbergersee · Der Schuster Boßhardt heilt Trinker · Neue Lebensperiode.

## *Abstinenz und Hypnotismus* . . . . . 115

Wirkung der Abstinenz · Orientierungsvermögen der Insekten · Zusammenhang der Nervenlemente im Gehirn · Schicksale neuer Gedanken · Neuronentheorie · Psychiatrische Gerichtsfälle · Der Mörder Gottschall · «Verminderte» Zurechnungsfähigkeit und «erhöhte» Gefährlichkeit · Pathologische Verbrechen · Haft oder Überwachung · Hypnotische Demonstrationen · Psychiatrie im mündlichen Examen · Fahrt nach Nancy zu Professor Bernheim · Rückkehr als fast vollendeter Hypnotiseur · Mißbrauch geistiger Getränke · Bankett mit Wassertrinken · Erfolgreicher Abstinenzkongreß in Zürich · Boßhardt wird Leiter des Trinkerasyls · Kolleg über Hypnotismus · Psychiatrie als mündliches Prüfungsfach · Ablauf der zwei Jahre Abstinenz · Einweihung der Trinkerheilstätte Ellikon · Vergütung statt Wein · Irrenzählung · Gausige Zustände in Privatirrenanstalten.

## *Arbeiten, Kongresse, Reisen* . . . . . 130

Grille schließt tagsüber ihr Loch · Wilde Araber · Ausgehungerte Kroumirgegend · Der Verrückteste aller Verrückten · Rechte Hand Dr. Delbrück · Bismarcks Wohlgemuth-Handel · Jesuitenpater Wasmann · Säuer springt in den Anstaltsgarten · *Plutôt mourir* · Unheilbare, ethisch defekte Trinker · Kongreß in Kristiania · Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten · Tod der Mutter · Heilung Gemütskranker durch körperliche Arbeit · Erfreuliche Besuche · Titel und Orden als Kräfte · Kloster Rilo · Schmutz · Ameisen · Ritterliche Räuber · Bulgaren und Araber.

## *Synthesen* . . . . . 139

Freude an Entdeckungen und Pflichtgefühl · «La petite maman» · Vorbeugen ist besser als Heilen · Lebensevolution · Tierseele und Menschenseele · Gehirnleben · Nur Gradunterschiede der Zurechnungsfähigkeit · «Du mußt Apostel der Wahrheit werden» · Soziale Hygiene · Alkoholfrage · Pädagogik · Sexuelle Frage · Rationelle Zuchtwahl · Frauenfrage · Welthilfssprache Esperanto · Rassenfrage · Großer Kampf um Wahrheit · Gründung der Guttemplerloge «Helvetia Nr. 1» · Angriffe · Interessante Besuche · Lombroso · Besuch in Algier · Bemerkenswerte hypnotische Fälle · Narkotische Sucht · Abstinentes Volkshaus · Abstinenzwirtschaften.

## *Arbeitshetze* . . . . . 148

Die Morphiumtorte · Ameisenpilzgärten · Experte für Bau der Tessiner Irrenanstalt · Frau Professor Orelli stellt 17 000 Franken Einnahmen fest · Alkoholfreier Marthahof · «Herr

Professor, Sie haben sich geirrt!» · Kaiserliche Hoheit durch Alkoholvortrag verblüfft · Die Presse macht gut mit · Verein zur Hebung der Sittlichkeit · Volksinitiative · Sitzung der Großloge · Basler Kongreß · Fehde zwischen Mäßigen und Abstinenten · «Ach, min liebe Forel, wenn me doch nu nit so firchtig vill liige mießt!» · Ethische Kultur · Entwurf eines schweizerischen Irrengesetzes · Erholungsurlaub.

## *Reise nach Kolumbien* . . . . . 154

Beschreibung der Reisegesellschaft · Der Erzbischof beißt nicht an · Der Erzbischof will verführen · Aasgeier · Tolle Fasnacht der Kolumbier · Auf Magdalenenfluß · Wunderbare Vögel und Fische · Kaimane · Tropennacht auf Lagune · Neue Ameisenarten · Immer noch ist alles verkleidet · Endlich im Urwald · Nachbarschaft von Ameisen (Parabiose) · Mächtige Nester der *Atta columbica* · Pilzgärten · Von Ameisen in die Flucht geschlagen · Erbeutete Pilzgärten · Mutterherrschaft und Polygamie bei den Guajiren · Uralter Indianerpfad · Ameisenjagen vom Maultier aus · Fünfzig Meter lange Luftwurzeln · Hexenkünste der Aruaken · Springende Leuchtkäfer · Überwältigender Anblick des Antillenmeeres · Koka-Lecken · Erdbeben · Ameisen in den trockenen Savannengräsern · Schwerer Absturz in Felsschlucht · Der «letzte» Moment · Die Wunden heilen · Garapaten (Juckmilben) · Auf der Jacht · Schlimme Abenteuer des Grafen Brettes · Jamaikas Irrenanstalt · Neger zumeist heiter-geisteskrank, Engländer melancholisch · Spinnen mit Kalkhaut · Revolution auf Haiti · Tropische Vegetation auf Antille Santa Lucia · «Tée dôle qu'on péfée les fouxms aux jeunes filles» · Ein tapferer Neger wehrt sich gegen Übergriffe · Britische Disziplin · Besuch bei dem gefangengehaltenen Negerkönig Béhanzin von Dahomey · Erster Minister und Scharfrichter von vielen hundert Menschen · Guadeloupe · Vera macaque (Fliegenmade) · Schneiden versagt, Indianermittel (Tabaksaft) hilft · Europäische Vegetation erscheint bei Rückkehr zwerghaft · Ankunft im Burghölzli · Geburt einer Tochter.

## *Drang nach Ruhe und nach freier Arbeit* . . . . . 170

Ehrendoktor · Abstinenzenumzug · Internationaler Kongreß für Anthropologie · Regierungsantrag gleicht beinahe Initiativbegehren · Antibordellgesetz geht mit großer Mehrheit durch · Zehn Jahre lange Nachwirkung eines Hypnosekollegs · Frau als Dozentin · Arbeitstherapie · Immer neue Polemiken · Überbürdung · Drang nach Ruhe und Freiheit · Sonderbarer Fall doppelten Bewußtseins · Rücktrittsmeldungen · Diplomatische Schachzüge · Abstinenz für Rheinau · Frau Orelli kauft «Karl den Großen» · Alkoholfreies Restaurant auf dem Zürichberg · Abschied vom Burghölzli.

# DRITTER TEIL: CHIGNY-YVORNE

## *Reisen nach Kanada und Rußland* . . . . . 183

Endlich frei! · Morges ist fremd geworden · Radfahren steigert Orientierungssinn · Schützenkönig · Ermordung der Kaiserin Elisabeth · Beobachtung des Mörders Luccheni · Vorlesungen über Psychologie · Patienten · Zweigstelle für ethische Kultur · Reise nach Kanada · Nordpolforscher Fridtjof Nansen · Naturforscherin Therese von Bayern · Gerichtsfälle · Für Jahrhundertwende angekündigter Kladderadatsch bleibt aus · Jahrhundert Lamarcks und Darwins · Landerziehungsheime · Apostelreise · Hygiene des Geistes und der Nerven · Petersburg · Moskau · Gefängnisse, Arbeitsanstalten, Findelhäuser · Der

Schwiegertochterkerl (Nachaz) · Warschauer Judenquartier · Besuch bei «Ameisenmayr» in Wien.

*Kampf gegen den Alkohol, «La Fourmilière»* . . . . . 195

Walter Biolley wird Guttempler · Sexuelle Frage · Typische Angst der Kinder, aufzufallen · Englischer Bergsteiger Whymper bringt Ameisen aus den Rocky Mountains · Kronprinzessin Luise von Sachsen als Patientin · Ausbruch des Mont Pelé · Richard Semons «Mneme» · Kopenhagener Abstinentskongreß · Schattenseiten der Zweisprachigkeit · «Français fédéral» · Polemik mit Wasmann · Nachbar Paderewski · Schweizerische Großloge · Belfast · Der betrunkene Schrankenwärter · Die Eidfrage · Sachverständiger in einem Ludwig-Thoma-Prozeß · Bild im Gerichtssaal müßte verhängt werden · Angriffe wegen Eidesvorbehalt · Esperantokongreß in Genf · Keimschädigung · Ameisensäure mache «stark» · Tod der Tochter Cécile · Besuche des Jahres 1906 · Ausdauerndes Hirn · Yvorne · «La Fourmilière» · Vorbereitung zum Austritt aus altem Guttemplerorden · Absinthtrinker ermordet Frau und Kinder · Gesetz des Absinthverbotes · Absinthverbot für die Schweiz · Täglich zwei Vorträge · Umzug nach Yvorne.

*Reisen nach Nordafrika und den Balkanstaaten* . . . . . 211

Beschreibung von Yvorne · Stockholmer Antialkoholkongreß · Umzug · Deutsche militärische «Ehre» in Ehefragen · 60. Geburtstag · Neue Vortragsreisen · Zwerg beherrscht Riesen · Reise nach Algier, Tunis und Süditalien · Heuschreckenschwarm verdunkelt Sonne · Silberameise · Ausgrabung der römischen Stadt Timgad · Tunis modernisiert · Zwei Drittel der 1889 noch abstinent vorgefundenen Araber halten Absinth für Limonade · Neapel, Rom, Mailand · Gründung einer Loge in Mailand · Gründung der «Internationalen Gesellschaft für medizinische Psychologie und Psychotherapie» · Zweite Reise nach Mailand · König August von Sachsen und die Himbeerlimonade · Seine Belehrung · Logengründung in Brüssel · Vortrag im finstern Saal und Presse-Echo · Vorträge in der Türkei · Christlicher Zauberer wird Medizинmann · Piräus · Hochzeitsfeier im Bergwald.

*Tragische Ereignisse* . . . . . 222

Sohn Edouard erliegt einer Embolie · Lebensmüde! · Die tapfere Frau · Götze oder Gott · Agnostische Ethik · Religion sozialer Wohlfahrt · «Indirekte» Kinder · Psychoanalyse · Malthusianismus oder Eugenik · Der erschütternde Fall des Taubstummenlehrers Holler · Macht der Bierbrauer in der Dresdner Hygiene-Ausstellung · Sehnsucht nach den Tropen · Reisevorbereitungen · Diktat fällt schwer · Ameisenkriechen · Arteriosklerose · Sprachstörung · Halbseitige Lähmung · «Vom Gelehrten zum Gaga?»

*Nach dem Schlaganfall* . . . . . 231

Plan, Memoiren zu schreiben · Tagebuch der Frau · Erlernen des Schreibens mit der linken Hand · Tod F. A. Forels · Selbstverfaßte Leichenrede · Balkankrieg 1912/13 · Balkanstaaten und Möglichkeiten ihres Bundes · Größte Ameisensammlung der Erde · Schnapsmonopol · Vereinigte Staaten Europas · Kriegsgerüchte · Alkoholverbot des Zaren Alexander · Die Torfameise · «Les problèmes de demain» · Offener Brief an Haeckel · Einseitig gefärbte Drucksachen · Korrespondenz mit Guttemplern · Friedensreise nach dem Haag 1915 · Geistiges Testament · Eugenik · Sterilisierung · Vereinigte Staaten der Erde · Verzweifelteltes Elend Europas · Friedensarmee.

<i>Anhang (1916/1920)</i> . . . . .	248
Aktiver Sozialist · Grauer Star · Ameisenbestimmungen · Kongreß der Nationalitäten · <i>Ich selbst und meine Arbeiten</i> : Gartenarbeit · Gekochte Regenwürmer · Steigende Kohlenpreise · Ehren zum 70. Geburtstag · Dankbrief · Freitod Richard Semons · Soziale Welt der Ameisen · Tiermaler Erich Heinrich · Zeitungsansätze · Besuche von Lunatscharski, Romain Rolland, Magnus Hirschfeld, Dr. Lipschütz, Elise Proß, Anneliese Rüegg · Therese von Bayern · <i>Der Krieg</i> : Betrachtungen über den Krieg · Abgelehnte Sowjetlehre · Der soziale Krieg von 1919 · Schwerste Friedensbedingungen · Bolschewismus · Ermordung Eisners · <i>Friedensbestrebungen</i> : pazifistische Kongresse · Vortrag über Weltvölkerbund · Völkerbunds-Friedenskongreß in Bern · Hinkender Friede · <i>Die neutralen Guttempler</i> : Weltlogensitzung in Basel 1919 · Große Fortschritte zur Wiedervereinigung · <i>Der Sozialismus</i> : Internationaler Sozialistenkongreß Bern · Ethischer Sozialismus.	
<i>Das Testament</i> . . . . .	262
<i>Nachwort</i> . . . . .	271



*Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten*  
*Copyright 1935 by Europa Verlag A. G. Zürich*  
*Satz und Druck der Genossenschaftsdruckerei Zürich*  
*Printed in Switzerland*









